

Systemdynamik und Systemethik: Verantwortung für Soziale Systeme ; Gedenkschrift für Walter Ludwig Bühl

Pichlbauer, Michaela (Ed.); Rosner, Siegfried (Ed.)

Postprint / Postprint

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Rainer Hampp Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Pichlbauer, M., & Rosner, S. (Hrsg.). (2008). *Systemdynamik und Systemethik: Verantwortung für Soziale Systeme ; Gedenkschrift für Walter Ludwig Bühl* (Systemische Organisationsberatung und Aktionsforschung, 2). München: Hampp. <https://doi.org/10.1688/9783866182998>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Mitglied der

Leibniz-Gemeinschaft

Michaela Pichlbauer, Siegfried Rosner (Hg.):

Systemdynamik und Systemethik.

Verantwortung für Soziale Systeme.

Gedenkschrift für Walter Ludwig Bühl

Systemische Organisationsberatung und Aktionsforschung, hrsg. von Siegfried Rosner, Band 2,
ISBN 978-3-86618-299-8, Rainer Hampp Verlag, München u. Mering 2008, 361 S., € 29.80

Walter Bühl unterrichtete als Ordinarius von 1974 bis 1996 in München am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität und lehrte Soziologische Theorie, Wissenschafts- und Wissenssoziologie, Politische Soziologie und Techniksoziologie, Kultursociologie und Bildungssoziologie, Soziobiologie, Entwicklungssoziologie, Stadtsoziologie und Wissenschaftstheorie.

Sein wissenschaftliches Werk umfasst 26 Bücher und etwa 100 Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften, Handbüchern und Lexika.

Er war ein außergewöhnlicher Wissenschaftler und ein bescheidener Mensch. Zum ersten Todestag von Walter Bühl diskutierten am 25. und 26. April 2008 ehemalige Kolleginnen und Kollegen im Rahmen der Tagung „Systemdynamik und Systemethik“ die Frage nach einer (Design-) Verantwortung für Soziale Systeme.

Die vorliegende Gedenkschrift enthält sowohl Vorträge der Tagung als auch durch sie angeregte und neu angefertigte Beiträge von KollegInnen aus Wissenschaft und Praxis, die sich auf diese Weise mit Werk und Wirkung Walter Bühls auseinander setzen. Der Band schließt mit einem bisher unveröffentlichten Originalbeitrag von Walter L. Bühl zur „Stellung und Funktion Bayerns in der regionalen Dynamik des Europäischen Binnenmarktes“.

Schlüsselwörter: Systemtheorie und Handlungstheorie, Verantwortung, Ethik, Nichtlinearität, mehrwertige Logik, Gender, Systemaufstellung, Modellbildung, Systemdynamik, Zukunftsforschung, Musiksoziologie, Religionssoziologie, Kunstgeschichte, Partizipation, Elite, Systemökologie, Europäische Union.

Systemische Organisationsberatung und Aktionsforschung

Band 2

Schriftenreihe des Instituts für systemische Aktionsforschung

herausgegeben von Siegfried Rosner

Michaela Pichlbauer, Siegfried Rosner (Hrsg.)

Systemdynamik und Systemethik

Verantwortung für Soziale Systeme

Gedenkschrift für Walter Ludwig Bühl

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-86618-299-8

Systemische Organisationsberatung und Aktionsforschung: ISSN 1864-709X

DOI 10.1688/9783866182998

1. Auflage, 2008

© 2008 Rainer Hampp Verlag München und Mering
Marktplatz 5 D – 86415 Mering
www.Hampp-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen, Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

∞ *Dieses Buch ist auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.*

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir wollen Ihnen ein gutes Buch liefern. Wenn Sie aus irgendwelchen Gründen nicht zufrieden sind, wenden Sie sich bitte an uns.

I Vorwort

Walter Ludwig Bühl (geb. 1.1.1934) ist am 26. April 2007 verstorben. Ihm und seinem Soziologieverständnis ist der vorliegende Gedenkband gewidmet.

Er unterrichtete als Ordinarius von 1974 bis 1996 am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) und lehrte Soziologische Theorie, Wissenschafts- und Wissenssoziologie, Politische Soziologie und Techniksoziologie, Kulturosoziologie und Bildungssoziologie, Soziobiologie, Entwicklungssoziologie, Stadtsoziologie und Wissenschaftstheorie. Sein wissenschaftliches Werk umfasst 26 Bücher und etwa 100 Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften, Handbüchern und Lexika.

Er war ein außergewöhnlicher Wissenschaftler und ein bescheidener Mensch.

Ehemalige KollegInnen und SchülerInnen, die durch ihn und seine Soziologie unmittelbare oder mittelbare Anregung für ihre wissenschaftliche und praktische Arbeit erhalten haben, veranstalteten für ihn zum 1. Todestag am 25. und 26. April 2008 in München die Tagung „Systemdynamik und Systemethik – Gibt es eine Verantwortung für Soziale Systeme?“. Den thematischen Rahmen der Tagung bildete Bühls 1998 erschienenes Buch „Verantwortung für Soziale Systeme – Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik“, denn gerade als Systemtheoretiker wollte er – anders als Niklas Luhmann – den Anspruch auf eine verantwortliche Steuerung in einer selbstorganisierten Gesellschaft nicht aufgeben.

Die nachfolgenden Beiträge dieser Gedenkschrift unterscheiden sich zum Teil von der Tagung, denn nicht allen ReferentInnen war es möglich, einen schriftlichen Beitrag zu verfassen, nicht alle Beiträge sind in schriftlicher Form wiederzugeben. Daher sei an dieser Stelle all jenen gedankt, die zu einer äußerst gelungenen Tagung beigetragen haben:

Allen voran sei Bühls Lehrstuhlnachfolger in München, Herrn Prof. Dr. Armin Nassehi gedankt. Zusammen mit ihm und Ingegerd Schäuble vom Schäuble Institut für Sozialforschung haben wir die Tagung konzipiert. Auf Grund eines tragischen Ereignisses war es Herrn Prof. Nassehi leider kurzfristig nicht möglich, an der Tagung teilzunehmen. Ihm und den MitarbeiterInnen seines Lehrstuhls sei daher um so herzlicher gedankt:

Gisela Döring, Florian Süßenguth, Jasmin Siri, Dinah Schardt, Steven Carthy, Victoria v. Groddeck, Julian Müller, Gina Atzeni und Martin Stempfhuber. Ohne ihre tatkräftige

Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung wäre die Tagung nicht gewesen wie sie war!

Des weiteren danken wir den Mitwirkenden am Fishbowl zum Thema: „Gibt es eine Design-Verantwortung für Soziale Systeme?“

- Herrn Prof. Dr. Alois Baumgartner (ehem. Department für katholische Theologie der LMU München), der als Sozialethiker einen Blick auf Bühls Werk „Verantwortung für Soziale Systeme“ warf
- Herrn Abt Odiolo Lechner (St. Bonifaz München), der nach dem Verhältnis von Ethik und Politik fragte
- Frau Dr. Margit Weihrich (Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Augsburg), die die Frage nach Verantwortung in der Weltrisikogesellschaft stellte
- Herrn Prof. Dr. Norman Braun (Institut für Soziologie der LMU) und Herrn Werner Fröhlich (SIM Sozialwissenschaftliches Institut München und Institut für Soziologie der LMU), die den Verantwortungsbegriff in der Rational Choice Theorie reflektierten.

Und wir danken Herrn Prof. Dr. Günter Schiepek (Institut für Psychologie der LMU München), der sich vor einem interdisziplinären, systemtheoretischen Hintergrund mit der Frage auseinander gesetzt hat, ob komplexe Systeme steuerbar sind.

Ebenso gedankt sei den Verantwortlichen der Diskussionsrunden:

- Herrn Albert Gröber (Institut für Soziologie der LMU München), der einen Workshop zur Phänomenologischen Soziologie bei Walter Bühl gestaltete
- Herrn Prof. Dr. Claus-Michael Ort (Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien, Christian-Albrechts-Universität Kiel), der einen Workshop zur Dynamik und Ethik symbolischer Systeme gestaltete und fragte, was die Literatursoziologie von der Kulturosoziologie lernen kann.

Für die musikalischen Beiträge zum Gelingen der Tagung danken wir herzlich Viola Einsiedel (Violine), Gerhard Hofmann (Violoncello) und Andreas Distler (Klavier).

Für die finanzielle Unterstützung der Tagung sei dem ganzen Institut für Soziologie der LMU und insbesondere dem Lehrstuhl Prof. Nassehi gedankt, ebenso dem Department für Soziologie der LMU München.

Für die vielfältige inhaltliche, organisatorische und motivationale Unterstützung danken wir: Susanne Kappler, Albert Gröber, Dr. Elfriede Üner, Dr. Gerlinde Schwappach, Wilmut Borgel, Dr. Herbert Schmid, Dr. Cordula Kropp, Dr. Wolfgang Dunkel, Gabriele Puritscher, Christine Buschmann und Ulrike Sternhardt. Wir danken ebenso herzlich Ingegerd Schäuble, ohne deren vielfachen Input und ohne deren Moderation diese Tagung nicht so gelungen wäre!

Und – last but not least – sei all jenen AutorInnen gedankt, die durch die Überarbeitung oder die Neufassung ihrer Beiträge diese Veröffentlichung möglich gemacht haben.

Die Tagung wies ebenso wie der vorliegende Band eine große inhaltliche Bandbreite auf. Dies liegt zum einen daran, dass Bühl selber sich für ein sehr breites Spektrum interessiert hat (und die Bandbreite seiner SchülerInnen daher ebenso groß ist) und zum anderen daran, dass sich im Vorfeld alle Beteiligten einig waren, dass Bühl keine Tagung über seine Person gewollt hätte, sondern nur zu interessanten soziologischen Fragestellungen. Alle haben in diesem Rahmen beigetragen was sie beitragen wollten und für bedeutsam hielten.

München, im Oktober 2008

Michaela Pichlbauer und Siegfried Rosner

Inhaltsverzeichnis

I	Vorwort	5
II	Michaela Pichlbauer, Siegfried Rosner: Verantwortung und Systemethik in Walter Bühls Werk – der Rahmen der Gedenkschrift	13
1.	Können Systeme moralisch werden?	15
2.	Das Werk Walter L. Bühls – ein knapper Überblick	16
3.	Die Beiträge des Gedenkschrift	21
III	Systemtheorie und Logik	25
1	Heinz-Günter Vester: Struktur und Dynamik der Soziologie Walter Bühls	25
1.1	Vom Strukturalismus zu den Strukturebenen	26
1.2	Strukturkern	28
1.3	Von der Multistabilität zur Dynamik	31
1.4	Merkmale Bühlscher Dynamik	31
2	Dirk Baecker: The N-Closure of the Observer	44
3	Michael Schmid: Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens – Walter Bühls Entwurf eines integrativen Forschungsprogramms für die theoretische Soziologie	53
3.1	Vorbemerkung	53
3.2	Walter Bühls Versuch einer interdisziplinären Theoriebildung	55
3.3	Bewertung des Bühlschen Forschungsprogramms	59
3.4	Fazit	67
IV	Theorie und Ehtik	72
4	Nina Degele: Systeme verantwortungsvoll designen – und was ist mit China?	72
4.1	Theorie verstehen, auf Empirie anwenden, politisch benutzen	72

4.2	Theorie verstehen: Verantwortung, Design, System rekonstruieren	74
4.3	Theorie auf Empirie anwenden: Moral und Funktionalität verbinden	81
4.4	Theorie politisch benutzen: olympisch denken und für die Zukunft lernen	84
5	Martin Riesebrodt: Globalisierung und die Rückkehr der Religionen	92
5.1	Säkularisierung	95
5.2	Begriff und Theorie der Religion	98
5.3	Religionen auf dem Vormarsch – ein Erklärungsversuch	100
6	Dirk Kaesler: Die Verantwortung der Soziologie für eine Gute Gesellschaft	108
6.1	Erstens: Die Soziologie als Leitwissenschaft.....	109
6.2	Zweitens also: Die Soziologie als Modewissenschaft.....	113
6.3	Drittens: Die Soziologie als Orchideendisziplin	115
6.4	Viertens: Weder Leitwissenschaft noch Modewissenschaft noch Orchideendisziplin: Die Zukunft des Hauses der Soziologie	117
V	Interdisziplinäre Anschlüsse	124
7	Claus Grimm: Die Kunstgeschichte fand nicht statt. Eine kulturwissenschaftliche Revision.....	124
7.1	Zum Anlass dieses Aufsatzes	124
7.2	„Autonomie der Kunst“ als Problem	125
7.3	Risse im Gebäude „der Kunst“	128
7.4	Das Sinnverstehen visueller Gestaltungen	131
7.5	Eine geschichtliche Typisierung	134
7.6	Eine Repräsentation der geistigen Wirklichkeit	137
7.7	Die symbolische Relevanz visueller Gestaltungen	141
7.8	Die Veränderung der darstellenden Symbolik.....	146
7.9	Kognitive Prozesse	150
7.10	Abschied von einer Utopie	153

8	Dieter Pfau: Versuch über Walter Ludwig Bühls „Musiksoziologie“ – verbunden mit einigen persönlichen Erinnerungen	159
VI	Theorie in der Praxis	170
9	Michaela Pichlbauer, Ingegerd Schäuble, Johanna Zebisch: Verantwortung der Wissenschaft für Soziale Systeme – ohne Genderbezug?.....	170
9.1	Der Anlass.....	170
9.2	Geschlecht und Objektivität.....	171
9.3	Verantwortung und Selbstreferenz	174
9.4	Objektivität und Forschungspraxis.....	177
9.5	Geschlecht und Lebenswelt.....	183
9.6	Geschlecht und (System-)Theorie im Netzwerk	185
9.7	Gender und Verantwortung	187
10	Nicole Saam, Willy Kriz: Die Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren politischer Partizipation. Theoretische Unmöglichkeiten und empirische Befunde aus einer Fallstudie zu Planungszelle und Zukunftskonferenz.....	195
10.1	Einleitung.....	195
10.2	Zur Theorie der politischen Inklusion	197
10.2.1	Politik, Organisation und Entscheidung	198
10.2.2	Das Unmöglichkeitstheorem.....	199
10.2.3	Dimensionen der Nachhaltigkeit	202
10.3	Fallstudie zu Zukunftskonferenz und Planungszelle	202
10.3.1	Umsetzung und Akzeptanz.....	204
10.3.2	Auseinandersetzung und Diskussion.....	208
10.3.3	Kenntnisnahme und Schubladisierung	215
10.4	Interpretation	216
10.4.1	Bindung als Machtgewinn.....	216
10.4.2	Dokumentation der Irritation.....	216
10.4.3	Motivationale Grundlagen der Publikumsrollenträger	217
10.4.4	Der Mythos der Nachhaltigkeit langfristig angelegter Verfahren	217
10.5	Ausblick	217

11 Claudius Gellert: Ethik, Eliten und die Rolle der Universitäten ...	223
11.1 Universitätstraditionen in England und Deutschland.....	224
11.2 Gentleman-Ideal, soziale Klassen und Elitenrekrutierung.....	225
11.3 „Exzellenzinitiative“ und die Vorbildfunktion von Eliten.....	228
11.4 Schlussfolgerung	230
VII Systemdynamik und Modellbildung	234
12 Felix Tretter: Systemtheorie, soziale Ökologie und die „Systemökologie“ von Walter Bühl.....	234
12.1 Vorbemerkung - Persönlicher und thematischer Hintergrund.....	234
12.2 Die „Umweltprobleme“ und die „Welt“ als ökosoziales System.....	235
12.3 Metatheoretische Fragen systemökologischer Probleme.....	238
12.4 Suche nach Antworten für systemökologische Forschungsansätze	244
12.5 Die „Systemökologie“ Walter Bühls.....	250
12.6 Humanökologie und Sozialökologie: Mensch, Gesellschaft und Umwelt	251
12.7 Systemtheorien und Systemwissenschaft	255
12.8 Theorie sozialer Systeme und die Ökologie	256
12.9 „Weltmodelle“ – quantitative theoretische Modelle aus sozialökologischen Arbeitsansätzen	258
12.10Methodologie der Gestaltung systemischer Weltmodelle.....	260
12.11Perspektiven/Fazit	265
13 Siegfried Rosner: Bewegungen des Gruppenkörpers. Verfugungen zwischen systemischer Strukturaufstellungsarbeit und Walter Bühls systemökologischer Interpretation sozialen Wandels	274
13.1 Systemaufstellungen als Aktionsmethode	275
13.2 Der (Aufstellungs-)Gruppenkörper als Resonanzkörper für Systemzustände	276
13.3 Methodische Diskussionen zwischen Konstruktivismus und Naturalismus.....	280

13.4	Durkheims soziale Physik als `Mechanik´ sozialen Handelns	283
13.5	Die Neue Sozialphysik als naturalistisches Paradigma	284
13.6	Anregungen für die Aufstellungsarbeit.....	287
13.7	Bühls systemökologische Interpretation sozialen Wandels und deren Bedeutung für die Systemaufstellung	290
13.8	Fazit/Ausblick	295
14	Reinhard Bauernfeind: Der erweiterte Kulturbegriff (Kultur als System) und die soziologische Verantwortung einer Zukunfts- forschung bei Walter Bühl	302
14.1	Zum Verhältnis von Kultur und Gesellschaft.....	302
14.2	Der „erweiterte“ Kulturbegriff	304
14.3	Kultur als System	306
14.4	Theorien sozialen Wandels als „physique sociale“?.....	307
14.5	Soziologische Wandlungsmodelle (60er Jahre)	309
14.6	Kontingenz als Gegenstand der Zukunftsforschung	311
14.7	Modellbildung und Simulation	312
14.8	Soziologische Zukunftsforschung.....	314
VIII	Walter L. Bühl: Stellung und Funktion Bayerns in der Regionalen Dynamik des Europäischen Binnenmarktes	317
1.	Das Problem der Regionalisierung	317
2.	Divergenz und Konvergenz	323
3.	Entwicklungsstand und Entwicklungsdynamik in der Bundesrepublik Deutschland	330
4.	Die Stellung Bayerns	333
5.	Die Funktion Bayerns.....	336
6.	Regionalismus und Föderalismus	342
IX	Schriftenverzeichnis Walter L. Bühl	348
X	Angaben zu den AutorInnen	359

II Michaela Pichlbauer, Siegfried Rosner: Verantwortung und Systemethik in Walter Bühls Werk – der Rahmen der Gedenkschrift

War es früher der Philosophie vorbehalten, den Blick auf das „Allumfassende“ zu richten, so mutet heute jeder dieser Versuche äußerst gewagt an. Der Versuch des am 26. April 2007 verstorbenen Soziologen Walter Ludwig Bühl, in der späten Moderne und am „Ende der großen Erzählungen“ sogar Moral und Systemtheorie miteinander zu verbinden, ist daher umso ambitiöser und diskussionswürdiger. Bühls Grundthese lautet, dass die rapide voranschreitende Globalisierung ökonomischer, politischer und kultureller Prozesse keines wohlmeinenden Weltethos bedarf, sondern einer „Systemethik aus makrosoziologischer Perspektive“.

Die (Individual-)Moral der Menschen lasse sich nicht gegen die Logik des Systems ausspielen, für eine globale Systemethik bedürfe es vielmehr kollektiv geteilter Werte. Diese Auffassung Bühls wird vor allem in zwei Publikationen vorgetragen: in dem bereits nach seiner Emeritierung 1998 erschienen Buch „Verantwortung für Soziale Systeme – Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik“ und in seiner 2000 erschienenen Studie „Das kollektive Unbewußte in der postmodernen Gesellschaft“, die das Problem der kollektiven Phänomene und ihrem Bezug zu individuellen Prozessen in der theoretischen Perspektive einer Soziologie der Massenphänomene diskutiert. So findet sich im Spätwerk Bühls die Auseinandersetzung mit den Grundlagen seiner Disziplin.

Während Emile Durkheims Begründung der Soziologie als einer eigenständigen Wissenschaft (gegenüber der Psychologie) auf der Annahme einer sozialen Realität *sui generis* fußt, wurde das Begriffsinstrumentarium des *kollektiven Unbewussten* von C.G. Jung Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zu einer Zeit geprägt, in der man noch annahm, Soziologie als Kollektivpsychologie, sogar als kollektive Tiefenpsychologie betreiben zu können. Das Instrumentarium des *kollektiven Unbewussten* ist folgerichtig nicht zur Beobachtung moderner Gesellschaften entwickelt worden, sondern als psychoanalytische Theorie- und Therapietechnik.¹ Es zeugt aber vom soziologischen Gespür C.G. Jungs,

¹ Vgl. Jung, Carl Gustav (1984): *Gesammelte Werke*, hrsg. von M. Niehus-Jung und L. Hurwitz-Eisner, Bd. 1-18. Olten: Walter-Verlag.

das Individuelle gerade auch im Hinblick auf seine soziale Formiertheit hin beobachtet zu haben.

Bühl (2000) nimmt diese Fäden auf und versucht, sie für die Gesellschaftstheorie fruchtbar zu machen. In zeitdiagnostischen Detailstudien zur Entstehung kollektiver Identität am Beispiel von Terrorismus, zu Kollektivphantasien (nationaler Größe) und Kollektivängsten (in der Ökologiebewegung) schließt er an die Semantik des kollektiven Unbewussten an und beschreibt Bewusstsein und Unbewusstsein als *sozialen* Prozess. Er nimmt kritisch Stellung zum „Kult des Individuums“. Individualisierung wird als Illusion, als neuer Mythos bzw. Kult dekonstruiert und von „Individuation“ unterschieden.

Bühl warnt aber auch vor einer Substantialisierung und Ontologisierung des Unbewussten: Das ganze Dilemma der Kollektivpsychologie bestehe darin, dass mit den substantialistischen Dichotomien von „Bewusstsein“ und „Unbewusstem“, „Individuum“ und „Kollektiv“ nichts mehr anzufangen sei. Er wendet sich gegen einen dichotomischen, einer zweiwertigen Logik folgenden Ansatz einer statischen Kollektivpsychologie.

Damit erscheint im Spätwerk Bühls erneut das Motto einer Kritik dichotomisierender Theoriebildung, die Kritik der sogenannten „symmetrischen“ Soziologie (Bühl 1969): Nicht Gemeinschaft *oder* Gesellschaft, nicht Individuum *oder* Kollektiv, nicht Naturalismus *oder* Konstruktivismus, nicht Bewusstes *oder* Unbewusstes. Die Semantik des kollektiven Unbewussten zu verwenden heißt also nicht, mit Instrumenten der Tiefenpsychologie Soziologie zu betreiben, sondern, ausgehend von der sozialen Formung des Psychischen, Entstehung und Funktion der die Individuen mit prägenden, kollektiv geteilten – und nicht immer explizit bewussten – Werte, Normen, Denk- und Verhaltensmuster als sozialen Prozess zu beschreiben und zeitdiagnostisch zu nutzen.

Dieses Motiv findet sich auch in Bühls Konzept einer „Systemethik aus makrosoziologischer Perspektive“ (Bühl 1998). So wie schon die Rede vom kollektiven Unbewussten im Zeitalter von Neuro-, System- und Cognitive Science keinen leichten Stand hat, ist die Verbindung zwischen Moral und Systemtheorie im Entwurf einer „globalen Gesellschaftsethik“ als umso mutiger und auch erforderlicher einzuschätzen. Mit der *Systemethik* verteidigt Bühl den Vorrang institutioneller Problemlösungen und relationaler Verantwortungs Zuschreibungen. Eine „Systemverantwortung“ ist dann gegeben, wenn die handelnden Personen oder Korporationen sich selber als Teil des Systems begreifen, in dem sie aktiv sind. So ist zum Beispiel der Manager so weit für die Folgen seiner Taten

verantwortlich, wie es das „Design“ der jeweiligen Institution erfordert. Die Verantwortung für soziale Systeme setzt damit ein gehöriges Maß an „Designwissen“ voraus, zu dem Bühl etwa Kenntnisse der organisatorischen Konstruktion, der rechtlichen Grundlagen und der psychologischen Betriebsführung zählt.

1. Können Systeme moralisch werden?

Mit seinem Begriff der „Designverantwortung“ versucht Bühl die Kluft zwischen Individuum und System zu schließen. Das sich selbst regulierende System sei genauso eine Chimäre wie das autonom agierende Subjekt. Vielmehr müsse die operative Selbstorganisation komplexer Prozesse mit Kontroll- und Eingriffsmöglichkeiten so verbunden werden, dass ein realistisches „Risikomanagement“ vernetzter Handlungsvollzüge entstehe. Letztendlich geht es im Rahmen einer globalen Gesellschaftsethik um die Schaffung „krisenresistenter Systeme“, die sich durch Evolutionsfähigkeit und Kontingenzbewältigung auszeichnen.

Bühl macht aber auch deutlich, dass der viel beschworene Steuerungsbedarf komplexer Prozesse auf der Ebene der innerinstitutionellen Regulierung liegt und damit an eine individualethische Grenze stößt. Denn die systemethische Verantwortung fußt auf einem hohen Grad an moralischer Freiwilligkeit. Verantwortungslose ManagerInnen können schließlich die ausgeklügelten Unternehmensstrukturen zerstören – um beim angeführten Beispiel zu bleiben. Es ist, so Bühl, demnach die Integration der Handelnden in eine „größere moralische Gemeinschaft“, die zur Übernahme von Verantwortlichkeiten für Aufgaben, Planungen und Entscheidungen führt, die jenseits einer starren Verursacherkausalität liegen.

Jene Notwendigkeit einer *kollektiven Moralität* für die „soziale Systemethik“ umfasst zum Beispiel die Anerkennung spezifischer Kulturwerte, die sich heute natürlich globalen Herausforderungen stellen muss. So sind es denn eher die „globalen Akteure“ wie multinationale Unternehmen, transnationale Organisationen (z.B. UNO) oder auch global agierende Nichtregierungsorganisationen, die neben Formen des internationalen Waren-, Medien- und Wissenstransfers einer „globalen Einheitszivilisation“ den Weg ebnen sollen. Neue Institutionen nur können auf die veränderte Weltordnung reagieren und für ihre Schaffung und Weiterentwicklung bedarf es der genannten „Designverantwortung“ für soziale Systeme. Moralische Basis dafür aber sind kollektiv geteilte Werte: eine nachhaltige Entwicklungspolitik erfordere „das Gefühl der wechselseitigen Verpflichtung für

die Zukunft“ – so Walter Bühl in seinem Spätwerk. Aber kehren wir zunächst an den Anfang zurück.

2. Das Werk Walter L. Bühls – ein knapper Überblick²

Walter Bühl schloss zunächst eine Ausbildung als Volksschullehrer ab. Als Lehrer in einer Münchner Hauptschule studierte er dann Philosophie bei Professor Max Müller und promovierte 1965 an der damaligen Philosophischen Fakultät bei Professor Emerich Francis mit einer Arbeit zum Thema: **„Schulaufbau und Verteilung der Bildungschancen in der Bundesrepublik Deutschland (1925 - 1960)“**. In den Jahren bis 1971 folgten einige Bücher und Aufsätze, die sich mit Bildungspolitik, Schulreform und der Rolle der Schule im gesellschaftlichen Wandel auseinandersetzen³. Den theoretischen Möglichkeiten zur Analyse sozialen Wandels widmete Bühl 1970 seine Habilitation für das Fachgebiet Soziologie an der damaligen Staatswirtschaftlichen Fakultät in München. Die Habilitation trug den Titel: **„Evolution und Revolution: Kritik der symmetrischen Soziologie.“** Die Habilitation war programmatisch für die weiteren Arbeiten Bühls⁴. Sowohl das Thema „sozialer Wandel“ zieht sich durch sein gesamtes wissenschaftliches Werk als auch die Auseinandersetzung mit den logischen Konstruktionsbedingungen soziologischer Theorien. Bühl ging es stets um die Frage, wie das soziologische Grundproblem, das Verhältnis von Individuum und Kollektiv theoretisch so gefasst werden kann, dass es zum einen nicht in vereinfachende Dichotomien aufgelöst wird, die die Bandbreite der Verschiedenartigkeit der dynamischen Verlaufsmuster gesellschaftlichen Wandels nicht mehr fassen können und zum anderen auch nicht hinter philosophisch bereits Erreichtem zurückbleiben. Durch das Werk Bühls zieht sich aber nicht nur sein theoretisches Interesse an den Konstruktionsprinzipien von Theorien und ihrer Konsequenzen innerhalb der Theorie, sondern auch ein empirisches Interesse an sozialem Wandel.

² Der nachfolgende Überblick zum Werk Walter Bühls wurde bereits 2002 für das Projekt IGIS (Informationen zur Geschichte des Instituts für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Prof. Dr. Karl Martin Bolte) zusammengestellt und lag bisher nur als „graue Literatur“ vor.

³ Siehe zum Folgenden das Schriftenverzeichnis in diesem Band.

⁴ Siehe auch die Artikel von R. Bauernfeind, M. Schmid und H.-G. Vester in diesem Band.

Wie ein Blick in Bühls Veröffentlichungsverzeichnis zeigt, ist es unmöglich eine „kurze Werkgeschichte“ an dieser Stelle zu verfassen. Eine solche Werkgeschichte müsste in der Lage sein, im Sinne eines roten Fadens die Frage zu beantworten, wo Bühl eine Entscheidung traf über seine eigene, theoretische Verortung. Da er aber stets versuchte, die Komplexität der soziologischen Theorienlandschaft wahrzunehmen und weiterzuverarbeiten ohne diese auf simple Gegensätze zu reduzieren, entziehen sich auch seine Bücher und Aufsätze den klassischen Einteilungen (wie etwa Handlungstheorie versus Systemtheorie).

Nach seiner Habilitationsschrift **Evolution und Revolution** (1970) befasste sich Bühl zunächst mit einer sehr differenzierten Übersicht über verschiedene theoretische Perspektiven in der Soziologie. Zwischen 1972 und 1975 hat er vier Bände in der Reihe *Nymphenburger Texte zur Wissenschaft* herausgegeben, die jeweils zentrale Texte verschiedener Theorierichtungen zusammenstellen (Verstehende Soziologie 1972, Konflikt und Konfliktstrategie ebenfalls 1972, Reduktionistische Soziologie 1974, Funktion und Struktur 1975). Diese Reader mit ausgewählten Originaltexten waren vor allem für StudentInnen als Grundlage der Theorieausbildung gedacht. Bereits in diesen Zusammenstellungen werden gängige, dichotomisierende Sortiermuster kritisiert und um eine komplexere Sichtweise bereichert. Ebenso trifft man bereits in diesen frühen Büchern Bühls auf die „Systemtheorie als Hoffnungsträgerin“. Allerdings ist dies nicht als Antwort auf die Frage nach seiner theoretischen Verortung zu verstehen, denn sein Oszillieren zwischen einer Entscheidung für einen systemtheoretischen Ansatz und der Betonung einer handlungstheoretischen Perspektive ist damit nicht zu erklären. Anstelle einer solchen Antwort werden nachfolgend einzelne Werke herausgegriffen um nur einen zentralen Punkt zu betonen: die systemtheoretische Grundausrichtung Bühls markiert nicht das Gegenteil einer handlungstheoretischen Perspektive und seine Passion für Theorie hat ihn nicht daran gehindert, sich mit praktischen, gesellschaftlichen Entwicklungsproblemen zu befassen.

Dem Band **Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen** von 1972 ist ein Artikel von Bühl selbst vorangestellt, in dem er nicht nur die Linie eines „verstehenden Funktionalismus“ bei Niklas Luhmann im Spektrum der soziologischen Handlungstheorien (!) aufzeigt, sondern sich auch gegen ein dogmatisches Verständnis der beiden großen Wissenschaftsstrategien des sog. „Reduktionismus“ und des sog. „Emergentismus“ wendet (S. 7-12). Vielmehr gelte es laut Bühl, die Potenziale beider Grundorientierungen konsequent auszuloten. Auch der Band von 1972 **Konflikt und**

Konfliktstrategie wird durch einen Artikel von ihm selbst zu Entwicklungslinien der Konfliktsoziologie eingeleitet. In dieser Kritik an der dyadischen Konfliktsoziologie wird die Systemtheorie als eine theoretische Möglichkeit vorgestellt, die alten „Faktor-Theorien des 19. Jahrhunderts“ (die immer nur eine oder wenige, von einander unabhängige Ursachen suchten) zu überwinden und Prozesszusammenhänge verschiedener Faktoren und Rückkoppelungsmechanismen aufzudecken (S. 42). In dem Band **Reduktionistische Soziologie** von 1974 wird das Potenzial der Systemtheorie zur Behebung der theoretischen Mängel einer soziologischen Theorie, die noch mit Elementareinheiten (S. 68) und linearen Kausalitäten operiert, diskutiert. Allerdings wird hier gleichzeitig darauf hingewiesen, dass es sich bei der Systemtheorie auch um einen speziellen Reduktionismus handelt, um eine sogenannte Global- oder Makroreduktion. Systeme werden in dieser Theorie aufgrund ihrer Makrosystemeigenschaften als Klassen analysiert (geschlossen - offen, multistabil - monostabil etc.). Ziel soziologischer Theoriebildung müsse es aber laut Bühl sein, die alten Dichotomien (Subjekt vs. Objekt, Idealismus vs. Materialismus/Substantialismus etc.) hin zu einer prozessualen Sichtweise (S. 76) weiterzuentwickeln. In dem Band **Funktion und Struktur** von 1975 findet sich der Aufsatz „Funktionale Methode und Systemtheorie“ von Niklas Luhmann, dem im einleitenden Text von Bühl das Verdienst zugesprochen wird, „(...) den grundlegenden Umbruch von einem kausalistischen Denken zu einem funktionalistisch-systemtheoretischen Denken deutlich gemacht zu haben und die kausalistische Fehlinterpretation der funktionalen Methode zurückgedrängt zu haben (...)“ (S. 77).

Will man nun die durchaus kritische, systemtheoretische Positionierung Bühls im Verhältnis zu dem Systemtheoretiker Niklas Luhmann in späteren Jahren verstehen, so muss man vor allem drei Unterschiede im Verständnis der Aufgabe der Soziologie bei beiden Theoretikern sehen. Bühl wollte nicht nur einen Ausweg aus der zweiwertigen, dichotomisierenden Logik⁵ der Theoriebildung hin zu komplexeren, empirisch fundierten Verlaufsmodellen finden, sondern er wollte mit diesem Beitrag zum Verständnis der Dynamik des sozialen Wandels auch einen Beitrag zu seiner möglichen Steuerung leisten. Bereits in seinem Grundlagenwerk **Struktur und Dynamik menschlichen Sozialverhaltens** von 1982 entwickelt er einen verhaltens- und evolutionstheoretischen Ansatz, der

⁵ In Bezug auf die Überwindung einer zweiwertigen Logik verweist Bühl häufig auf den, von ihm sehr geschätzten, Gotthard Günther.

Erkenntnisse der Humanethologie, der Biosoziologie und der Kybernetik berücksichtigt. Er war um einen Anschluss der soziologischen Theoriebildung an die Entwicklungen in den modernen Naturwissenschaften, vor allem in den Bereichen Allgemeine Systemtheorie, Kybernetik und Nichtlineare Dynamik bemüht, nicht um der metaphernhaften Übertragung von Begriffen willen, sondern weil in diesen Bereichen das bisher vorherrschende und für die Sozialwissenschaften immer schon problematische Wissenschaftsideal, das durch Begriffe wie Determinismus, Reversibilität, Stabilität und Vorhersagbarkeit gekennzeichnet war, in Frage gestellt wurde.⁶ Die Bühl'sche Kritik an der Systemtheorie Luhmanns fokussierte in Folge dessen auch genau diese Punkte: die binäre, sprich zweiwertige⁷ Codierung von Kommunikation⁸, die eher analogiegeleitete Übertragung naturwissenschaftlicher Begriffe (wie etwa Autopoiesis)⁹, den „(...) hohen theorieprogrammatischen Anspruch(...)“¹⁰ bei so geringer empirischer Verarbeitung und die Degradierung des Kontrollproblems sozialer Systeme zu einem Reflexionsproblem¹¹. Beispielsweise in seinen Aufsätzen **Die dunkle Seite der Soziologie. Zum Problem gesellschaftlicher Fluktuationen** von 1988, **Sozialwissenschaften jenseits des Gleichgewichtspfades** von 1989, **Heraklit, Heidegger, Prigogine oder die nicht-lineare Dynamik des sozialen Wandels** von 1991, **Vergebliche Liebe zum Chaos** von 1992 und vor allem in seinem zweiten Grundlagenwerk **Sozialer Wandel im**

⁶ Seit geraumer Zeit werden in einigen Disziplinen Phänomene nicht-linearer Dynamik, der Irreversibilität und der Selbstorganisation in den Fokus der theoretischen Aufmerksamkeit gerückt. Inwiefern die Hoffnung, dass die „Erforschung des Komplexen“ zu einer gemeinsamen Aufgabe der sog. „harten“ und „weichen“ Wissenschaften werden wird, bzw. sich als Perspektive für ein integrierendes Band, für eine Synthese zwischen Natur- und Geisteswissenschaften abzeichnen wird, bzw. durch die reale Theorieentwicklung in den Sozialwissenschaften in die wissenschaftliche Tat umgesetzt werden wird, bleibt nicht zu beobachten sondern auch im Sinne Bühls mitzugestalten!

⁷ Bereits in seinem Aufsatz von 1969 „Das Ende der zweiwertigen Soziologie“ spricht sich Bühl für eine Theoriebildung aus, die die bisherigen Dichotomien hinter sich lässt. Zur Kritik Luhmanns siehe vor allem Bühls Aufsatz von 1987 „Grenzen der Autopoiesis“ in der KZfSS und sein Buch „Sozialer Wandel im Ungleichgewicht“ von 1990, des weiteren seine Besprechung des Luhmann-Buches „Soziologie des Risikos“ (1991) in der KZfSS 1992 bzw. neuerdings seinen Aufsatz „Luhmanns Flucht in die Paradoxie“ in: Wagner, Gerhard, Merz-Benz (Hg.), Die Logik der Systeme 2000.

⁸ Grenzen der Autopoiesis, KZfSS von 1987, S. 231

⁹ Ebd., z.B. S. 237

¹⁰ Ebd., z.B. S. 229

¹¹ Ebd., z.B. S. 233, S. 251

Ungleichgewicht von 1990 versucht Bühl soziologische Wandlungstheorien mit modernen, naturwissenschaftlichen Modellvorstellungen anzureichern. Es werden zum Beispiel die soziologische Anschlussfähigkeit der Chaostheorie, der Katastrophentheorie, der Synergetik, der modernen Evolutionstheorie oder der Theorie der Nichtlinearen Dynamik diskutiert.¹² Wie bereits betont, sind diese Modellvorstellungen für Bühl immer vor dem Hintergrund der Frage von Interesse, was diese Erkenntnisse über verschiedene Formen des Wandels nicht nur für ein Verständnis von dynamischen Prozessen leisten können, sondern auch was sie zu einer möglichen Steuerung des sozialen Wandels beitragen könnten.

Neben dem Problem der theoretischen Weiterentwicklung des Faches sind einige seiner Bücher an sehr konkreten Überlegungen zur Fundierung politischer Entscheidungen orientiert¹³. Bereits in seinem Buch von 1978 entwirft er das Konzept **Transnationale Politik** und analysiert **Internationale Beziehungen zwischen Hegemonie und Interdependenz**. In seinem Buch **Eine Zukunft für Deutschland** von 1985 analysiert Bühl die Grundlinien der technologischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklung für die Bundesrepublik Deutschland.¹⁴ Weitere Bücher, die sich der empirischen Erfassung sozialen Wandels widmen, waren **Das Ende der amerikanisch-sowjetischen Hegemonie? Internationale Politik im Fünften Kondratieffschen Übergang** von 1986 oder auch **Deutschland im sozioökonomischen Systemvergleich: Diagnose und Entwicklungsperspektiven** von 1992.

In seinem 1998, bereits nach seiner Emeritierung erschienen Buch **Verantwortung für Soziale Systeme** entwirft Bühl entlang der Idee, dass in fortgeschrittenen Gesellschaften Überlegungen zur Individualethik nicht mehr ausreichen um die Verantwortungszuschreibung für kollektive Phänomene zu steuern, eine „System-Ethik“. Er fordert wie anfangs erwähnt dazu auf, dass sich die gesellschaftlichen Institutionen bzw. Organisationen ihrer Designverantwortung für soziale Systeme bewusst werden und sich ihr

¹² So war es auch nichts Ungewöhnliches bei Bühl in einem Theorieseminar G. Nicolis/I. Prigogine, Die Erforschung des Komplexen. Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Naturwissenschaften, München 1987 als Grundlagenliteratur empfohlen zu bekommen.

¹³ Bereits in 70er und Anfang der 80er Jahre war Bühl sowohl mit der Bayerischen Staatsregierung als auch mit Lothar Späth, dem damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg im Gespräch über die Errichtung eines Instituts für Zukunftsforschung in Deutschland!

¹⁴ Siehe auch Ökologische Knappheit von 1981.

stellen¹⁵. Sein 2000 erschienenes Buch **Das Kollektive Unbewusste in der postmodernen Gesellschaft** diskutiert - wie ebenso bereits ausgeführt - schließlich das Problem der kollektiven Phänomene und ihrem Bezug zu individuellen Prozessen nochmals in der theoretischen Perspektive einer Soziologie der Massenphänomene.

Die Bücher, die in den Jahren 2002 und 2003 erschienen sind, verdeutlichen nochmals die Bandbreite der soziologischen Arbeit Bühls: **Phänomenologische Soziologie – ein kritischer Überblick** ist eine Rückkehr zu seinen philosophischen Wurzeln und zu den philosophischen Wurzeln des Faches und in seiner **Historischen Soziologie** thematisiert er nochmals programmatisch Theoreme und Methoden der Soziologie. Sein letztes Buch, die **Musiksoziologie** wurde von ihm noch kurz vor seiner schweren Erkrankung im Jahr 2002 inhaltlich fertig gestellt und ist als sein letztes Buch im Jahr 2004 erschienen.¹⁶ Es liefert vielleicht den besten Zugang zu Bühls Werk, denn stets war ihm die Linearisierung der Sprache ein Hemmnis für den Ausdruck seines Denkens, das sich eher in komplexen Partituren bewegte – eine Beschreibung, die wir Frau Dr. Elfriede Üner verdanken!

3. Die Beiträge des Gedenkschrift

Die vorliegende Veröffentlichung ist sowohl Tagungsband wie Gedenkschrift. Das heißt, sie enthält sowohl Beiträge der am 25. und 26. April 2008 anlässlich des ersten Todestages veranstalteten Tagung als auch durch die Tagung angeregte und neu angefertigte Aufsätze von Personen, die auf diese Weise sich mit Werk und Wirkung des Verstorbenen auseinander setzen. Dank eines Hinweises von Herrn Prof. Dr. Horst-Jürgen Helle konnten wir auch einen bisher unveröffentlichten Originalbeitrag von Walter Bühl aufnehmen. „Stellung und Funktion Bayerns in der regionalen Dynamik des Europäischen Binnenmarktes“ wurde von ihm für die Tagung „Kulturelle und politische Orientierungen im Europa der Zukunft“ im Sommer 1992 verfasst. Da damals kein Tagungsband erschien und Bühl nie eine quantitativ orientierte Veröffentlichungspolitik verfolg-

¹⁵ Bereits im WS 1999/2000 widmete Prof. Baumgartner (Lehrstuhl für Christliche Sozialethik, LMU München) ein Oberseminar der Auseinandersetzung mit „Bühls neuem Buch“.

¹⁶ Michaela Pichlbauer konnte dank der Unterstützung durch Herrn Dr. Dieter Pfau und Herrn Prof. Dr. Ulrich Beck den Peter Lang Verlag dazu bewegen, sein letztes Buch, das inhaltlich von ihm selbst noch vollständig fertig gestellt wurde, auch trotz seiner schweren Erkrankung und vertraglicher Schwierigkeiten ohne ihn zu beenden und doch noch zu verlegen.

te, gab es den Aufsatz bisher nur als „graue Literatur“, wenn auch einige Gedanken in sein Buch **Deutschland im sozioökonomischen Systemvergleich** (im gleichen Jahr erschienen) eingegangen sind.¹⁷ Wir danken Walter Bühls Bruder, Herrn Helmut Bühl für die freundliche Erlaubnis, den Aufsatz hier abdrucken zu dürfen.¹⁸

Die nachfolgenden Beiträge weisen ebenso wie die Tagungsbeiträge eine sehr große Bandbreite auf. Dies liegt zum einen daran, dass Bühl selbst sehr breit interessiert war und zum anderen daran, dass alle KollegInnen beitragen konnten, was sie für wichtig hielten – es wäre sicher in seinem Sinne gewesen. Die Einzelbeiträge der AutorInnen folgen einer Nummerierung mit arabischen Zahlen. Die insgesamt 14 Beiträge werden aber auch mit römischen Zahlen zu Clustern gegliedert.

Der Beitrag von Heinz-Günter Vester (1) gibt einen Überblick über die Struktur und Dynamik der Soziologie Walter L. Bühls. Im Kapitel III sind des weiteren unter dem Titel „Systemtheorie und Logik“ Beiträge von Baecker (2) und Schmid (3) zusammengefasst, die sich mit Bühls systemtheoretischem Ansatz auseinandersetzen. Während Dirk Baecker (formal-)logische Überlegungen zur „Operation Mehrwertigkeit“ in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt, setzt sich Michael Schmid mit Walter Bühls Entwurf eines integrativen Forschungsprogramms für die theoretische Soziologie am Beispiel eines seiner Hauptwerke zur „Struktur und Dynamik menschlichen Sozialverhaltens“ auseinander.

Kapitel IV widmet sich dem Zusammenhang von „Theorie und Ethik“ mit Beiträgen von Degele (4), Riesebrodt (5) und Kaesler (6). Nina Degele stellt mit Bezug auf Bühl „die nicht nur systemtheoretisch, sondern auch soziologisch anrühige Frage nach einer Verbindung von Moralität und Funktionalität“ am Beispiel der Olympischen Spiele 2008 in China. Martin Riesebrodt thematisiert die Rückkehr der Religionen im globalisierten Kontext, während Dirk Kaesler die Frage nach der Verantwortung für eine Gute Gesellschaft mit der Frage nach dem aktuellen Zustand des „Hauses Soziologie“ verbindet.

¹⁷ Abgesehen vom der Verwendung des Wortes „Tschechei“ (heute Tschechien) hat man nicht den Eindruck, einen 15 Jahre alten Aufsatz zu lesen.

¹⁸ Der weitere wissenschaftliche Nachlass von Walter Bühl wurde von Michaela Pichlbauer und Dr. Elfriede Üner der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität übergeben.

Weitere Bezugnahmen zur systemischen Ethik von Bühl finden sich auch in den Beiträgen des abschließenden Kapitels VII zur Systemdynamik und systemökologischen Modellbildung.

Kapitel V versammelt jene Tagungsbeiträge, die im Sinne „interdisziplinärer Anschlüsse“ den Charakter Walter Bühls als eines Universalgelehrten wiedergeben. Nicht nur von der kunstgeschichtlichen Reflexion Claus Grimms (7) und Dieter Pfaus (8) Versuch über Bühls „Musiksoziologie“ lassen sich zum kulturwissenschaftlichen und kultursoziologischen Schaffen Walter Bühls Bezüge herstellen.¹⁹ Sein systemtheoretisches Kulturverständnis wird auch im abschließenden Kapitel VII durch den Beitrag von Bauernfeind (14) nochmals aufgegriffen.

Kapitel VI beinhaltet mit den Aufsätzen von Pichlbauer/Schäuble/Zebisch (9), Saam/Kriz (10) und Gellert (11) Beiträge zur „Theorie in der Praxis“. Obwohl selbst kaum empirisch tätig, hat Walter Bühl AssistentInnen und SchülerInnen schließlich immer wieder zur praktischen Gestaltung und zur empirischen Arbeit ermutigt. Michaela Pichlbauer, Ingegerd Schäuble und Johanna Zebisch fragen nach dem fehlenden Genderbezug einer praktischen Verantwortung für Soziale Systeme. Nicole Saam und Willy Kriz stellen empirische Befunde zur Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren vor und Claudius Gellert diskutiert die Rolle der Universitäten im Hinblick auf Ethik und Eliten.

In Kapitel VII finden sich die bereits erwähnten Arbeiten zur „Systemdynamik und Modellbildung“. Tretter (12) arbeitet die Systemökologie Walter Bühls heraus und gibt Hinweise zu einer mathematisch basierten Systemmodellierung, Rosner (13) verbindet Bühls ökosystemtheoretische Interpretation sozialen Wandels mit den sogenannten systemischen Strukturaufstellungen als Modellbildung und Simulationsverfahren, Bauernfeind (14) dokumentiert Bühls Ringen um eine soziologische Zukunftsforschung, die die Systemdynamik theoretisch unverkürzt erfasst und der dichotomisierenden Theoriebildung entgeht. Der Kreis wird geschlossen durch den bisher unveröffentlichten Aufsatz Walter Bühls (Kap. VIII) zur Funktion Bayerns im europäischen Binnenmarkt und ein von ihm selbst noch 2002 zusammengestelltes Schriftenverzeichnis (Kap. IX).²⁰

¹⁹ Claus-Michael Ort hatte zur Tagung zudem einen Workshop zur Frage beigesteuert, was die Literatursoziologie von der Kultursoziologie Walter Bühls lernen kann und Günter Schiepek hatte die Verbindung zur systemtheoretischen Psychologie aufgezeigt.

²⁰ Das Schriftenverzeichnis wurde von uns geringfügig korrigiert und um die späteren Werke ergänzt.

Wir wünschen allen Beiträgen eine wohlwollende Aufnahme und hoffen auf diese Weise eine weitere Auseinandersetzung mit dem Werk Walter Ludwig Bühls anzuregen.

III Systemtheorie und Logik

1 Heinz-Günter Vester: Struktur und Dynamik der Soziologie Walter Bühls

„Struktur“ und „Dynamik“ eignen sich hervorragend als Leitbegriffe, um das Lebenswerk von Walter Ludwig Bühl zu charakterisieren. *Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens* (Bühl 1982) lautet der Titel eines seiner Bücher, das in seinem Œuvre einen zentralen Platz einnimmt und dessen Bedeutung für die Soziologie bislang leider kaum gewürdigt worden ist. Eben dies wollte ich mit meinem Beitrag ursprünglich leisten. Die gut 500 Seiten umfassende Schrift schien mir dann aber doch zu umfangreich und vielschichtig, um sie in einem knapp bemessenen Rahmen angemessen darstellen und diskutieren zu können. Statt dessen habe ich mich entschlossen, den Versuch zu unternehmen, das Gesamtwerk Bühls zu skizzieren. Da hat man es lediglich mit über 10.000 Druckseiten zu tun. Wenn ich von diesem imposanten Œuvre ein Gesamtpanorama zu vermitteln versuche, möge man mir nachsehen, dass es sich um ein eher impressionistisches Bild handelt, das mit gröberem Pinselstrich gezeichnet sein wird.

Wie jedes Bild und jede Komposition so weist auch Bühls Lebenswerk Struktur und Dynamik auf. „Struktur“ und „Dynamik“ sind aber zugleich Begriffe, die in Bühls wissenschaftlichem Gesamtkunstwerk leitmotivisch immer wieder auftauchen – nicht nur in Form von Buchtiteln. Ich beabsichtige hier aber nicht, dem Auftauchen des Strukturbegriffs oder dem Verständnis von Dynamik in den Schriften Bühls nachzugehen. Mein Anliegen ist vielmehr, die Struktur der für Bühl – und die Soziologie – wichtigen Themen und Problemstellungen nachzuzeichnen und die Dynamik seines soziologischen Denkens begreiflich zu machen. „Struktur“ und „Dynamik“ dienen mir als Leitbegriffe, mit deren Hilfe ich das darzustellen versuche, worum es Bühl meines Erachtens soziologisch gegangen ist. Zugleich möchte ich die innere Dynamik begreiflich machen, von der Bühl als Soziologe (und vielleicht als Mensch) angetrieben war. Der Versuch, die Struktur der Bühlschen Soziologie zu erfassen, wird dadurch erleichtert, dass Bühls Arbeiten schon äußerlich hochgradig strukturiert erscheinen. Einen Stoff sich anzueignen, dabei riesige Materialmengen zu strukturieren, darin liegt ein Arbeitsprinzip, das zugleich ein Dynamo des Schaffens Bühls ist.

1.1 Vom Strukturalismus zu den Strukturebenen

Bühl ist kein Strukturalist im strukturalistischen Schulsinne. Allerdings hat er sich für die klassischen Denker des Französischen Strukturalismus sehr interessiert und sie frühzeitig rezipiert. Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes, Michel Foucault, Pierre Bourdieu hat Bühl zu einer Zeit verarbeitet, als sie in der deutschen Soziologie allenfalls Geheimtip und noch nicht Mode waren. Zu den sogenannten Poststrukturalisten - Francois Lyotard, Gilles Deleuze und Jacques Derrida - hat sich Bühl eher skeptisch, distanziert verhalten. Zwei weitere bedeutende französische Philosophen, die wenn auch nicht als Strukturalisten zu etikettieren sind, aber in fruchtbarer Wechselbeziehung zum Strukturalismus standen, Maurice Merleau-Ponty und Paul Ricœur, zählen ebenfalls zu den wichtigen wissenschaftlichen Bezugspersonen Bühls.

Fern allen modischen Interesses für den Strukturalismus geht es Bühl um Strukturen auf vier Ebenen: (1) Strukturen des Verhaltens, Handelns und der Interaktion; (2) Strukturen des Gehirns; (3) Strukturen des Wissens und der Wissenschaft; (4) Strukturen der Organisation von Gesellschaft und Politik.

Dass man sich als Soziologe mit Strukturen von Verhalten, Handeln und Interaktion beschäftigt, ist so gut wie selbstverständlich. Hier handelt es sich um klassisches Terrain der Mikrosoziologie. Dass diese mikrosozialen Strukturen aber als eingebettet gedacht werden in die Strukturen einer breiter angelegten Verhaltenstheorie, die Erkenntnisse der Ethologie und Neurobiologie umfasst, ist in der Soziologie weniger zu erwarten. Während heutzutage Hirnforschung als Schlüsseldisziplin einen regelrechten Boom erfährt, stießen in den 1980er Jahren – und vielleicht noch heute - theoretische Ansätze einer biologisch informierten und fundierten „Tieferlegung“ des menschlichen Verhaltens und Denkens, wie sie Bühl (1982) in seinem opus magnum *Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens* erarbeitet, in der Soziologie auf Unverständnis. Auch in seinem komplexen wissenssoziologischen Buch *Die Ordnung des Wissens* setzt Bühl (1984b) die Strukturen des Wissens nicht nur in der für die Wissenssoziologie klassischen Weise in Beziehung zu sozialen Strukturen; vielmehr stellt er auch hier Verbindungen her zwischen noologischen und sozialen Strukturen einerseits und biologischen Strukturen andererseits.

Den großen Strukturen sozialer und politischer Organisation widmet sich Bühl vor allem in seinen der Politischen Soziologie zuzurechnenden Büchern. Lange bevor die „Globalisierung“ als Schlagwort Karriere machte, hat Bühl (1978) Strukturen und Prozesse

transnationaler Politik beschrieben. Die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen der Bundesrepublik durchleuchtet Bühl (1985) ebenso wie die Strukturen der durch das amerikanisch-sowjetische Verhältnis geprägten Weltpolitik. Dabei hat Bühl (1986) schon Jahre vor dem Ende der Sowjetunion das „Ende der amerikanisch-sowjetischen Hegemonie“ vorausgesehen. Strukturen im Bereich der Organisation von Wissenschaft und Technik beleuchtet Bühl (1974b, 1983, 1995) in seinen Arbeiten zur Wissenschafts- und Techniksoziologie.

Hinter all diesen Beschreibungen und Analysen von - auf unterschiedlichen Ebenen, in verschiedenen sozialen Bereichen angesiedelten - Strukturen steht bei Bühl ein allgemeineres und theoretisches Interesse: die Dynamik der Funktionsweise und des Wandels dieser Strukturen zu begreifen. Das Thema der Entwicklung sozialer Strukturen bzw. der Evolution steht am Anfang des Bühlschen Œuvre – so in seiner Habilitationsschrift (Bühl 1970). Aus den Strukturanalysen versucht Bühl immer wieder eine Quintessenz herauszudestillieren, die er gleichsam in „Zwischenbilanzen“ präsentiert, als vorläufige Synthesen des Entwicklungsstandes der Erkenntnis von „Gesetzmäßigkeiten“ sozialer Dynamik. Diese Zwischenbilanzen finden sich zunächst als Aufarbeitungen der Konfliktsoziologie und Konflikttheorien (Bühl 1972a, 1976) sowie der Krisentheorien (1984a), später in Form des Versuchs einer Neukonzeption von Kulturosoziologie (Bühl 1987) und als systemtheoretisch unterfütterte Theorie des sozialen Wandels (Bühl 1990). Und schließlich finden die Bemühungen Bühls um die Erfassung von Strukturen und das Begreifen ihrer Dynamik ihren Kulminationspunkt in den als Systemethik konzipierten Reflexionen über die Gestaltbarkeit und Verantwortbarkeit sozialer Dynamik bzw. über die „Verantwortung für soziale Systeme“ (Bühl 1998).

Die Strukturen, mit denen sich Bühls Soziologie beschäftigt, sind auf sehr unterschiedlichen Ebenen angesiedelt. Einer der Lieblingsbegriffe Bühls ist „Mehrebenensystem“. Schon früh hat Bühl die Systemtheorie für sich entdeckt, allerdings nicht in der erst später populär gewordenen – und in der deutschen Soziologie unglücklicherweise mit Systemtheorie beinahe synonym gesetzten – Luhmannschen Variante. Die systemtheoretischen Ansätze, die Bühl beeinflusst haben, stammen von Ludwig von Bertalanffy, Kenneth E. Boulding, Ervin Laszlo, Anatol Rapoport, Roy A. Rappaport, Nicholas Rescher u.a. Systemtheorie ist für Bühl ein Instrument, um Strukturen zu analysieren, und nicht eine ontologische Weltformel.

Die Struktur der Bühlschen Soziologie ist durch ihre zentralen Themenbereiche – die vier oben genannten Strukturebenen – inhaltlich gegeben. Durch die „Instrumentalisierung“ systemtheoretischer Konzepte werden diese Inhalte zudem methodologisch strukturiert. Struktur verleiht Bühl seinem Werk auch durch eine charakteristische Rhetorik, von der noch zu reden sein wird.

1.2 Strukturkern

In Bühls Soziologie ist inhaltlich wie rhetorisch ein Strukturkern erkennbar: die Kritik und Relativierung des Handlungsbegriffs und der Handlungstheorie. Bühl (1982: 157ff.) spricht von der „Hypertrophie der Handlung“ und unterwirft die soziologische Handlungstheorie harscher Kritik: „Die Geschichte der sog. Handlungstheorie liest sich (...) – von Max Weber bis Alfred Schütz und bis weit in die Gegenwart – immer noch wie ein verspätetes (im Grunde: *gnostisches*) *Heldenepos*“ (Bühl 1982: 158; Hervorh. ebd). Auch Bühls (1998: 37ff.) prägnante Kritik an der Rational Choice Theory fällt kaum wohlwollender aus.

Bühl möchte das Handeln in einem weiter gefassten (Hirnstruktur, Wissensstruktur und Sozialstruktur berücksichtigenden) Verhaltensbegriff aufgehen lassen. Handlungstheorie ist dann nur ein kleiner, in seiner Bedeutung zu relativierender Teilbereich der Verhaltenstheorie. Verhalten ist nicht vom Subjekt aus theoretisch zu konzipieren (wie das Weber und Schütz versucht haben), sondern als Bestandteil eines komplexeren und vielschichtigeren Verhaltenssystems oder Verhaltensraumes.

Versucht man (der Bühlschen Neigung folgend, anschauliche Diagramme zur Orientierung und Strukturierung des Denkens zu skizzieren), Bühls Soziologie in einem Koordinatensystem abzubilden, befindet sich das Handeln im graphischen Zentrum bzw. am theoretischen Nullpunkt zweier Achsen. Auf beiden Achsen wird der Bereich des Sozialen erweitert oder auch „transzendiert“. Das Koordinatenkreuz hat eine „Horizontale“ und eine „Vertikale“. In der Horizontalen geht es um die Koordination des sozialen Handelns, die sich zu einer Synchronisation von Interaktionen in einem sich ausdehnenden Verhaltensraum ausweitet. Die vertikale Achse steht sinnbildlich für die „soziale Transzendenz“, d.h. die Überschreitung und Überhöhung sozialer Strukturen und Grenzen und das Vordringen in „transzendente“ Sinnbezirke wie Mythos, Kultur und Geschichte – „transzendental“ im Sinne des jenseits der Grenzen der Alltagswelt liegend; aber auch im Sinne von „Bedingung der Möglichkeit“, da diese Sphäre, die

Voraussetzung für die Sinnhaftigkeit des Sozialen ist. Die „Kooperation aller Zeiten und Völker“ - ein von Bühls gern zitierter Ausdruck Max Schelers – ist Bezugspunkt der Zielrichtung sozialer Transzendenz. Die „Vertikale“ der sozialen Transzendenz steht für die Bewegung von der „sozialen Oberfläche“ nach „oben“ in die „höheren“ Sinn- und Symbolsphären wie nach „unten“ in die „Tiefenschichten“ des Bewusstseins und Unbewussten. Bühls (1982: 337) fasst diese „Dynamik des Symbolismus“ im Anschluss an Ricœurs Freud-Interpretation als eine „progressiv-regressive Dynamik oder Dialektik“ zwischen der „Teleologie“ des Menschen und seiner „Archäologie“, zwischen dem Streben nach „höheren“ Sinndeutungen und der Verankerung in neo- und subkortikalen Strukturen sowie den tiefenpsychologischen Urszenen, die sich in der *Paläoanthropologie* von Rudolf Bilz und der von Erich Neumann dargestellten *Ursprungsgeschichte des Bewusstseins* finden. (Bilz wie Neumann sind für Bühls Verhaltenstheorie, für seine Wissenssoziologie und noch für die Musiksoziologie bedeutsam.)

Die „horizontale Achse“ des Verhaltens versucht Bühls durch eine Reihe von soziologischen Theorien zu erfassen. In den späten 1970er und frühen 1980er Jahren hat Bühls – für seine Schüler sehr attraktive und produktive - Hauptseminare zu Alfred Schütz, zur Ethnomethodologie, über Erving Goffman, Maurice Merleau-Ponty, Michel Foucault, Paul Ricœur und Arnold Gehlen gehalten, in denen er diese auf ihre Brauchbarkeit für eine breiter angelegte soziologische Verhaltenstheorie hin untersucht hat. Bei Schütz findet sich die Feinanalyse dessen, was soziales Handeln und Sinn bedeuten. Die Fixierung der Schützschen Phänomenologie auf die sinnstiftenden Leistungen des subjektiven Bewusstseins wird erweitert durch die Konstitutionsanalysen des Sozialen, wie sie die Ethnomethodologen im Gefolge von Harold Garfinkel vorgelegt haben. Erving Goffman hat in vielfältigen Anläufen, gipfelnd in seiner *Rahmenanalyse* - mit der wir uns in Bühls Seminar intensiv auseinandergesetzt haben -, die Strukturen der sozialen Interaktion eruiert. In gewissem Sinne kann der späte Goffman der *Rahmenanalyse* und der *Forms of Talk* als Quintessenz (und Transzendierung) aus Georg Simmel, Symbolischem Interaktionismus, Schütz, Ludwig Wittgenstein und Ethnomethodologie angesehen werden. Goffmans *interaction order* beinhaltet einen (amerikanischen) Strukturalismus, eine Synthese von Pragmatismus, Interaktionismus und Semiotik. Während Goffman die Schützsche, im subjektiven Bewusstsein und Handeln verwurzelte Phänomenologie der Alltagswelt um das Geflecht der alltäglichen und phantastischen Selbstdarstellungen, Performances, Rituale und Strategien erweitert, hat Merleau-Ponty die „kopflastige“ Phänomenologie Edmund Husserls und Schütz' zu einer Phänomenologie der Leiblichkeit transzendiert und ausgebaut.

Hinweise auf die „vertikale Transzendenz“ findet man nicht nur in Ricœurs Teleologie und Archäologie, sondern auch in Foucaults *Archäologie des Wissens*. Mit Foucault - und auf andere Weise mit Gehlen – lassen sich die Einbettungen des Gewussten und Unbewussten, der Vernunft und des Irrationalen in Diskursformationen und Institutionen thematisieren.

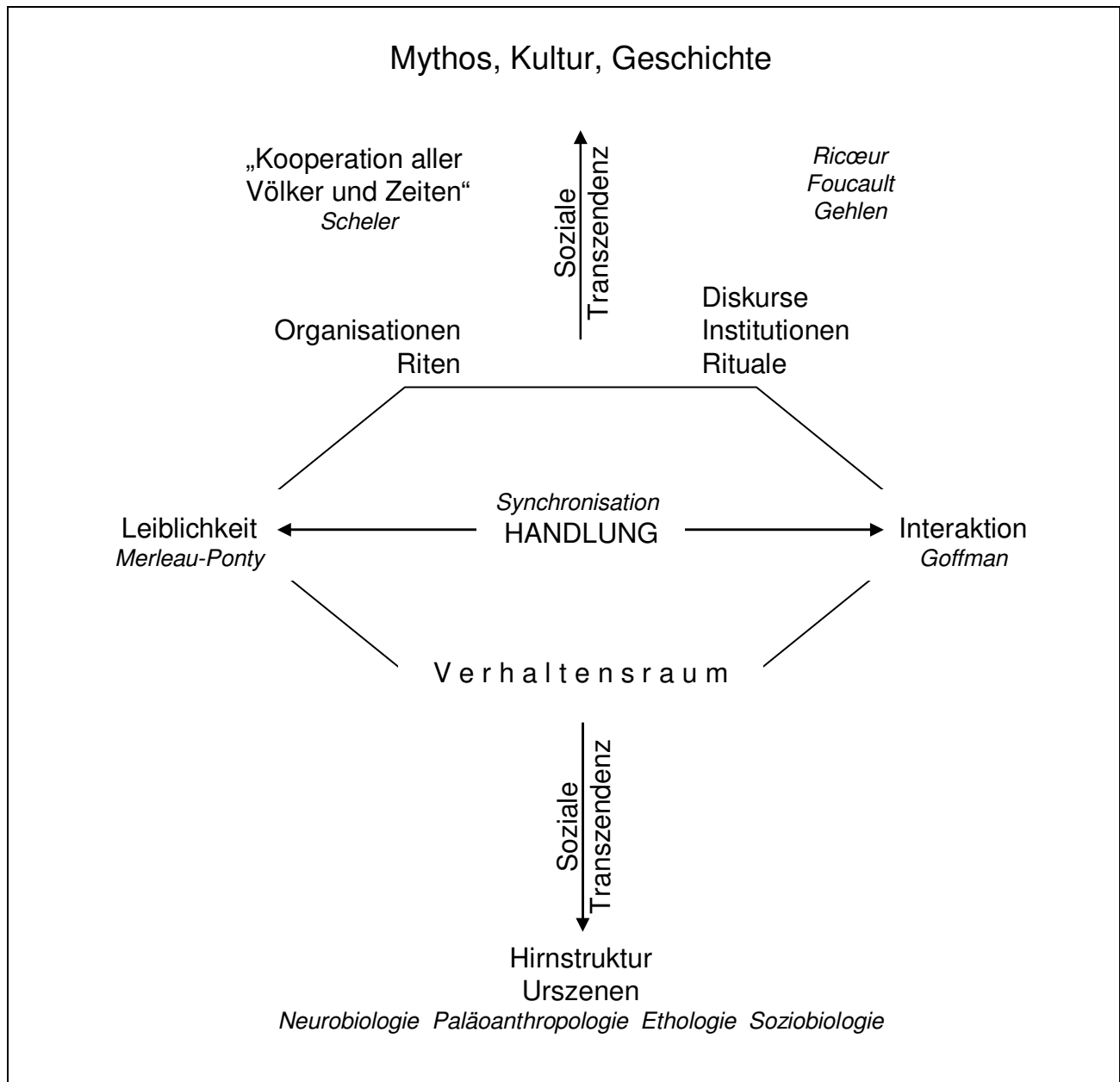


Abb. 1: Skizzierung der Struktur der Soziologie Bühls

1.3 Von der Multistabilität zur Dynamik

Verhalten konzipiert Bühl als multistabiles Mehrebenensystem mit negativen und positiven Rückkopplungsschleifen. Denkbare Befürchtungen, dass sich dieses System, das ja weder vom heroischen Subjekt noch von einem allmächtigen Kollektiv noch von einer alles „in Ordnung bringenden“ Ideologie gesteuert werden kann, in Chaos auflösen könnte, zerstreut Bühl gewissermaßen durch ein systemtheoretisches Urvertrauen: „Je größer die Mikrovariabilität ist, desto größer kann die Makrostabilität sein“ (Bühl 1984a: 213).

Makrostabilität ist kein statischer Zustand. Bühls Vorliebe für multistabile Mehrebenensysteme geht einher mit der Abneigung gegenüber Gleichgewicht und Linearität. Bühl begnügt sich nicht damit, Strukturen zu beschreiben, ist nicht daran interessiert, sie festzuschreiben. Das gilt für die Erkenntnis von Strukturen auf der Tatsachenebene wie auch für die Struktur seiner Soziologie. Wenn Bühl einen Strukturzusammenhang hergestellt hat, wenn er ein Sachgebiet strukturiert und sich somit angeeignet hat, drängt es ihn weiter. Nicht das Sosein der Strukturen, ihr temporäres Erscheinungsbild sind das für ihn Interessante, sondern die Kräfte ihrer Dynamik. Krise, Konflikt, Katastrophe, Bifurkation, Fluktuation, Zyklus sind Begriffe, die für die Umbruchstellen stehen, an denen sich die Dynamik von Systemen wie auch die Dynamik der Bühlschen Soziologie offenbaren. Folglich gerinnt auch die Bühlsche Soziologie selbst nicht zu einem System. Bühl hat uns kein geschlossenes Lehrgebäude hinterlassen, sondern ein begriffliches Arsenal und Instrumentarium, das die Dynamik von Systemen zu erfassen sucht – und zugleich Ausdruck der Dynamik des (nicht nur) soziologischen Denkens Bühls ist. Das führt nun zur Frage, worin die Dynamik des Bühlschen Denkens gründet.

1.4 Merkmale Bühlscher Dynamik

Forscherneugier

Die Dynamik der Bühlschen Soziologie gründet in der anhaltenden Neugierde eines forschenden Geistes. Bühl gehört nicht zu den Gelehrten, die den Sinn ihres Forschens darin sehen, über ein kleines Gebiet möglichst alles zu wissen. Er ist vielmehr ein Exemplar der (vielleicht immer seltener werdenden) Spezies von intellektuell unruhigen Menschen, die, von einem nicht nachlassenden Erkenntnisdrang getrieben, sich von

einem Wissensgebiet zum nächsten bewegen, sich in für sie jeweils neue Materien einarbeiten.

Den Habitus des von forschender Neugierde erfassten Gelehrten könnte man als Ausdruck „epistemologischer Promiskuität“ interpretieren: Man legt sich nicht in das Prokrustesbett nur einer wissenschaftlichen Liebe, sondern wechselt häufiger den Gegenstand der wissenschaftlichen Leidenschaft. Mit dieser geradezu faustischen Dynamik (Johann Wolfgang Goethes Faust: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie! Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.“) verbindet sich drängende Ungeduld. Umständliche theoretische Ableitungen, Begründungen, Spiegelstechereien, Glasperlenspiele, akribisches Abarbeiten von Detailfragen sind nicht die Sache dieser Haltung. Für das Pflegen kleiner Pflänzchen im eifersüchtig gegen Eindringlinge bewachten Schrebergarten, wie es von den Spezialisten und Kärrnern im Wissenschaftsbetrieb betrieben wird, bringt diese Haltung nicht die nötige Geduld und Ruhe auf. Dem faustischen, promiskuitiv dynamischen Wissenschaftler eignet eine Hast, mit der er das wissenschaftliche Feld bestellt und die ihn zum nächsten zu beackernden Boden vorantreibt, noch ehe die Ernte auf dem vorherigen eingefahren ist. Wollte man es mit dem Tempo der Bühlschen Dynamik aufnehmen, dann führte dies zur ernüchternden Feststellung, dass, wenn man meinte, einigermaßen Anschluss an sein vorauseilendes Denken gefunden zu haben, Bühl sich bereits auf einem anderen Gebiet bewegte.

Ausweitung der Kampfzone

Eine weitere Eigenart der Dynamik der Bühlschen Soziologie, kann man mit „Ausweitung der Kampfzone“ umschreiben, einem Begriff bzw. Buchtitel des französischen Skandalautors Michel Houellebecq. (Der fleißige Leser Bühl hat sich als Soziologe durchaus auch von Belletristik inspirieren lassen. In Seminaren – und im privaten Gesprächen – fielen die Namen großer Romanciers der klassischen Moderne bis hin zur Gegenwart. Ob Bühl noch Houellebecq gelesen hat, entzieht sich leider meiner Kenntnis.) Bühl lässt sich selten auf die jeweils aktuellen Debatten der Soziologie ein, sondern hat die Forschungsfront für sich immer schon in einer anderen „Kampfzone“ aufgebaut.

Während in der deutschen Soziologie noch der Positivismusstreit aufgearbeitet wurde und eine Fortsetzung in der Habermas-Luhmann-Debatte fand, hat Bühl interessanteres Terrain für sich und die Soziologie erorbert, wie etwa die Arbeiten Foucaults. Bühls (1984b) Wissenssoziologie – die sich schon durch ihren Titel *Die Ordnung des Wissens* in

Beziehung setzt zu Foucaults Büchern *Die Ordnung der Dinge*, *Die Archäologie des Wissens* und *Die Ordnung des Diskurses* – ist vom Diskurskonzept Foucaults (weniger von dem Karl-Otto Apels und Jürgen Habermas⁶) inspiriert. Das strukturalistische Erbe in Form der Foucaultschen Diskursanalyse oder des Habituskonzepts Bourdieus hat sich Bühl angeeignet, bevor Foucault und Bourdieu in der Soziologie eine breitere Rezeption bzw. rituelle Reverenz erfahren haben.

Mit Systemtheorie und Katastrophentheorie hat sich Bühl bereits beschäftigt, ehe diese von Luhmann-Epigonen und Chaostheoretikern publik gemacht wurden. Die ökologische Problematik hat Bühl (1981) schon ernst genommen, als die Grünen allenfalls als Bürgerschreck wahrgenommen wurden und Jahre bevor Begriffe wie „Risikogesellschaft“ und „ökologische Wende“ Karriere machten.

Durch seine Strategie der Ausweitung bzw. Verlegung der Kampfzone weicht Bühl einerseits der Sterilität akademischer Scheingefechte aus, bringt sich andererseits aber auch um die Erträge seiner Pionierarbeit und der von ihm beackerten Felder. Allzu rasch zieht er sich von erobertem Territorium wieder zurück. So hat sich Bühl mit Austauschtheorie (Peter Blau) Interaktionismus (Goffman) und Ethnomethodologie befasst, doch nach deren Verarbeitung in der *Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens* ist Bühls Interesse an mikrosoziologische Strukturanalysen nahezu erloschen.

Zonen der Ignoranz

Mit der Eroberung von Wissensgebieten und der Einrichtung von Kampfzonen des wissenschaftlichen Diskurses werden stets – ungewollt, doch beinahe zwangsläufig – auch Zonen der Ignoranz, des Nichtwissens, Nichtwissenwollens und des Verkennens eingerichtet. So hat Bühl den Austauschtheoretiker Peter Blau rezipiert, aber nicht andere prominente Vertreter der Exchange Theory (z.B. Richard Emerson). Dass Wahrnehmung selektiv ist, fällt generell bei der Beschäftigung mit der Postmoderne auf, und da ist auch Bühl keine Ausnahme, der sich auf das Glatteis der Postmoderne mit wechselnden Intentionen und Intensitäten begeben hat (Bühl 1987: 116f., 1994, 2000). In Bühls (2003) später *Historischen Soziologie* fällt auf, dass er zentrale Autoren wie Fernand Braudel oder Immanuel Wallerstein nur in Teilen rezipiert und eine ganze Reihe neuerer interessanter Beiträge zur historisch-komparativen Soziologie nicht zur Kenntnis nimmt. Ähnlich strukturierte Zonen der Ignoranz kann man wohl auch in Bühls (2002) *Phänomenologische Soziologie* sowie in seiner *Musiksoziologie* (Bühl 2004) feststellen.

Ordnungsliebe, ordo amoris

Strukturmerkmal und zugleich Zeichen der Dynamik der Böhlschen Soziologie ist die beinahe schon als obsessiv zu bezeichnende Ordnungsliebe, mit der Bühl wissenschaftliche Felder überzieht. Man mag bei „Ordnungsliebe“ an die „ordo amoris“ Max Schelers, einem „Leibphilosophen“ Böhls, denken. Auch wenn Bühl beeindruckt ist von der Soziologie Schelers, welche die Sozialität, Intersubjektivität, Leiblichkeit, Liebesfähigkeit und Wertgebundenheit des Menschen beleuchtet, ist Böhls „ordo amoris“ doch weniger „ethisch“ und „erotisch“ als vielmehr pragmatisch und instrumentell. Hier stehen dann der Gedanke des Mehrebenensystems und das Instrumentarium der Systemtheorie im Mittelpunkt, die sich eignen, Ordnung herzustellen, Kampfzonen zu strukturieren, auszuweiten und zu transzendieren. Dabei stellen die Ordnungsraster (die sich auch in Böhls graphischen Darstellungen dokumentieren) auch Kompensationen (im Sinne von Verdrängung wie von Ausgleich und Entschädigung) für die angedeuteten Zonen der Ignoranz dar.

Rhetorische Normativität, normative Rhetorik

Von der Ordnungsliebe ist der Weg nicht weit zu einem Bestandteil der Dynamik Böhlscher Soziologie, den man „rhetorische Normativität“ oder „normative Rhetorik“ nennen kann. Die rhetorische Normativität stellt mit sprachlichen Mitteln Gebote auf. Dass etwas so zu sein hat oder zu denken ist, wird dabei aus der Überzeugungskraft der zum Einsatz kommenden rhetorischen Mittel abgeleitet. Die Kraft der Böhlschen Argumentation zeigt sich nicht selten in Streitkräften, die mit ihrem intellektuellen Arsenal die Regeln des Wettkampfes aufstellen möchten. Darin ist Bühl Max Weber nicht unähnlich. Bei Weber liest man bekanntlich Formulierungen wie „...soll heißen...“, die in ihrer Trockenheit und Rigidität, mosaischen Gesetzestafeln ähnlich, das thematische Feld abstecken („definieren“). Bei Bühl zeigt sich dieser Gestus in Formulierungen wie „es ist davon auszugehen, dass...“, „man kann nicht (mehr)...“, „man hat zu...“, „...wird man ...müssen“. Der rhetorische „Trick“ solcher Formeln besteht darin, dass sie Einverständnis gleichsam einkassieren, Widerspruch von vornherein ausschließen. Der Leser wird sozusagen mit sanfter Gewalt ins Boot „eingeladen“.

Übrigens ist „sozusagen“ auch ein in der Böhlschen Rhetorik häufig anzutreffendes Wort. „Sozusagen“ unterstreicht eine Feststellung, indem ein Sachverhalt umschrieben, mit anderen Worten noch einmal ausgesagt wird. „Sozusagen“ ist aber doppelbödig, hat

einerseits einen behauptenden, diktierenden Charakter („man *hat* es so zu sagen“), hinter dem sich andererseits auch eine Unsicherheit verbirgt, da das Ausgesagte im Prinzip auch anders ausgedrückt werden könnte (man kann es so, aber auch so sagen).

Normative Rhetorik gibt sich die Aura des Autoritativen, doch jede Autorität überdeckt auch Schwächen. Je mehr Autorität mit rhetorischen Mitteln beansprucht wird, desto unsicherer mag die Autorität im Kern sein. Doch gerade diese Ambivalenz, dieses Oszillieren („Oszillationen“ – ebenfalls ein prominenter Terminus bei Bühls!) zwischen Sicherheit und Unsicherheit ist auch ein dynamisches Moment, das den Erkenntnisprozess motiviert und vorantreibt.

Intellektuelle Ödipusdynamik

Mit dieser „sozusagen“ tiefenpsychologischen Dimension kognitiver Dynamik hat auch ein weiteres Charakteristikum der Dynamik der Bühlschen Soziologie zu tun, das man als intellektuellen Ödipuskomplex bezeichnen könnte. Die Tätigkeit des Wissenschaftlers ist auch ein libidinöser Akt. Man erwärmt sich für ein Thema, gibt sich ihm hin und verliebt sich in Gedankengänge, sei es narzisstisch in die eigenen oder aufopferungsvoll in die eines anderen, eines Meisters oder einer wissenschaftlichen Autorität. Der Wissenschaftler besetzt Themen, wissenschaftliche Positionen und ihre Inhaber mit libidinöser Energie. Man identifiziert sich mit der Arbeit des einen oder anderen Wissenschaftlers, mit dessen Denkweise, womöglich mit seiner Persönlichkeit. Um sich wissenschaftlich und persönlich weiterzuentwickeln, ist es vonnöten, sich von den wissenschaftlichen Autoritäten zu emanzipieren. Dabei gerät man in die Situation des Ödipus, der den übermächtigen Vater erst töten muss, um an seine Stelle treten zu können. Die verehrte Person – oder in der Wissenschaft, unpersönlicher, auch die behauptete Position – muss überwunden werden, um das eigene Denken dynamisch voranzutreiben.

In diesem Sinne hat Bühls sich an mehreren wissenschaftlichen Autoritäten „ödipal“ abgearbeitet. Im Laufe seiner wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte hat Bühls einer Reihe von Positionen und deren Vertretern Respekt und Reverenz erwiesen. Doch so wie er sich promiskuitiv verschiedenen Themenfeldern zuwendet, Energien in Wissensgebiete investiert, um sich dann bald wieder für andere Gebiete zu begeistern, so verharret er nicht in Verehrung für einen Vordenker. Vielmehr erweist Bühls wissenschaftlichen Autoritäten ernsthafteren Respekt, indem er nicht davor zurückschreckt, die

Schwächen ihrer Theorien aufzudecken, an den Sockeln, auf die sie gestellt wurden, nicht nur zu kratzen, sondern sie auch einzureißen.

Beispielhaft hierfür ist Bühls wissenschaftliches Verhältnis zu Schütz. In den frühen 1970er Jahren hat Bühl (1972b) sich mit diversen Ansätzen der Verstehenden Soziologie beschäftigt. Da schien ihm Schütz eine Revision und Weiterentwicklung der rudimentären Konzeption der Verstehenden Soziologie Max Webers zu versprechen. Später, nicht zuletzt vor dem Hintergrund seiner Beschäftigung mit Merleau-Ponty, empfand Bühl den Ansatz von Schütz als zu einseitig, zu eng. Ein anderes Beispiel: Für Bühls (1974b) (frühe) Wissenschaftssoziologie ist Talcott Parsons' AGIL-Schema ein Ausgangspunkt gewesen. Aufgrund der weiteren Beschäftigung mit Systemtheorie ist für Bühl Parsons zur Zielscheibe der Kritik an einer Systemtheorie geworden, die auf Bestandserhaltung und Gleichgewicht fixiert bleibt. - So gibt es zahlreiche Fälle von nicht unbedeutenden Soziologen (und anderen Theoretikern), für die sich Bühl zunächst begeistert hat, um dann aber um so gnadenloser auf deren Defizite aufmerksam zu machen.

Es gibt aber auch mindestens den einen seltsamen Fall, wo auf den frühen „Verriss“ spätere Verehrung folgt. So ist nach Bühl (1982: 424) die Zyklentheorie von Nikolai D. Kondratieff „als unhaltbar aus der fachwissenschaftlichen Diskussion praktisch ausgeschieden“. Auf einer halben Seite bringt Bühl kurz und bündig die Kritik an Kondratieff auf den Punkt. Doch in folgenden Stadien der Entwicklung der Bühlschen Soziologie – sei es in den Überlegungen zur Zukunft Deutschlands (1985), zum amerikanisch-sowjetischen Verhältnis (1986), in der Kulturosoziologie (1987) oder in den Ansätzen zu einer Theorie des sozialen Wandels (1990) – avanciert der Kondratieff-Zyklus zum bevorzugten theoretischen Rüstzeug der Gesellschaftsanalyse und Kulturdiagnostik.

Einer der wenigen, die ihren Rang für Bühl über die Entwicklungszyklen seiner Soziologie hinweg unangefochten bewahrt haben, ist wohl Max Scheler.

Das Ethos Comtes

Über Auguste Comte, dem die Soziologie ihren Namen verdankt, ist die Entwicklung der Soziologie längst hinweg gegangen. Was Comte aber der Soziologie hinterlassen hat, ist ein Ethos, das keineswegs als überholt anzusehen ist. Mit Comte verbindet sich die Vorstellung, dass Soziologie nicht um ihrer selbst willen existiert, sondern den Anspruch erhebt, die Gesellschaft zu begreifen, um sie letztlich auch zu verbessern: „Savoir pour prévoir afin de pourvoir“. In diesem Sinne des Meliorismus hat sich Bühl durchaus als

Comtianer verstanden. Für theoretische Sandkastenspiele, wie sie in der soziologischen Theorie als *l'art pour l'art* betrieben werden, hatte Bühls wenig Geduld. So ist es auch begreiflich, dass Bühls sich nicht an den „großen“ Theoriedebatten, z.B. Positivismusstreit oder Habermas-Luhmann-Kontroverse, beteiligt hat, die noch in den siebziger Jahren geführt wurden, wenngleich er hierzu selbstverständlich seine Meinung hatte.

Aufgrund seiner Comtianischen Grundorientierung hat Bühls sich auch verpflichtet gefühlt, seinen wissenschaftlichen Beitrag zur Lösung praktischer, politischer Probleme zu leisten – wenn auch freilich auf eher „theoretischer“ als „praktischer“ Ebene. Seine Arbeiten zur Entwicklung und Zukunft Deutschlands (Bühls 1985, 1992), zur inter- und transnationalen Politik (Bühls 1978, 1986), zu Ökologie (Bühls 1981) und Technologie (Bühls 1983, 1995) legen hierfür Zeugnis ab.

Die Umkehr des Drei-Stadien-Gesetzes

Noch in einem weiteren Sinne lässt sich ein Bezug Bühls zu Comte herstellen. Comte ist bekannt für seine Formulierung des Drei-Stadien-Gesetzes, nach dem die historische Entwicklung bzw. die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins den Ausgang vom theologischen Stadium nimmt und über das metaphysische zum positiven Stadium vorschreitet. In der Struktur und Dynamik der Soziologie Bühls kann man eine Umkehr des Drei-Stadien-Gesetzes bemerken. Die frühen Arbeiten Bühls (1962, 1965, 1968, 1971) zur Schule und Schulpolitik sind in einem guten Sinne „positivistisch“, d.h. bemüht um Erkenntnis sozialer Tatbestände mit der Zielrichtung, diese zum Besseren gestalten zu können. Als junger Schullehrer, der sich für Soziologie interessiert, und vor dem Hintergrund der in den 1960er Jahren in der Bundesrepublik gestarteten Bildungsoffensive und des Rufes nach Chancengleichheit im Bildungswesen lag es für Bühls nahe, sich mit der Institution Schule zu befassen und Fakten über Schulstrukturen und -reformen zu sammeln und zu analysieren.

Die weitere Entwicklung der Bühlschen Soziologie hat den Weg vom „positiven“ Stadium zum „metaphysischen“ genommen, insofern als Bühls Soziologie vor allem theoretischer Art ist, wobei sich Bühls weniger auf die „Theorien mittlerer Reichweite“ beschränkt und mehr für die großen „Paradigmen“ interessiert, für ihre wissenschaftsphilosophischen, erkenntnistheoretischen Grundlagen und theoretisch-methodologischen Strukturen. Beispielhaft hierfür sind die vier von Bühls (1972a, 1972b, 1974a, 1975) herausgegebenen und anspruchsvoll eingeleiteten Textsammlungen zur Konfliktsoziologie,

verstehenden Soziologie, reduktionistischen Soziologie und zur funktionalistischen bzw. strukturalistischen Soziologie.

Nun ist „theoretische Soziologie“ bzw. „soziologische Theorie“ keineswegs mit „metaphysisch“ gleichzusetzen. Gleichwohl grenzt soziologische Theorie an die Bezirke des „Metaphysischen“ und überschreitet gelegentlich auch diese Grenzen, wenn Begriffe und Theoreme eingeführt werden, die nicht auf sinnlicher Anschauung gründen oder durch empirische Erfahrung abgesichert sind. Auch wenn „gute“ Theoriarbeit sich um die empirische Referenz zu bemühen hat, so bleibt doch in der Theorie - zumindest in solcher, die über die platteste Empirie hinausweist – immer ein „metaphysischer Rest“, welcher der Theorie womöglich gerade ihren Reiz verleiht, aber auch zu ihrer kritischen Diskussion einlädt.

Mit Kritik an Theorien, mal trocken und analytisch, mal forsch und polemisch, hat Bühl nicht gespart. Doch begnügt sich Bühl keineswegs mit der Dekonstruktion von Theorien, und schon gar nicht geht es ihm darum, die eine wahre oder richtige Theorie zu installieren. In den 1970er Jahren, da in der Soziologie noch das Denken in Lagern und Parteilichkeiten gepflegt und - anders als später – für die Wahrheit bzw. die richtige Überzeugung noch hitzig gestritten wurde, bekennt sich Bühl gegen jeden Monismus und Dogmatismus zum (Multi-)Perspektivismus und fühlt sich dem Relationismus Karl Mannheims (nicht zu verwechseln mit Relativismus) nah. Wie Mannheim um eine Synthese aus den verschiedenen jeweils seinsgebundenen Wissensinhalten und Denkstilen ringt, so versucht auch Bühl jenseits der Gegenüberstellung von kritisch durchleuchteten Theorien bzw. jenseits der wechselnden Perspektiven in pragmatischer Absicht (bzw. auf der erkenntnistheoretischen Grundlage des Pragmatismus à la Charles Sanders Peirce, John Dewey und George Herbert Mead) zur Integration von Theoriebestandteilen zu gelangen. Zu diesem Zweck scheint ihm auch Systemtheorie dienlich, und nicht als Zweck ihrer selbst.

Abgesehen davon, dass wissenschaftstheoretische Grundentscheidungen (oder Neigungen) auch eine metaphysische Komponente haben, stößt Bühls Theoriarbeit, aber auch in klassische Bezirke der Metaphysik vor. So spannt Bühl (1982) in *Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens* den Bogen von methodologischen Prinzipien und Theoriebausteinen über eine breit angelegte - und tiefer gelegte – Verhaltenstheorie bis hin zur Erörterung von „Sinnfragen“. Der „Sinndeutung des sozialen Verhaltens“ ist ein ganzes Großkapitel gewidmet. Dabei bemüht sich Bühl zwar einerseits, Sinn als mundanes Phänomen „empirisch“ auszuweisen; doch andererseits gehört es zur markanten „Struktur“

dieses Werkes, dass sich die beiden letzten Kapitel (von sechs „römisch“ nummerierten Kapiteln, die jeweils drei „arabische“ Unterkapitel haben, die ihrerseits meistens dreifach untergliedert sind) in ihren jeweils letzten Unterabschnitten mit „Sinn und Evolution“ sowie mit „Geschichte und Sinn“ befassen. Ausdrücklich wendet sich Bühl (1982: 464) gegen metaphysische bzw. metahistorische Sinndeutungen der Geschichte durch „Diktator(en) im Gewand des Philosophenkönigs, des Arztes oder des Priesters“. Doch ein Satz wie „Geschichtliche Existenz aber besteht gerade in der Vermittlung oder Balance von ‚Verstand‘ und ‚Vernunft‘“ (Bühl 1982: 464) ist wohl weniger dem „positiven Bewusstsein“ zuzuordnen als dem „metaphysischen“ oder sogar „theologischen“.

Beim späten Comte wird der wissenschaftliche Positivismus mystisch verbrämt zur Ersatzreligion. Die verstandesorientierte Tatsachenwissenschaft wird von Comte schließlich um spirituelle Momente erweitert. Der Logik des Verstandes und der Vernunft stellt Comte ergänzend die Logik des Herzens und des Gefühls zur Seite. Die Erfindung der Soziologie und die Entdeckung der Gesellschaft werden von Comte durch die Beschwörung der *humanité* und die Anrufung des *grand être* quasi- oder pseudo-theologisch transzendiert. Als Comtianer folgt Bühl zwar nicht dem Vater der Soziologie auf seinen skurrilen messianischen Pfaden, doch ein wenig von der Heilserwartung, die dem theologischen Bewusstsein eigen ist, findet sich auch in den Tiefenstrukturen der Bühlschen Soziologie. Nur dass der Soziologie, nachdem sie mit allen Wassern des Zweifels (und das ist kein Weihwasser) gewaschen ist, die Heilsgewissheit abhanden gekommen ist. Und so sieht sich die Soziologie in einem „theologischen“ Stadium wieder, dass zwar nicht vom guten Glauben erfüllt ist, aber von einer Heilssehnsucht erfasst wird, die ein Bewegungsmoment auch der Soziologie Bühls darstellt.

Die letzten von Bühl vorgelegten Bücher verdeutlichen die „Umkehr“ des Comteschen Drei-Stadien-Gesetzes. In *Verantwortung für Soziale Systeme* wendet sich Bühl (1998) der Ethik zu. Zwar verbietet sich für Bühl der direkte, „zu Herzen gehende“ Weg, der sich Comte mit seiner intuitiven Kombination von Liebe, Ordnung und Fortschritt („L’amour pour principe, et l’ordre pour base; le progrès pour but.“) offenbart oder den Scheler mit seiner Wertethik und „ordo amoris“ andeutet. Bühl versucht vielmehr, noch auf „positivistischer“ Grundlage, der Systemdynamik selbst die ethischen Funktionsprinzipien abzutrotzen. Doch obwohl Bühls Systemethik meilenweit von einer konventionellen Moral- oder Tugendlehre entfernt ist, erscheinen doch an markanter Stelle, wie *deus ex machina*, Begriffe wie Liebe, Sympathie und Solidarität, die er einer „Ethik III“ zuordnet (auch hier wieder Bühls Wertschätzung von Triade und Drei-Stadien-

Gesetzen!) und von der Bühl (1998: 230) behauptet, dass sie „inzwischen zur entscheidenden Überlebensbedingung der Menschheit geworden“ sei.

Die *Phänomenologische Soziologie* (Bühl 2002) ist weit entfernt von „positiver“ oder „positivistischer“ Soziologie. Hier kommt Bühl noch einmal zurück auf seine alte (unerwiderte? unerfüllte?) Liebe, die Philosophie, von der, enttäuscht, er sich einst ab- und der Soziologie zuwandte. Doch das lebenslange Verhältnis mit der Soziologie, seinerseits mit Frustrationen verbunden, treibt einen doch gelegentlich in die Arme der Philosophie zurück, wo man verlockt wird, die Grenzen zur Metaphysik zu überschreiten.

Musik und die Transzendierung der Soziologie

Die Möglichkeit für eine andere – ersatzreligiöse – Grenzüberschreitung hält der ästhetische Bereich bereit, insbesondere die Musik. So hat sich Bühl für sein Spätwerk die Musiksoziologie bzw. die Musik vorgenommen. Darin ist Bühl Max Weber ähnlich. Doch während Weber erst spät „musikalisch“ geworden ist, hat für Bühl – darin Theodor W. Adorno nicht unähnlich – die (klassische) Musik, zeitlebens eine Rolle gespielt. Nachdem Bühls Bemühungen um die Ethik an Grenzen gestoßen sind (auch hier eine Parallele zu Weber, der sich am Ethos der Weltreligionen abgearbeitet hat), wendet er sich dem Ethos der Musik zu – mit systemtheoretischen Instrumenten, die doch wenig musikalisch klingen. Somit hat Bühl die drei klassischen Bereiche der Philosophie, die Gegenstandsbereiche der drei Kantschen Kritiken (Erkenntnis/Wissenschaft, Moral/Ethik, Ästhetik) durchlaufen und beackert.

Geht es Bühl in der Musiksoziologie nun um die Musik oder um die Soziologie? Oder um (Er-)Lösung von der Soziologie durch die Musik? Oder um die Auflösung des bildungsbürgerlichen Weihegehaltes der Musik? Oder um die Lösung der Probleme von Musik und Gesellschaft? Oder der Probleme, die musikologische Positionen mit soziologischen Diskursen haben und vice versa?

Nach langer Wanderschaft durch die Reiche der Philosophie und Soziologie, nach suchenden Abstechern in die Areale der Hirnforschung und in die Abgründe der Tiefenpsychologie, nach Ausflügen in die Weltpolitik und nach diversen wissenschaftlichen Exkursionen gelangt Bühl schließlich in den Gralsbezirk der Musik. Am finalen Horizont des Bühlschen Schaffens wartet die Musik mit ihren Glücksverheißungen auf. Versenkung in Musik, musikalische Meditation könnte doch so schön sein, wenn der Augenblick nur verweilen wollte. Aber die Dynamik des soziologischen Denkens treibt

weiter voran, wenn auch nicht immer vorwärts. In der Spannung zwischen einerseits der Möglichkeit, sich der Musik hinzugeben, und andererseits dem Zwang, auch diesen Bezirk mit den Instrumenten der Systemtheorie soziologisch zu ordnen und zu kontrollieren, bewegt sich Bühl in seiner Musiksoziologie, dem End- und Fluchtpunkt seiner zyklisch strukturierten Denkdynamik.

Zyklisches Denken

Struktur und Dynamik der Bühlschen Soziologie weisen zyklische Züge auf. Bühl zieht um bestimmte Themen seine Kreise. Die Teilbereiche der Soziologie, die er auch in der institutionellen Struktur der Organisation des Faches betreut hat (Soziologische Theorie, Politische Soziologie, Kultursociologie, Wissens- und Wissenschaftssoziologie, anfangs auch Entwicklungssoziologie), werden in Bühls Schrifttum mit zyklischer Regelmäßigkeit bedacht und weiterentwickelt. In den Arbeiten, die sich mit Systemdynamiken beschäftigen, argumentiert Bühl gegen (Uni-)Linearität und präferiert die Figur des Zyklus. Die als Umkehr des Drei-Stadien-Gesetzes dargestellte Entwicklungstendenz der Bühlschen Soziologie erfolgt selbst nicht in gerader Linie, sondern in zyklischen oder wellenartigen Bewegungen. In einzelnen Büchern Bühls ist diese Zyklizität – inhaltlich und formal – ebenso festzustellen wie im Gesamtwerk.

Zyklizität hat für Bühl auch identifikatorischen und metaphorischen Sinngehalt. Nicht die ewige Wiederkehr des Gleichen, sondern ein dynamisches Lebensprinzip symbolisiert der Zyklus für Bühl. *Die Angst des Menschen vor der Technik*, ein eher „technisches“ oder „positiv(istisch)es“ Buch Bühls, endet mit einem metaphysisch, prototheologisch angehauchten Passus, der einige der Leitmotive der Bühlschen Soziologie enthält und im Subtext einiges über die Dynamik der Soziologie und der Persönlichkeit Walter Ludwig Bühls offenbart. Meine Überlegungen zu Struktur und Dynamik der Soziologie Bühls schließen daher mit den aufschlussreichen Schlussworten Bühls (1983: 233): „Lebenszyklen (...) werden sichtbar, weil das bisher Vernachlässigte und Verdrängte eines Tages nachgeholt werden muß, wenn ein Individuum, eine Organisation oder eine Gesellschaft nicht das Gleichgewicht verlieren soll. Zyklizität verweist auf eine nicht zu unterdrückende Spontaneität und Eigendynamik. Diese Spontaneität aber ist etwas ungeheuer Wertvolles: Sie ist die Quelle der Kreativität und Wandlungsfähigkeit einer Gesellschaft.“

Die zitierten Werke von Walter L. Bühl

- (1962) Der Wandel einer Münchner Volksschule in Bezug auf die Auslesefunktion. München.
- (1965) Schulaufbau und Verteilung der Bildungschancen in der BRD, 1925-1960. München. (Dissertation)
- (1968) Schule und gesellschaftlicher Wandel. Stuttgart: Klett.
- (1970) Evolution und Revolution. München: Goldmann.
- (1971) Schulreform. Daten – Fakten – Analysen. Eine soziologische Kritik zum Strukturplan des Bildungsrates. München: Goldmann.
- (1972a) (Hg.) Konflikt und Konfliktstrategie. München. Nymphenburger Verlagshandlung.
- (1972b) (Hg.) Verstehende Soziologie. München. Nymphenburger Verlagshandlung.
- (1974a) (Hg.) Reduktionistische Soziologie. München. Nymphenburger Verlagshandlung.
- (1974b) Einführung in die Wissenschaftssoziologie. München: Beck.
- (1975) (Hg.) Funktion und Struktur. München. Nymphenburger Verlagshandlung.
- (1976) Theorien sozialer Konflikte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1978) Transnationale Politik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- (1981) Ökologische Knappheit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- (1982) Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen: Mohr.
- (1983) Die Angst des Menschen vor der Technik. Düsseldorf: Econ.
- (1984a) Krisentheorien. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1984b) Die Ordnung des Wissens. Berlin: Duncker & Humblot.
- (1985) Eine Zukunft für Deutschland. München: Olzog.
- (1986) Das Ende der amerikanisch-sowjetischen Hegemonie? München: Olzog.
- (1987) Kulturwandel. Für eine dynamische Kulturosoziologie. Darmstadt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1990) Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Stuttgart: Enke.

- (1992) Deutschland im sozioökonomischen Vergleich. Diagnose und Entwicklungsperspektive. Opladen: Leske + Budrich.
- (1994) Musiksoziologie an der postmodernen Wende. In: Soziale Welt, 45(3), 338-362.
- (1995) Wissenschaft und Technologie. An der Schwelle zur Informationsgesellschaft. Göttingen: Schwartz & Co.
- (1998) Verantwortung für Soziale Systeme. Stuttgart: Klett-Cotta.
- (2000) Das kollektive Unbewußte in der postmodernen Gesellschaft. Konstanz. UVK.
- (2002) Phänomenologische Soziologie. Konstanz: UVK.
- (2003) Historische Soziologie. Münster: LIT Verlag.
- (2004) Musiksoziologie. Bern: Peter Lang.

2 Dirk Baecker: The *N*-Closure of the Observer

I.

An important argument with respect to social systems theory asks whether it necessarily is bound with two-valued, or binary, distinctions (Bühl 1969, 2000; Ort 2007: pp. 111-138; White et al. 2007). Even if social systems theory is only assuming binary distinctions to rule the reproduction of functional subsystems of society, not letting its theory architecture being dominated by binary logic (Luhmann 1999), we attempt to deal with this argument by showing a way how an observer may be modeled within a Spencer-Brown-expression as a multi-valued *eigen*-value of a recursive and non-linear function describing the reproduction of indication and distinction (Spencer Brown 1972; Kauffman 1987).

We take observation to be an operation which reproduces an observer. The observer exhibits all features of a system since in order to observe it must be able to produce and reproduce itself within an environment. There is cognition and volition inherent in any observation, that is, when observing, the observer, in what Gotthard Günther calls a "proemial relation", orders and exchanges the indications which it uses to bring its world forth by indicating and thereby distinguishing it (Günther 1979). We here remain abstract with respect to the materiality of the observer. We certainly think of mental as well as of social, living, and artificial observers, that is we take as its possible domains consciousness, society, life, and machines. Yet, more importantly, we take observation to be a distributed, or disseminated, activity, which refers as much to an agency bringing it forth as to some environmental variables it is triggered by (Kaehr 1993).

The argument now consists in debating whether the one operation of observation should better be enfolded into a sequence of notions highlighting, in due order, the mark of an object, the self-reference of observation, the distinction being necessarily drawn with respect to a third value, and, eventually, that third value being functionally bound to an observer reproducing itself via the operation (Bühl 2000), or else should be entangled all in one operation which paradoxically gains the identity of a unity from the drawing of a distinction. The latter is Niklas Luhmann's proposal which enables him to call for observers embedded within their social mesh who both draw that kind of distinctions and point to their inherent contingency thus re-opening any indication for a more or less playful exchange and re-ordering of possible values to be distinguished (Luhmann 1999).

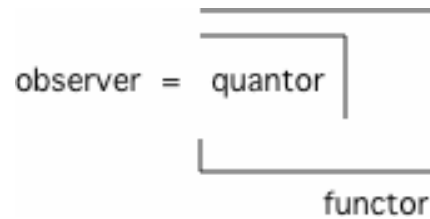
His proposal enables Luhmann to conceive of the world in terms of a Spencer Brownian form and to ask how the translation of this form into paradox brings forth the observer who is discovering its own responsibility for any enfoldment of self-reference which manages to make invisible the paradox: by pointing instead to a command, like "draw a distinction" (Spencer Brown), that engages with a construction; by pointing to a series of events, like "I don't believe in the after life, although I am bringing a change of underwear" (Woody Allen), that transforms one big contingency into a sequence of smaller ones; or by pointing to the social itself, like "your desire to imitate me is my desire to rival with you" (René Girard), that inevitably makes clear that any observation involves an observer's perspective. Thus, the world is translated into distinctions of observations which never add to a meaning which instead is constantly in flow.

Note that there is no inherent need to restrict the social to any human domain. There have once been spirits, ghosts, and gods been around as well. There are societies of insects, as there may be some day societies of robots. And nothing precludes that an organic cell, a galactic nebula, or a computer cloud may not be considered to consist of loosely coupled units which combine via observation, that is via distinction and indication, into associations that qualify as society (Tarde 1999; Latour 2001).

We here propose to develop a more general form theory in order to reconcile Bühl's interest with Luhmann's. We inquire into the form of the observer.

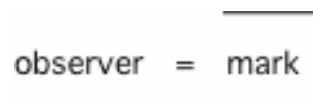
II.

The most general idea of any form theory is to unite the two orders of operation and observation within one notion of re-entry borrowed from Spencer Brown's Laws of Form (Spencer Brown 1972). "Form" here comes to mean cross, number, and order in a way such that subversion and exchange of values become possible. We thus read Spencer Brown's form within a second-order cybernetics' view of recursive functions producing *eigen*-values that may at their turn consist of further functions concatenated within the form (Von Foerster 2003). The most general idea may read like this:

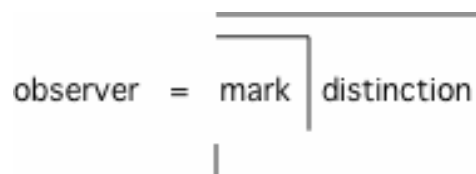


An observer drawing a distinction is thereby indicating some thing, marking it, giving it a number by comparing it to other things, and placing it within a space of observation which has a certain order, that is which may relate to further distinctions developing into a map of categories. Note that number and order are already categories which allow an observer to observe the observer. The observer itself must not necessarily reflect on its indications in terms of distinctions, let alone of number and order. The first-order observer usually just sticks to a mark brought about by the cross(ing) of a boundary. That is why we distinguish between first-order and second-order observation.

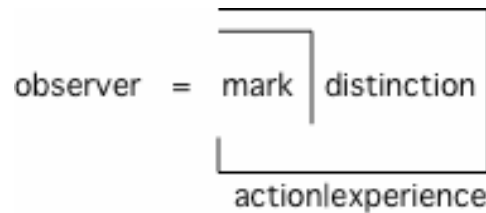
Now, in order to enfold the one operation of observation into its constituents we propose the following form. Any observer first of all has to mark something, possibly an object, but also an idea, a fugitive thought, an impression of a desire. This gives us the "image" of the distinction drawn by the observer (Spencer Brown 1972, p. 42):



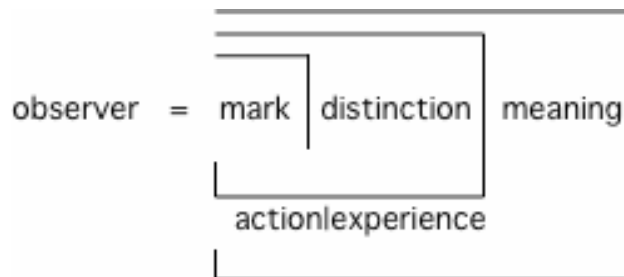
As soon as the observer, being observed, notices the form of the distinction it uses to cross a boundary and to mark its mark, it discovers the trace of a medium which consists in an indefinite set of possible other distinctions that may be drawn as well. As the mark refers to a thing, so the discovery of the distinction as the product of a contingent operation refers to a medium of other possibilities restricted within some reality (Heider 1959):



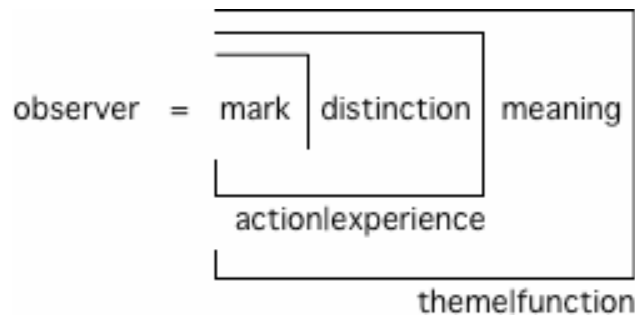
The operation of the observer here is already embedded within its own form, which means that the necessity to choose among an indefinite set of possible distinctions becomes apparent. The necessity is reflected in the observer's choice between, and attribution of, either action or experience, in Luhmann's terms (Luhmann 1995, pp. 82-86), or between cognition and volition, in Günther's terms (Günther 1979):



The discovery of the ability and necessity to choose, and to attribute the respective choice (Heider 1944), is tantamount to the discovery of a medium of meaning, of sense-making, which is in some indefinite synchrony with reality. It allows the observer to construct, and to re-construct, a reality which never quite identifies with its construction and re-construction (Luhmann 1990):

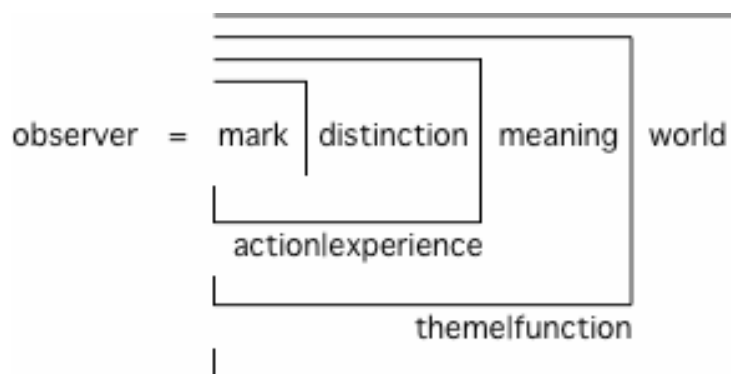


The medium of meaning, therefore, will have to be controlled by the observer with respect to a new functor that categorizes sense-making with respect to either theme or function (Luhmann 1997, pp. 77/8). As meaning not necessarily identifies with reality observers need to be able to distinguish an observation with respect to either fulfilling a function within the reproduction of the observer or to dealing with a theme that somehow is more loosely coupled to reproduction:



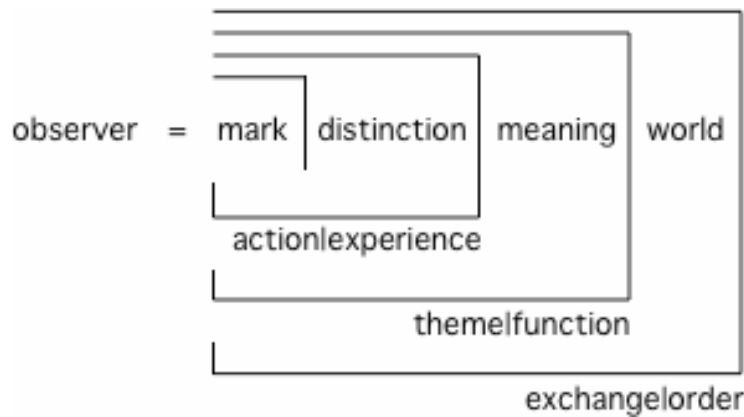
A function calls for interested observation, e.g. within a framework of critique of ideology or of psychoanalysis, whereas themes are more open with respect to both target and content ambiguity (Leifer 2002). Themes maintain a more playful relationship with meaning, exploring different possible avenues for further encounters.

As reality is inherent within all distinctions that are concatenated within the form of the observer, else it would not exist, the next, and last, context spelled out within that form is the context of the world. The distinction of the world is the distinction of some indefinite frame of, and for, the ability to choose, also called freedom. World means that the observer is free to choose, without exactly knowing where that freedom comes from, in what precisely it consists in, and what it may possibly be restricted to, let alone whether eventually it amounts to fun or burden. World is that bottom which is both dark and light, where the observer's freedom stems from without it knowing how to account for that (Schelling 1936, focusing on the dark ground):



Günther goes on to refer to that world when he looks for a distinction between positive languages able to describe a cognitive stance toward the world and negative languages

able to describe a volitive stance (Günther 1980). Positive languages which accept the world, and negative languages which reject it, both of course gaining their scope within that very world, are both necessary to enable the observer to exchange and order among each other the many values it needs to explore and exploit the world it is producing itself in. We may thus complete our form of the observer by adding a last functor relating to the proemial relationship of exchange and order (Günther 1979):



This as yet rather simple distinction of four variables, *mark*, *distinction*, *meaning*, and *world*, together with three functors, *action|experience*, *theme|function*, and *exchange|order*, already gives an impression of the complicated knots the observer is entangled within when going for its reproduction (Kauffman 1995).

Note that our model just renders the variables of the quantors and the functors used by any specific observer to embody itself and enact an environment via the choice of values given to any one of the variables, respectively. Our model describes a set of possible variables which quickly develops into a rich network of values all of which will only be changed interdependently without, however, there being any necessary causal or temporal relationship defining how that change will happen.

III.

The idea we would like to advance in order to develop further the argument quoted above consists in describing any distinction being drawn by an observer as a multi-valued distinction including a reference to itself. Both first-order and second-order observer

depend on that multi-valued distinction when going for a mark whatsoever. It depends on the second-order observer how rich in both structure and culture the implicit in any distinction gets made explicit.

The observer is all we have and all we need to explore and exploit the world we live in. We may choose to be aware of the choices we do in drawing a distinction. We may choose between the simplification going for a mark, on one hand, and the complication going for a form, on the other, and let us switch between the one and the other as suits any observer who accounts for the different perspective of any other observer.

The observer is enclosed within its own world. But it is able to enfold its enclosure with respect to any number of n-closures it considers appropriate, both by giving the space it acts and experiences in more depth, or by extending that space, both possibilities, however, as we are not meant to leave the form (Spencer Brown 1972, p. 59), amounting to the very same operation.

Bibliography:

- Bühl, Walter L. (1969): Das Ende der zweiwertigen Soziologie: Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien, in: *Soziale Welt* 20, pp. 162-180.
- Bühl, Walter L. (2000): Luhmanns Flucht in die Paradoxie, in: Peter Ulrich Merz-Benz and Gerhard Wagner (eds.), *Die Logik der Systeme: Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns*, Konstanz: UVK Konstanz, pp. 225-256.
- Günther, Gotthard (1979): Cognition and Volition: A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity, in: idem, *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, vol. 2, Hamburg: Meiner, pp. 203-240.
- Günther, Gotthard (1980): Identität, Gegenidentität und Negativsprache, in: *Hegel-Jahrbuch 1979*, Köln: Pahl-Rugenstein, pp. 22-88.
- Heider, Fritz (1944): Social Perception and Phenomenal Causality, in: *Psychological Review* 51, pp. 358-374.
- Heider, Fritz (1959): Thing and Medium, in: idem, *On Perception, Event Structure, and Psychological Environment: Selected Papers*. *Psychological Issues* vol. 1, no. 3, New York: International UP, pp. 1-34.
- Kaehr, Rudolf (1993): Disseminatorik: Zur Logik der "Second Order Cybernetics", in: Dirk Baecker (ed.), *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkam, pp. 152-196.
- Kauffman, Louis H. (1987): Self-Reference and Recursive Forms, in: *Journal of Social and Biological Structure* 10, pp. 53-72.
- Kauffman, Louis H. (1995): Knot Logics, in: idem (ed.), *Knots and Applications*, Singapore: World Scientific Publ., pp. 1-110.
- Latour, Bruno (2001): Gabriel Tarde and the End of the Social, in: Patrick Joyce (ed.), *The Social in Question: New Bearings in History and the Social Sciences*, London: Routledge, pp. 117-132.
- Leifer, Eric A. (2002): Micromoment Management: Jumping at Chances for Status Gain, in: *Soziale Systeme: Zeitschrift für soziologische Theorie* 8, pp. 165-177.
- Luhmann, Niklas (1990): Meaning as Sociology's Basic Concept, in: idem, *Essays on Self-Reference*, New York: Columbia UP, pp. 21-79.
- Luhmann, Niklas (1995): *Social Systems*, transl. John Bednarz with Dirk Baecker, Stanford, Cal.: Stanford UP.

- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999): *The Paradox of Form*. In: Dirk Baecker (ed.), *Problems of Form*. Stanford: Stanford UP, pp. 15-26.
- Ort, Nina (2007): *Reflexionslogische Semiotik: Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1936): *Of Human Freedom*, transl., Chicago: Open Court.
- Spencer Brown, G (1972): *Laws of Form*, New York: Julian.
- Tarde, Gabriel de (1999): *Monadologie et sociologie*, Reprint Le Plessis-Robinson: Institut Synthélabo.
- Von Foerster, Heinz (2003): *Understanding Understanding: Essays on Cybernetics and Cognition*, New York: Springer.
- White, Harrison C., Jan Fuhse, Matthias Thiemann, and Larissa Buchholz (2007): *Networks and Meaning: Styles and Switching*, in: *Soziale Systeme: Zeitschrift für soziologische Theorie* 13, forthcoming.

3 Michael Schmid: Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens – Walter Bühls Entwurf eines integrativen Forschungsprogramms für die theoretische Soziologie

3.1 Vorbemerkung

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich zum ersten Mal auf die Arbeiten von Walter Bühl gestoßen bin, glaube aber, dass ich seinen Namen zunächst durch die Lektüre seines noch heute konsultationswürdigen Sammelbandes zur „Reduktionistischen Soziologie“ (Bühl (Hg.) 1974) zur Kenntnis genommen hatte, als ich Mitte der 70er Jahre damit beschäftigt war, die Erklärungsansprüche der sogenannten „verhaltenstheoretischen Soziologie“ (vgl. Hummel/Opp 1971, Opp 1972) kritisch unter die Lupe zu nehmen (vgl. Schmid 1982a); möglich ist natürlich auch, dass ich zuerst auf den (fast zeitgleich erschienenen) funktionalismus-kritischen Sammelband zum Verhältnis von „Funktion und Struktur“ (vgl. Bühl (Hg.) 1975) gestoßen bin. Allerdings – so muss ich gestehen – hat es eine Weile gedauert, bis mir bewusst wurde, dass sich hinter den augenscheinlich ganz heterogenen Themen und Problemstellungen, denen sich Walter Bühl zugewandt hatte, ein – wie mir jedenfalls im Rückblick erscheinen will – durchweg *integratives*, wenn nicht sogar ein *einheitswissenschaftliche Forschungsprogramm* (vgl. Bühl 1984, 311) verbarg, das der Soziologie eine ebenso erkenntniskritische wie realistische Methodologie verschreiben und ihr auf dieser Grundlage eine systematische Theoriearbeit anraten wollte. Dabei schien mir mehr als bemerkenswert, dass sich dieser ausgreifend angelegte Versuch von den induktiven Raffinessen der Empirischen Sozialforschung kaum mehr als erforderlich beeindruckt zeigte und die unverbundene Vielfalt von „Paradigmen“ und „Ansätzen“ der Soziologie¹ für ebenso unbefriedigend hielt wie ich selbst. Ich bedauere um so mehr, dieser Spur nicht eher gefolgt zu sein, als ich zugestehen muss, dass Walter Bühl einige Aspekte eines einheitswissenschaftlichen Programms für die Sozialwissenschaft bereits zu einem Zeitpunkt hervorgehoben und kritisch durchdacht hatte, als mir die letztlich gleichlautenden Folgerungen meiner eigenen Überlegungen zum Sinn und Zweck eines

¹ Eine solche Multiparadigmatik wurde seinerzeit unter anderem von Turner 1974 und Ritzer 1975 verteidigt. In Schmid 1982 habe ich zum ersten Mal zugunsten einer einheitlichen soziologischen Theoriebildung argumentiert.

systematischen Vergleichs soziologischer Theorien, mit dem ich mich ab Mitte der 70er Jahre zu beschäftigen begonnen hatte, noch keinesfalls klar vor Augen gestanden hatten. Dazu gehört wie angedeutet und worin ich Walter Bühl sofort zustimmen konnte, seine entschiedene Abwehr jeder reduktionistischen Methodologie, wie sie im Gefolge der Arbeiten von George Caspar Homans und einer radikalisierten Phänomenologie geradezu Mode geworden waren, aber auch sein Plädoyer zugunsten einer geordneten Modellbildung im Bereich der „Theorien sozialer Konflikte“ (Bühl 1976) und seine ebenso kenntnisreiche wie kritisch-wohlwollende Distanz zur „Verstehenden Soziologie“ (vgl. Bühl (Hg.) 1972), zur Sozialphänomenologie (vgl. Bühl 2002) und zur – wie er sie etwas süffisant nannte – „Deutschen Kulturtheorie“ (vgl. Bühl 1987, 44-58). Einen ganz besonderen und nachhaltigen Eindruck hinterließ mir aber vor allem sein jahrzehntelanges Bemühen, die Systemtheorie über die Grenzen hinauszuführen, die ihr durch die Arbeiten von Parsons² und Luhmann³ gesteckt schienen. Dabei hat mich vor allem Walter Bühls Bemühen immer wieder fasziniert, Anschlüsse an neuere und neueste Entwicklungen der (allgemeinen) Theorie dynamischer Systeme herzustellen, wie sie im St. Fé-Institut, in der Kybernetik bzw. der (system-)theoretischen Biologie⁴ aber auch in den PC-Wissenschaften vorangetrieben wurde, um auf diese Weise interdisziplinäre Modellierungsvorschläge miteinander ins Gespräch zu bringen (vgl. Bühl 1990)⁵. Dass er immer auch die politische und planerische Nutzung einer soziologisch gewendeten Systemtheorie betonte (vgl. Bühl 1978, Bühl 1998) hat mich – wie ich bekennen muss – allerdings weniger fesseln können, da ich den Glauben an gezielte planerische Gestaltung komplexer Sozialsysteme im Gefolge meiner Erfahrungen mit der Planungsdebatte der 70er und 80er Jahre (wenigstens vorübergehend) verloren hatte⁶.

² Vgl. Schmid 1989 für meinen eigenen Versuch, Parsons zu verstehen.

³ Meine Kritik an Luhmann ging allerdings andere Wege, als sie Bühl beschritten hat, vgl. Schmid 2001.

⁴ Vgl. hierzu die programmatischen Arbeiten in Wuktetis/Schmid (Hg.) 1987.

⁵ Auf die von René Thom angeregte Katastrophentheorie sind wir offensichtlich ebenso zeitgleich gestoßen (vgl. Freber/Schmid 1986) wie auf die Theorien systemischer Selbstreproduktion von Prigogine und Haken (vgl. Schmid 1998).

⁶ Vgl. Lau 1975. Auch würde ich die Steuerungsdebatte weniger systemtheoretisch betreiben als im Rahmen einer Handlungstheorie, die die Anreizwirkungen institutioneller bzw. gesetzgeberischer Maßnahmen beurteilen kann, vgl. Coleman 1993, die Arbeiten der Chicago School of Law (z.B. Posner 1997, McAdams 2004) oder Douglass C. North (2005).

3.2 Walter Bühls Versuch einer interdisziplinären Theoriebildung

Ich kann die verschlungenen und zugleich weiten Wege dieses verdienstvollen Vorhabens, die Einheit der Soziologie „auf systemtheoretischer Grundlage“ (Bühl 1982, 11) und in engem Kontakt zu allen integrationsrelevanten (Nachbar-) Disziplinen zu entwickeln, nicht nachzeichnen⁷, möchte aber mit einem Blick auf sein „magnus opus“ von 1982 zur *Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens* zeigen, dass sich die Grundzüge seines auf eine „Revision der Soziologie“ (Bühl 1982, 12, vgl. auch Bühl 1990, 49-56) angelegten Theorieprogramms dort in nuce auffinden und entsprechend eindeutig rekonstruieren lassen.

Ich denke, dass man Bühls Versuch, die Grundzüge *einer umfassenden Theorie des menschlichen Sozialverhaltens* zu entwerfen, nicht falsch interpretiert, wenn man daran erinnert, dass er damit *drei basale Voraussetzungen* jeder sinnvollen Theoriebildung berücksichtigt wissen wollte:

Zum einen kam es ihm darauf an, zur Auflösung des ebenso vernebelten wie „unergiebigem Paradigmenstreits“ eine „ideale Theorie“ (Bühl 1982, 1, 28) zu entwerfen, die den Standardbedingungen der (orthodoxen, an axiomatischer Theoriebildung und empirischer Überprüfung interessierten (Bühl 1982, 28)) Wissenschaftstheorie folgend ebenso erklärungs- wie prognosetauglich sein sollte und zu diesem Zweck die Ausformulierung einer fruchtbaren *Forschungsheuristik* erlauben musste. Dabei war jeder „methodologische Separatismus“ (Bühl 1982, 13)⁸, der die vorgebliche methodologisch-philosophische Eigenständigkeit der Sozialwissenschaft behauptet, zu meiden.

⁷ Vgl. zur Programmatik Bühl 1984, 298-315 und passim. In Bühl 1990 findet sich sein Bekenntnis zur Bildung formaler Modelle, zur Suche nach (höchst abstrakten) Gesetzmäßigkeiten nicht-linearer Systemdynamiken und sein Plädoyer zugunsten der Übernahme der in der allgemeinen Theorie dynamischer Systeme üblich gewordenen Forschungsstandards auch in den Sozialwissenschaften. Ich habe aber nicht den Eindruck, als habe sich diese Programmatik (zumal in der Soziologie) durchsetzen können.

⁸ „Die Postulierung einer grundsätzlichen methodologischen Differenz zwischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften ist eine Fiktion“ (Bühl 1982, 13). An dieser Auffassung hat er bis zuletzt festgehalten, vgl. Bühl 2003, 30-40.

Zugleich und darüber hinaus sollte das von ihm verfolgte, realistische Theorieprogramm (Bühl 1982, 11) *mehrstufig* angelegt sein (vgl. Bühl 2003, 55-63), um einestails jeden Versuch abzuwehren, Theorien über soziale Sachverhalte aus der Perspektive einer subjektivistischen „Egologie“ (Bühl 1982, 23) entwickeln zu müssen, um auf der anderen Seite aber auch jeden metaphysischen Systemholismus (bzw. alle „mysteriösen Ganzheiten“, wie er späterhin formulierte (Bühl 2003, 17)) fernhalten zu können, der mit Bühls Entscheidung zugunsten eines „gemäßigten Emergentismus“ (Bühl 1982, 2) unvereinbar war. Vielmehr sollte die Entdeckung gesetzmäßiger Zusammenhänge des menschlichen „Verbundhandelns“ (Bühl 1982, 137, 162-163) im Zentrum der theoretischen Aufmerksamkeit stehen und darauf angelegt sein, die „Eigenlogik“ interaktiv geordneter Handlungszusammenhänge anhand des wechselseitigen Stützungs- und Bedingungsverhältnisses zu erforschen, die sich zwischen gehirnorganisatorischen, handlungsorganisatorischen und sozialorganisatorischen „Mechanismen“ (Bühl 1982, 28) „beobachten“ (Bühl 1982, 9) lassen⁹.

Indessen (und drittens) sollte diese Hervorkehrung der nomologischen Wechselstabilisierung verschiedenartiger, ineinandergreifender und sich wechselwirksam kontrollierender „generativer Mechanismen“ (Bühl 1982, 424)¹⁰ nicht als eine Wiederaufnahme Parsonsscher Gleichgewichtsanalysen verstanden werden; vielmehr lässt der Autor keinen Zweifel daran, dass die Soziologie als eine *evolutionäre Wissenschaft* (Bühl 1982, 29-41, 48-54, 431-442) zu betreiben sei, welche die ebenso dynamische wie kontingente „Verkopplung verschiedener Ebenen“ (Bühl 1982, 47) im Rahmen einer zieloffenen, wenn auch pfadabhängigen, zugleich aber selbsttransformativ und reflexiv angelegten Entwicklung zu berücksichtigen habe¹¹. Aufgrund der dabei erwartbaren Komplexitäten und

⁹ Die zu diesem Zweck vorgeschlagene theoriegeleitete Modellbildung hat demnach in Rechnung zu stellen, dass „...das soziale Verhalten des Menschen bzw. seine sozialen Systeme als multistabile Mehrebenen-Systeme zu konzipieren (sind)“ (Bühl 1982, 62-63). „Stabilität“ ist an dieser Stelle an der Reproduktivität von Systeme orientiert, nicht an Gleichgewichtsvorstellungen, wie ich gleich zeigen werde.

¹⁰ Die Suche nach (kontingenten) Zusammenhängen zwischen mehreren Mechanismen sollte nach Bühl das Vorgehen der „historischen Soziologie“ anleiten und Aufgabe einer soziologisch informierten Makro- bzw. Mikrogeschichte sein (vgl. Bühl 2003, 155-183).

¹¹ Viele dieser Themen nimmt der Autor später wieder auf und verortet sie dort im Zusammenhang mit einer Theorie der Historischen Soziologie (vgl. Bühl 2003).

Störungsanfälligkeiten ist abzusehen, dass soziale Systeme keine stabilen Gleichgewichtszustände annehmen können, sondern kontingenten Entwicklungspfaden folgen, die aufgrund interner Mutationen ebenso angeregt werden wie in Reaktion auf externe Schocks¹². Zu deren erfolgreichen Modellierung sind in allen Fällen die jeweiligen „ökologischen“ Randbedingungen oder Umweltparameter zu identifizierten, deren restriktiven Wirkungen und Rückwirkungen das Systemgeschehen kanalisieren und „in bestimmten Pfaden und Flußbetten“ halten (Bühl 1982, 33). Dass die derart gekennzeichnete gesellschaftliche Evolution auch in Sackgassen landen und die Mechanismen der Selbst- und Sozialkontrolle der Akteure überfordern kann, gehört jederzeit zu den Folgerungen seines Evolutionsverständnisses.

In pointiertem Unterschied zu Luhmann¹³ möchte Bühl bei seiner Suche nach den evolutionsfähigen Bedingungen systemischer Selbstorganisation die Spielräume und Verantwortlichkeiten der Akteure keinesfalls ausblenden und lässt deshalb keine Zweifel darüber aufkommen, dass die Modellierung sozialer Systeme¹⁴ einer *akteurtheoretischen Tiefenerklärung* bedarf. Deshalb kann es nicht verwundern, wenn er einen Gutteil seiner Überlegungen auf die Klärung der Frage richtete, welche *Eigenschaften* die Akteure besitzen müssen, deren Handeln Interaktions- oder Systemprozesse in Gang hält. Dabei legte er sich aber nicht auf eine der zahlreichen marktgängigen Handlungstheorien fest, sondern versuchte verschiedene Theorieangebote in der Form eines Schichtenmodells zu

¹² Bühl hat späterhin zwischen „zyklischen“, „katastrophischen“, „fluktuativen“ und „evolutionären Formen des gesellschaftlichen Wandels“ unterschieden (vgl. Bühl 1990), allerdings ohne genau anzugeben, wann genau diese verschiedenen Dynamiken auftreten und vor allem, wie sie sich wechselseitig beeinflussen oder auseinander hervorgehen. Im Rückblick mag es erscheinen, als habe er sich dazu entschlossen, die unvermeidbare Nichtlinearität evolutionärer Prozesse zum Ausgangspunkt modellierbarer Generalisierungen zu machen, die Evolutionstheorie wird damit zu einer Teiltheorie im Rahmen einer allgemeinen Theorie dynamischer Systeme.

¹³ Vgl. für Bühls Reaktion auf die fast zeitgleich vorgetragenen Ansprüche Niklas Luhmanns, die Sozialtheorie als Theorie autopoietischer Systeme neu begründen zu wollen, den vielzitierten Aufsatz Bühl 1987a.

¹⁴ Für ihn sind damit immer „Interaktionssysteme“, „Verbundhandlungen“ (joint actions), „soziale Beziehungen“ und „Bindungen“ oder aber die ihnen zugrunde liegenden, dauerhaften institutionellen Regeln gemeint; alle zusammen sind der Bezugspunkt der Theoriebildung, vgl. Bühl 1982, 176-195. Ethisch schlägt sich diese Sicht in der These nieder, Grundlage einer „sozialen Systemethik“ müsse die „Solidarität“ sein (vgl. Bühl 1998, 231 u.a.). Ich will diese These nicht kommentieren, halte sie aber für nicht zwingend.

integrieren. Grundlage jeder solchen mehrschichtig anzulegenden Akteurstheorie ist für ihn die biologische Verfasstheit des Menschen, die er in gezielter Hinwendung zur seinerzeit in Soziologenkreisen allenfalls rudimentär bekannten Gehirnphysiologie zu entschlüsseln trachtete (Bühl 1982, 105-119). Seiner Rezeption der damals vorliegenden Forschungsergebnisse folgend, die von der immer modischer werdenden „evolutionären Psychologie“ und Soziobiologie jederzeit bestätigt werden (vgl. Buss (2004), Richerson/Boyd (2005)), agieren Akteure auf der Basis von genetisch vermittelten Verhaltensprogrammen. Solche Verhaltensprogramme tragen und regulieren – auf der Basis von Wahrnehmungs-, Denk- und Gefühlsdynamiken – die Vergesellschaftungsprozesse, deren unterschiedliche Ausgestaltung als Konkurrenz, Hierarchie oder Kooperation wiederum das „Bewegungsfeld“ (Bühl 1982, 92) der betreffenden Akteure festlegt, auf das sich ihre Handlungsprojekte einzurichten haben und mit dessen „Rückkoppelungen“ (Bühl 1982, 32 u.a.) sie sich auseinandersetzen müssen. Diese Festlegungen zugunsten einer biologisch verankerten Akteurtheorie dürfen aber nicht als ein Plädoyer zugunsten eines soziobiologischen Reduktionsprogramms gelesen werden. Die „biologische Einbettung“ von „Ideensystemen und Interaktionssystemen“ (Bühl 1982, 63-64) determiniert nicht deren Gestalt und Prozessverläufe, sondern begrenzt (oder kanalisiert) die Opportunitäten der Akteure allenfalls, behindert sie aber nachdrücklich nicht daran, sich bewusst, absichtsgeleitet und kommunikativ und zugleich ebenso kreativ (Bühl 1982, 1541-56) wie „kulturell adaptiv“ (Bühl 1982, 51)¹⁵ um die Erträglichkeit ihrer Beziehungsverhältnisse zu kümmern. Das Gelingen derartiger Kommunikationen wiederum setzt den bewusstseinskontrollierten Gebrauch von *Symbolen* (und damit von „Kultur“) voraus, der es den Akteuren erlaubt, die wechselwirksame „ökologische Topologie“ (Bühl 1982, 133) des „sozialen Zusammenhandelns“ (Bühl 1982, 137) im Rahmen reproduktionsnotwendiger „Abstimmungs- und Koordinationsprozesse“ (Bühl 1982, 74) immer wieder herzustellen und in Reaktion auf wechselnde Problemlagen bzw. in immer unvollständiger Antizipation der eventuellen Folgen ihres Handelns auch umzuformen¹⁶. Wie bei Luhmann oder Habermas liegen auch für Walter Bühl jeder gesellschaftlichen

¹⁵ Genetische und kulturelle Prozesse sind für Bühl über „Rückkoppelungen“ verknüpft, vgl. Bühl 1982, 51.

¹⁶ Bühl 1982, 83 nennt drei Basisprobleme des menschlichen „Verbundhandelns“ (Bühl 1982, 162) das „Integrationsdilemma“, das „Abgrenzungs- bzw. Allianz-dilemma“ und das „ökologische Adaptationsdilemma“. Späterhin findet sich ein Referat über „soziale Dilemmas“ (Bühl 2000, 52-64), ich habe aber nicht den Eindruck, dass der Autor seine Theoriebildung an diese Darstellung anschließt.

Organisationsform (letztlich) kommunikative Prozesse zugrunde; deren Reproduktion verläuft aber nur dann erfolgreich, wenn es den Akteuren gelingt, die mögliche Erratik ihrer Verkehrsformen mit Hilfe von interaktionsgesteuerten *Abstimmungsverfahren* zu steuern, wobei die spezifische Arbeit und Aufgabe der Akteure darin liegt, ihre räumlich-territorialen und zeitlichen Distanzen zu regulieren und für ihre Interaktionsordnung fruchtbar zu machen. Die verschiedenen Motive der Akteure, ihre strategischen Neigungen, ihre rituellen Bindungen und normativen Orientierungen finden damit ihren Platz in einem interaktiv und kommunikativ aufgebauten Systemzusammenhang, dessen emergente (nomologische) „Eigenlogik“ (Bühl 1982, 62-63) Bühl wiederholt betont. Mit Hilfe eines derartigen „Mechanismus der interaktiven Synchronisation“ (Bühl 1982, 247) lassen sich die Voraussetzungen einer mehrgliedrigen, selbstregulierten Gesellschaftsdynamik ebenso modellieren wie deren zumeist „unvorhersehbaren“ (Bühl 1982, 457) Prozessverläufe und rekursiv wirksamen Folgen (Bühl 1982, 241).

3.3 Bewertung des Bühlschen Forschungsprogramms

Lassen Sie mich einen bewertenden Rückblick auf das Bühlsche Theorieprogramm werfen, wobei ich um Verständnis dafür bitte, wenn ich diesen Versuch von meinen eigenen Überlegungen darüber leiten lasse, was ein fruchtbringendes (sozialwissenschaftliches) Forschungsprogramm ausmachen sollte (vgl. dazu Schmid 2005a, Schmid 2006).

Ich glaube, dass man Walter Bühl die wegweisende Rolle, die er als einer der Vordenker für eine *theoretisch integrierte* Soziologie gespielt hat, nicht wird streitig machen können. Das dazu benötigte (philosophische und wissenschaftstheoretische) Handwerkzeug hat er hinreichend, wenn auch immerzu in „soziologistischer“ Perspektive adoptiert (vgl. Bühl 1974, Bühl 1994, 262-314, Bühl 2003)¹⁷ und dabei vor allem drei eng verwobene Verdienste zu verzeichnen:

Zunächst spiegelt seine Absicht, die Akteurebene mit der Interaktions- und Symbolebene in einen theoriefähigen Zusammenhang zu stellen und mit Hilfe eines mehrstufig an-

¹⁷ D.h. von wahrheitsorientierter Theoriebildung scheint Bühl ebenso wenig gehalten zu haben wie von der Entwicklung einer deduktiven Methodologie. Gleichwohl hat er immer auch die Prüfbarkeit des Wissens zum Wesenmerkmal der Wissenschaft erklärt. Dass die Entwicklung des Wissens sozial organisiert und evolutionär verläuft, müssen hingegen auch jene nicht leugnen, deren Wissenschaftsauffassung er unaufhörlich als logizistisch und lebensfern kritisiert.

gelegten Erklärungsarguments zu entschlüsseln, eine Lösung des vieldiskutierten *Mikro-Makroproblems* wider, die diskussionswürdig und aner kennenswert ist (vgl. Bühl 2003, 61-63)¹⁸. Damit hatte er eine Leitidee formuliert, die das unverbundene Nebeneinander von mikro- und makrosoziologischen Forschungen nachdrücklich in Frage stellte bzw. die bisherigen Versuche, beide Ebenen zu verknüpfen, über das zu seiner Zeit erreichte Maß hinaus zu systematisieren und zu synthetisieren erlaubte¹⁹. Für höchst weitsichtig halte ich in diesem Zusammenhang seinen Vorschlag, die Verbindung von Mikro- und Makroebene anhand der Erforschung von „sozialen Abstimmungs- und Koordinationsmechanismen“ (Bühl 1982, 74, 79, 101 u.a.) vorzunehmen, die nicht aus sich selbst heraus operieren, sondern deren Erklärung einer *akteurtheoretischen Mikrofundierung* bedarf.

Zum zweiten muss man zugestehen, dass eine darauf aufgebaute Forschungspraxis jederzeit insoweit heuristisch fruchtbar verfährt, als sie einer Fragestellung folgt, die eine integrierte Theorieforschung mit Verfahren der empirischen Theorieprüfung zusammenspannt. In der Tat hat Walter Bühl das Zusammentreffen von „guten Theorien und guten Daten“ (zu Recht) für einen „Glücksfall“ gehalten (Bühl 2003, 117), weshalb er darauf hinwirken wollte, die Richtung der bisweilen nur theoriefern und induktiv betriebene Datenerhebungen mit Hilfe einer *theoriegebundenen Modellierungstechnik* festzulegen.

Und endlich wird man festhalten dürfen, dass Walter Bühl sich um eine interessante Synthese von soziobiologisch-neurophysiologischen Handlungsauffassungen und sinnverstehenden bzw. phänomenologischen Ansätzen bemühte und damit Handlungstheorien an einen Tisch gebracht hat, die sich mehr als fern stehen²⁰. In diesem Zusammenhang

¹⁸ Ich habe in den letzten Jahren mehrfach dafür plädiert, diesen Tatbestand zur Grundlage eines wissenschaftslogisch integrierten Erklärungsprogramms zu machen und akzeptiere gerne, dass Bühl dies lange vor mir so gesehen hatte (vgl. Schmid 2005, Schmid 2008).

¹⁹ Man vgl. für die noch in den späten 80er Jahren typische Problemsicht Alexander/Giesen 1987.

²⁰ Ob diese Einbeziehung biologischer Verhaltensgrundlagen allerdings die These rechtfertigt, derzufolge „verborgene Antriebe“ dafür sorgen, dass die Akteure gefangenendilemmaartige Problemlagen meiden oder bewältigen können, scheint mir unschlüssig zu sein, obgleich Vertreter der Soziobiologie eine solche Sichtweise durchaus verteidigen, vgl. Tooby/Cosmides 1992, Boyd/Richerson 2005. Auf der anderen Seite dürfte die Berücksichtigung biologischer Handlungsgrundlagen nur dann einen theoretischen Gewinn abwerfen, wenn diese soziobiologischen Theorien stimmen. Auch wäre zu klären, welchen Erklärungswert angesichts dessen Entscheidungstheorien haben, in deren Rahmen die „Dilemmastruktur“ vieler Interaktionssituationen erst sichtbar wird. Zumindest müsste man Di-

sollte man auch seinen derzeit immer virulenter werdenden Ratschlag erwähnen, bei der wechselseitigen Integration verschiedener Handlungstheorien die Erklärungsbedeutsamkeit von Gefühlsdynamiken nicht zu übersehen²¹. Diese Hinweise enthalten die Richtlinien für ein *Programm des soziologischen Theorievergleichs*, die ich jederzeit für empfehlenswert halte (vgl. Schmid 2004, 23-60).

Selbstverständlich sind auch einige Bedenken angebracht. Zunächst und vorweg muss ich in Zweifel ziehen, ob dieser Versuch einer Integration des erklärungsrelevanten Repertoires der Sozialwissenschaften wirklich *zur Gänze* erfolgversprechend verlaufen ist. Mein Hauptbedenken lässt sich als Anfrage formulieren, mit Hilfe *welcher Theorie* es gelingen kann, die verschiedenen Ebenen eines soziologischen Erklärungsarguments aufeinander zu beziehen. Offenbar verfolgt Walter Bühl die Grundidee, dass die jeweiligen Erklärungsebenen nur dann in den Blick kommen, wenn die Sachverhalte der (jeweils) darunter liegenden Ebenen realisiert bzw. als Konstante zu betrachten sind. Die tiefer gelegenen Ebenen sind somit notwendige Bedingungen der nachfolgenden²². Nun kann man einen Sachverhalt unter Verweis auf seine notwendige Bedingungen nicht erklären wollen, woraus das Problem resultiert, welche der auf diese Weise verknüpften Ebenen die genetischen *Wirkursachen* oder in Begriffen der Theorie dynamischer Systeme gesprochen: das *Potenzial* der zu erklärenden sozialen Phänomene benennt. Walter Bühl kann sich diese Fragen nicht stellen, weil seine Forschungsprogramm über keinen „theoretischen Kern“ (im Sinne der Lakatosschen Theorie wissenschaftlicher Forschungsprogramme)²³ verfügt, der angesichts der Tatsache, dass es keine makroskopischen Struktur- bzw. Entwicklungsgesetze (vgl. Bühl 2003, 17) oder auch nur eigendynamische „soziologische Gesetze“ (vgl. Bühl 2003, 59 u.a.) gibt, in meinen Augen und auch gegen seine

lemmastrukturen als Selektoren für Handlungsprogramme (oder „Moralen“) verstehen dürfen, vgl. Alexander 1987.

²¹ Dieser Rat wird selten befolgt, vgl. aber Flam 2000, Collins 2004 und Elster 2007.

²² Es gibt Hinweise, dass Bühl diese Tiefenschichtung der Realität ontologisch meint, vgl. Bühl 1984, 273.

²³ Tatsächlich plädiert Bühl dafür, dass überlebensfähige Forschungsprogramme über „mehrerer Theoriekerne“ verfügen sollten (Bühl 1994, 299), um Theoriepluralismus und einen kreativen Umgang mit Widersprüchen und Unverträglichkeiten sicher zu stellen. Das hier behandelte Problem unterschiedlicher Kausalitäten spricht er indessen nicht an.

nachweislichen Einwände²⁴ eine Handlungs- bzw. Entscheidungstheorie²⁵ enthalten muss, welche die generativen „Kräfte“ (vgl. Bühl 2003, 50-51) der Sozialdynamik identifizieren kann und *auf diese Weise*, den übrigen Ebenen die Rolle einer Entscheidungsvoraussetzung, einer Entscheidungsrestriktion oder aber einer Entscheidungsfolge zuweist.

Die damit skizzierte Deutung der sozialwissenschaftlichen Erklärungsproblematik hat mehrere Konsequenzen: Zum einen stehe ich der These sehr skeptisch gegenüber, dass auf der Ebene der situativ bedingten Abstimmungs- oder „Wandlungsmechanismen“ (Bühl 2003, 44-45) bzw. im Zusammenhang mit den von Bühl vorzugsweise analysierten Systemdynamiken und den damit verbundenen Handlungsfolgen zu Recht „Gesetzmäßigkeiten“ identifiziert werden können²⁶. Nun gibt es sicherlich keine juristisch einklagbare Verwendung des Gesetzesbegriffs, in jedem Fall aber sollte man sich dafür ein-

²⁴ Vgl. Bühl 1998, 37-60, Bühl 2003, 10, 58-60 u.a. Ich gestehe, dass ich auf den auch von Bühl vorgebrachten Vorwurf, jede Rationalerklärung gehe fehlerhafterweise von einem „kontextlosen Individuum“ aus (Bühl 2003, 58) oder setze ein „freischwebendes Individuum“ voraus (Bühl 2000, 41), zunehmend ungeduldiger reagiere. Ich bin aber überzeugt, dass Bühl – bei besserer Laune – sieht, dass Rationalerklärungen nur Sinn machen, wenn man die strukturellen und informationellen Begrenztheiten der Akteure kennt und wenigstens manche der Idealisierungen der ökonomischen Neoklassik aufzugeben bereit ist. Bühl weiß aber auch, dass in der Folge die Gewinnung eindeutiger Prognosen erschwert ist (vgl. Bühl 2003, 66-67). Die als ideologisch verbrämte „Lebensferne“ entscheidungstheoretischer Annahmen (Bühl 2000, 39) hat vornehmlich eine modelltheoretische Funktion, die Bühl an anderen Stellen für seine eigenen Systematisierungsbemühungen natürlich akzeptiert, d.h. auch er kann selbstverständlich nicht davon ausgehen wollen, dass Modelle alle einflussreichen Faktoren aufzählen, weshalb die Konzentration auf die „wesentlichen“ Zusammenhänge die Idealisierung (oder Konstantsetzung) von Annahmen erfordert. Modellkritisch ist dann, dass man fehlerhafte oder falsche Annahmen verwendet oder ableitungsnotwendige Prämissen nicht kennt oder übersieht.

²⁵ Man benötigt eine Entscheidungstheorie, weil viele Handlungstheorien den Eindruck erwecken, die Akteure seien dem Einfluss ihrer Handlungssituation ganz wehrlos ausgesetzt. Demgegenüber könnte sich die Handlungstheorie auf den Tatbestand konzentrieren, dass Akteure ganz „mannigfaltigen“ Motiven (Max Weber) folgen, d.h. ganz verschiedene Maximanden im Auge haben können. Die Abgrenzung zwischen verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen folgt dann der Frage, welche Motive jeweils untersucht werden sollten.

²⁶ Ich halte mit Carl Hempel die Systemtheorie (wie im übrigen auch die Mathematik oder die Netzwerkanalyse) für eine (sehr allgemeine) Sprache, die sich zur Darstellung von Relationen und Prozessen gut eignet, aber keine eindeutige inhaltliche Interpretation besitzt und zudem nicht impliziert, dass die mit ihrer Hilfe beschriebenen Prozessverläufe nomologischen Charakter besitzen müssen.

setzen dürfen, zwischen „energetisierenden Gesetzen“, die ein kollektives Geschehen in Gang setzen und in Gang halten, und den „Gesetzen struktureller Restriktion“ ein erklärungslogisch erheblicher Unterschied zu machen ist²⁷. Die beständige Rede von der „Eigenlogik“ (etwa der interaktiven oder kulturellen Systeme) verdeckt²⁸ diesen Unterschied eher als dass er ihn erhellt. In meinen Augen kann man von der „Eigenlogik“ von überindividuellen Systemen nur insoweit sprechen, als diese den Opportunitätsraum der Akteure begrenzen und ihnen damit *Beschränkungen* auferlegen, die sie bei der Projektion ihres Handelns in Rechnung stellen müssen²⁹. Wenn infolgedessen die zur Modellierung des sozialen Zusammenlebens benötigten (nomologischen) „Gesetze“ vornehmlich auf der Ebene des individuellen Handelns zu suchen sind, dann muss man allerdings fragen, welche Rolle neben der Fähigkeit der Akteure, aus ihren Erfahrungen zu *lernen* und *kreativ* mit wahrgenommenen Problemlagen umzugehen, dabei die unterlegten (biogenetisch verankerten) Handlungsprogramme spielen. Tatsächlich kann man aus der Tatsache, dass Akteure über derartige Programme verfügen, nichts darüber ableiten, unter welchen Bedingungen sie sie beherzigen oder nicht³⁰, weshalb etwa eine auf ihre Eigenständigkeit

²⁷ Bühler übernimmt in dieser Frage offenbar Mario Bunge's Position (vgl. Bühler 2003), der keinen wirklichen Unterschied zwischen Mikro- und Makrokausalitäten macht, und übersieht zugleich, dass der von ihm mehrfach konsultierte Christopher Lloyd diese Meinung nachgerade nicht teilt (vgl. Bühler 2003). Würde dieser Unterschied aber nicht bestehen und könnte man die „Handlungspotenz“ der Akteure (Bühler 2003, 61) bzw. ihr „Verhaltenspotential“ (Bühler 1984, 247) auf die gleiche Stufe stellen wie die „sozialen Kräfte“ (Bühler 2003, 51), könnte Bühler kaum zugunsten der Notwendigkeit von Tiefenerklärungen (Bühler 2003, 55-63) der von ihm in den Vordergrund gerückten „Systemkausalitäten“ (Bühler 2003, 70) argumentieren wollen. Ohne derartige Tiefenerklärungen, denke ich, stehen Systemerklärungen – wie Bühler an einer Stelle zu Recht befürchtet – in Gefahr, in einem „leeren Dynamismus (zu) enden“ (Bühler 2000, 108). Das scheint zumindest für seine materialen Untersuchungen zur Dynamik von Wissenssystemen (vgl. Bühler 1974, Bühler 1984, Bühler 2000) zu gelten.

²⁸ Vgl. die zahlreichen Stellen (Bühler 1984, Bühler 2000, Bühler 2003), wo er „Eigenlogik“ mit der „Suche nach Gesetzen“ gleichsetzt.

²⁹ In Bühler'scher Terminologie ist (sehr treffend, wie ich finde) von „strukturellen Begrenzungen und institutionellen Bahnungen“ die Rede, vgl. Bühler 2003, 17.

³⁰ Daran ändert auch Bühler's Bekenntnis zur biologisch-kulturellen Ko-Evolution (Bühler 1982, 34-41) nichts. Ebenso wenig kann man Verhalten aus seiner neokortikalen Kontrolle erklären (Bühler 1982, 105-119, 216-217 u.a.), weil das für jede Art des Verhaltens gilt (vgl. Bendor/Swistak 2001, 1532). Ich muss Bühler an dieser Stelle das Argument entgegenhalten, dem sich auch die derzeitige Soziobiologie aussetzt: Man kann keine umstandsbedingten Handlungsvarianzen aus der für alle Akteure gleichen und konstant gesetzten biologischen Ausstattung erklären, vgl. Schmid 2008a. An der These,

pochende Makro- oder auch Kulturosoziologie diese biogenetischen Hintergrunds- oder Tiefenfaktoren auch zur Identifikation und „Isolierung“³¹ der von ihr behandelten Zusammenhänge zu Recht konstant setzen kann. Darüber hinaus sollte man in Erinnerung behalten, dass Erklärungen unter Verweis auf Handlungsprogramme *dispositionale Erklärungen* darstellen und demnach solange unter Unbestimmtheiten leiden, als nicht gesagt wird, *wie* sich die Vergesellschaftungsverhältnisse auf ihre differenzielle Aktivierung auswirken. Bühls Ansatz gibt auf eine entsprechende Frage in meinen Augen keine wirklich weiterführende Antwort, weil er vermeidet, die *Produktionsfunktionen* des menschlichen Handelns und damit die Ziele oder Vorhaben der Akteure unzweideutig anzugeben³², die erlauben würden, die handlungskanalierenden Situationsfaktoren und die erwartbaren Handlungsfolgen danach einzuordnen, in welchem Umfang sie die Adaptionsbemühungen der Akteure behindern oder befördern³³. Zu diesem Zweck müssen wir vor allem die *Probleme* kennen, die die Akteure aufgrund der Tatsache zu lösen haben, dass sie in *Interdependenzsituationen* handeln müssen. Dass Akteure ihre Handlungsorientierungen nicht (innerlich wie äußerlich) einfach vorfinden und diesen entsprechend automatisch

dass die Akteure der soziologischen Handlungstheorie Tiere sind, ändert dieser Einwand natürlich nichts, wenngleich sich die These, dass die „Gesellschaftsordnung im Dienste der menschlichen Gehirnentwicklung“ (Bühl 1982, 465) stünde, etwas außerhalb des soziologischen Zuständigkeitsbereichs zu bewegen scheint.

³¹ Für den Sinn einer solchen „isolierenden“ Modelltechnik vgl. Mäki 2001, 369-89.

³² Offenbar meint er, dass es solche ebenso einfachen wie übergreifenden Handlungsfunktionen angesichts der Vielgestaltigkeit menschlicher Handlungsorientierungen nicht geben wird.

³³ Bühl scheint den Akteur nur in „kollektiven Zusammenhängen“ (Bühl 1982, 167) denken zu können, was die theoretische Leitidee einer individuellen Rationalität entwertet (Bühl 1982, 160-161). D.h. Bühl legt seine Handlungstheorie (zu) komplex an (Bühl 1982, 71-74, 109, 176-179), vertritt eine Art „Emanationstheorie des Handelns“ (Bühl 1982, 199) und vergisst darüber die Angabe einer eindeutigen Selektionsfunktion, die festlegt, welche Handlungen ein Akteur (in verschiedenen „Interaktionsfeldern“ (Bühl 1982, 176) und „Relationsstrukturen“ (Bühl 1982, S. 182)) ausführen wird. Bühl spricht zwar an einer Stelle vom „Potential eines Systems“ (Bühl 1982, 403), das als Stellvertreter eines irgendwie gearteten „operativen“ Prinzips gelten könnte, lässt diesen Begriff aber ebenso leer wie den des (vorgestellten oder mental antizipierten) „Ziels“ (Bühl 1982, 210). Auch sieht er, dass die sozialen „Interdependenzordnungen“ (Bühl 1982, 411) auf die Einhaltung von „gemeinsamen Regeln“ angewiesen sind (Bühl 1982, 409), er legt aber keine Theorie der Regelentstehung und Regeleinhaltung vor, was zur Konsequenz hat, dass man keine Verbindungslinien zur neueren soziologischen Institutionentheorie erkennen kann (vgl. für die Bühlsche Institutionenauffassung, soweit sie auf das Gelingen von *Gewohnheitsbildungen* abstellt, Bühl 1982, 191-192).

agieren, sondern meistens sozial und kommunikativ-symbolisch vermittelt erlernen, ist sicher richtig, erklärt aber nicht, weshalb sie nicht das Gegenteil von dem lernen, was sie lernen bzw. weshalb sie ihren Mitakteuren überhaupt zuhören und deren Zielsetzungen und Erwartungen als relevant und verbindlich einstufen³⁴. Die Hoffnung der funktionalistischen Sozialtheorie war es immer gewesen, Richtung und Inhalt des Gelernten aus den Erfordernissen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses ableiten zu können. Dem kann Bühl aber nicht folgen wollen, weil seine Theoriebildung die Idee einer systemischen Gleichgewichtsdynamik ebenso ablehnt wie die Vorstellung, es gäbe einen teleologisch fixierten Gesellschaftsverlauf³⁵. Die angedeutete Frage, wann sich Akteure des Bühlschen Zuschnitts kooperationsdienlich verhalten und wann nicht, ist auch nicht durch den Hinweis zu beantworten, dass ihr Handeln sinnhaft (und entsprechend verstehbar) verläuft. Denn die Sinnhaftigkeit des jeweiligen Handelns garantiert nicht dessen wechselseitige Verträglichkeit; einen derartigen Zusammenhang darf man nur solange vermuten, als man – wie Durkheim – an das vereinheitlichende, für die gesellschaftliche Reproduktion segensreiche Walten eines (möglichst latent und entscheidungsfrei wirksamen) Kollektivbewusstseins glaubt³⁶. Obgleich sich Walter Bühl gegen eine solche Konzeption mehrfach wehrt (vgl. Bühl 1984, Bühl 2000), bin ich unsicher, ob er diesen Glauben zumal zur Stützung seiner *normativen Vorstellungen* darüber, wie eine ordnungstaugliche Gesellschaft aussehen sollte, wenigstens hintergründig nicht doch teilte³⁷.

³⁴ Natürlich kennt Bühl „Mechanismen von Kooperation und Konflikt“ (Bühl 2003, 50), aber er interpretiert sie nicht im Lichte einer Handlungstheorie, die besagen könnte, welche Probleme die Akteure damit lösen können, wie sie das im Einzelnen tun und welche Folgen dabei eintreten.

³⁵ Das gilt nicht nur für Interaktionssysteme, sondern auch für Wissenssysteme, vgl. Bühl 2000, 103-115.

³⁶ Vgl. Bühl (1982, 172), wo von einer „übersubjektiven Verhaltensordnung“ die Rede ist, aber auch Bühl (1984) und Bühl (2000) für Hinweise auf die Richtigkeit meiner Deutung. Auch scheint Bühl an die Integrationszuträglichkeit von „gemeinsamen Bewegungen“ (Bühl 1982, 232), „Verbundentscheidungen“ (Bühl 1982, 411), „gemeinsamen Werken“ (Bühl 1982, 341) und der „Gemeinschaftsleistung“ der Sinnproduktion (S. 372-382) zu glauben, die doch allenfalls eine notwendige Bedingung gelingender Sozialintegration sein können, was der Autor natürlich weiß (Bühl 1982, 383). Diese Bemerkung gilt auch für seinen – im übrigen nicht zu kritisierenden – Versuch, die Verpflichtungen einer Ethik aus den „sozialen Positionen oder Funktionen von Individuen oder Gruppen“ (Bühl 1998, 432) heraus zu entwickeln.

³⁷ Ob Walter Bühl eine akteurtheoretisch fundierte und damit tragfähige Theorie des „common knowledge“ hat vorlegen können, müsste man einer genaueren Lektüre von Bühl (1984) und Bühl (2000)

Ich denke, dass dieser *Mangel an einer ausgearbeiteten Optimierungskonzeption* des individuellen Handelns³⁸ der vielleicht wichtigste Grund dafür ist, dass die Überlegungen Walter Bühls bei den derzeitigen Vertretern eines mikrofundierenden Erklärungsprogramms nicht zur Kenntnis genommen werden, obgleich er deren wissenschaftstheoretische Position ebenso teilt wie ihre Auffassung über die Notwendigkeiten einer modelltheoretisch angeleiteten Forschungspraxis³⁹. Auch dürfte seine Rezeption in diesem Lager darunter leiden, dass strengsinnigen Methodologischen Individualisten seine Suche nach den „Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Sozialverhaltens“ (Bühl 1982, 19) mit einiger Sicherheit holistischer vorkommen mag als er zu sein beabsichtigte⁴⁰. Auf der anderen Seite aber steht die Betonung der „öko-biologischen Grundsituation des Menschen“ (Bühl 1982, 83-88), an der Bühl gelegen war, in den Augen der Vertreter einer kompromisslos naturalistischen Verhaltenstheorie infolge seiner Herauskehrung der „Autonomie“ und „Eigenlogik“ von Institutionen, Kultur- und Wissenssystemen unter einer Art Generalverdacht, weshalb sie die Bühlschen Hinweise auf Sinn und Möglichkeit einer disziplinenübergreifenden Theorie- und Modellbildung, die auch den Bereich der sozial vermittelten „Denkmuster“ (Bühl 1984, 376 u.a.) und des kulturell geprägten „kollektiven Unbewusstseins“ (Bühl 2000) mit umfassen könnte, in aller Regeln ausschlagen⁴¹. Demgegen-

entnehmen. Vgl. zur aktuellen Diskussion dieser Problematik Colin 1997; dass das Problem vor einem strikt individualistischem Hintergrund und ohne in eine „déformation sociologique“ zu verfallen im Prinzip lösbar ist, zeigt Aumann 1975.

³⁸ Dass es solche Annahmen, zumal im Bereich psychischer Systeme gibt, ja geben muss, ist Bühl selbstverständlich bekannt, vgl. Bühl 2000, 90.

³⁹ So lehnt sich Bühl (2003, 56) an Essers Schematisierung einer Tiefenerklärung an, die ihrerseits eine Kopie der Colemanschen Badewanne darstellt, ohne zu bemerken, dass seine Kritik an der Coleman-schen RC-Erklärungstechnik damit an Überzeugungskraft verliert. An anderer Stelle verwirft er das Badewannen-Schema allerdings (vgl. Bühl 2000, 45, Fußnote), was die genaue Identifikation dessen, was er dachte und sagen wollte, leider erschwert.

⁴⁰ Sicher scheint zu sein, dass Bühl (wie Mario Bunge) Gesetze auch für makrostrukturelle Zusammenhänge annahm (vgl. Bühl 2003, 69-72), während ich „genetische“ oder „energetisierende“ Gesetze, die Kausalwirkungen (auf der Ebene der individuellen Handlungsorganisation) beschreiben, von – wie es früher einmal hieß – (struktur- oder pfadabhängigen) „Generalisierungen“ gerne unterscheiden wüsste. Aber diese Unterscheidung scheint Bühl nicht zu behagen, wenn ich seine unbarmherzige Kritik am individualistischen Forschungsprogramm (vgl. Bühl 2000, 38-51) richtig einordne.

⁴¹ Vgl. für eine nachhaltige Gegenstimme Sanderson 2001.

über kann man vermuten, dass in der Wolle eingefärbte Verstehens-, Sinn- und Praxistheoretiker Bühls Fahnden nach dem „Zusammenhang“ zwischen „biosozialer Systemeinbettung und geistiger Entfaltung“ (Bühl 1982, 77)⁴² als biologistische Ver(w)irrung erscheinen muss. Und ebenso verständlich dürfte endlich auch sein, dass sich engagierte Strukturtheoretiker bei ihrer insistenten Suche nach strukturgebundenen „Makrokausalitäten“ von der Erfüllung seiner Forderung nach einer akteurtheoretischen (oder gar biogenetischen) Untermauerung der Sozialanalyse nur wenig Hilfe versprechen.

3.4 Fazit

Ich fürchte deshalb, dass das Bühlsche Forschungsprojekt ohne wirkliches Gehör blieb, weil er sich – wie ich unterstelle: in der ehrlichen und lobenswerten Absicht, den „soziologischen Schulenstreit“ (Bühl 2003, 10-11) durch die Einordnung der soziologischen Theorie- und Modellbildung in den Rahmen einer „Wissenschaft des Komplexen“ (Bühl 1990, 1-14) beenden zu können – zwischen alle theoretischen Stühle gesetzt hat. Das muss uns aber nicht daran hindern, auch weiterhin nach den fächerübergreifenden „Grundzügen einer idealen Theorie bzw. (nach einer) idealen Strategie des Theorieaufbaus“ (Bühl 1982, 2) zu suchen, wie Walter Bühl zu Beginn seines Buches anrät, an dessen weitreichenden Horizonte ich erinnern wollte.

⁴² Vgl. auch Bühl (2002), wo er der Phänomenologie nur dann eine Chance einräumt, wenn sie sich in eine systemtheoretisch angeleitete Mehrebenenanalyse des Sozialgeschehens einfügen lässt.

Literatur:

- Alexander, Jeffrey C./Bernhard Giesen (1987): From Reduction to Linkage: The Long View of the Micro-Macro Debate. In: Jeffrey C. Alexander/Bernhard Giesen/Richard Münch/Neil J. Smelser (Hg.): The Micro-Macro-Link. Berkeley/Los Angeles/London, 1-42.
- Alexander, Richard D. (1987): The Biology of Moral Systems. New York.
- Aumann, Robert J. (1975): Agreeing to Disagree. In: The Annals of Statistics, 4, 1236-1239.
- Boyd, Robert/Peter J. Richerson (2005): The Origin and Evolution of Culture. Oxford.
- Bendor, Jonathan/Piotr Swistak (2001): The Evolution of Norms. In: American Journal of Sociology, 106, 1493-1545.
- Bühl, Walter L. (1972): Konflikt und Konfliktstrategie. München.
- Bühl, Walter L. (1974): Einführung in die Wissenschaftssoziologie. München.
- Bühl, Walter L. (1976): Theorien sozialer Konflikte. Darmstadt.
- Bühl, Walter L. (1978): Transnationale Politik. Stuttgart.
- Bühl, Walter L. (1982): Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen.
- Bühl, Walter L. (1984): Die Ordnung des Wissens. Berlin.
- Bühl, Walter L. (1987): Kulturwandel: Für eine dynamische Kultursoziologie. Darmstadt.
- Bühl, Walter L. (1987a): Grenzen der Autopoiesis. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 39, 51-60.
- Bühl, Walter L. (1990): Sozialer Wandel im Ungleichgewicht: Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen. Stuttgart.
- Bühl, Walter L. (1998): Verantwortung für soziale Systeme: Grundlagen einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart.
- Bühl, Walter L. (2000), Das kollektive Unbewusste in der postmodernen Gesellschaft. Konstanz.
- Bühl, Walter L. (2002): Phänomenologische Soziologie: Ein kritischer Überblick. Konstanz.

- Bühl, Walter L. (2003): Historische Soziologie: Theoreme und Methoden. Münster/Hamburg/London.
- Bühl, Walter L. (Hg.) (1972): Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München.
- Bühl, Walter L. (Hg.) (1974): Reduktionistische Soziologie: Soziologie als Naturwissenschaft. München.
- Bühl, Walter L. (Hg.) (1975): Funktion und Struktur. München.
- Buss, David M. (2000): Evolutionäre Psychologie. München/San Francisco/Harlow, England/Don Mills, Ontario/Sydney/Mexico City/Madrid/Amsterdam.
- Coleman, James S. (1993): The Rational Reconstruction of Society. 1992 Presidential Address. In: American Sociological Review, 58, 1-15.
- Collin, Finn (1997): Social Reality, London/New York.
- Collins, Randall (2004): Interaction Ritual Chains. Princeton/Oxford.
- Elster, Jon (20076): Explaining Social Behavior: More Nuts and Bolts for the Social Sciences. Cambridge.
- Flam, Helena (2000): Emotional Man and the Problem of Collective Action. Frankfurt/Berlin/Bern/Bruxxels/New York/Oxford/Wien.
- Freber, Jochen/Schmid, Michael (1986): Instabilität und Dynamik: Zur Anwendung der Katastrophentheorie in der Soziologie. Forschungsberichte der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München/Neubiberg.
- Hummell, H.J./Karl-Dieter Opp (1971): Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie: Eine These, ihr Test und ihre theoretische Bedeutung. Braunschweig.
- Lau, Christoph (1975): Theorien gesellschaftlicher Planung: Eine Einführung. Stuttgart.
- Mäki, Uskali (2001): The way the world works (www): towards an ontology of choice theory. In: Uskali Mäki (Hg.): The Economic World View: Studies in the Ontology of Economics. Cambridge, 369-389.
- McAdams, Richard (2004): Expressive Adjudication. University of Illinois College of Law. Law and Economics Working Papers, 7. <http://law.bepress.com/uiuclwps/papers/art/7>.
- North, Douglass C. (2005): Understanding Economic Growth, Princeton/Oxford.

- Opp, Karl-Dieter (1972): Verhaltenstheoretische Soziologie: Eine neue soziologische Forschungsrichtung. Reinbeck bei Hamburg.
- Posner, Eric (1997): Standards, Rules, and Social Norms. In: Harvard Journal of Law and Public Policy 21, 101-117.
- Richerson, Peter J./Robert Boyd (2005): Not by Genes Alone. How Culture Transformed Human Evolution. Chicago und London.
- Ritzer, George (1975): Sociology: A Multiple Paradigm Science. Boston.
- Sanderson, Stephen K. (2001): The Evolution of Human Sociality: A Darwinian Conflict Perspective. Lanhan/Boulder/New York/Oxford.
- Schmid, Michael (1982): Theorie sozialen Wandels. Opladen.
- Schmid, Michael (1982a): Professor Opp on Evolution: Some Critical Comments. In: Theory and Decision, 14, 427-434.
- Schmid, Michael (1989): Sozialtheorie und soziales System: Versuche über Talcott Parsons. Forschungsberichte der Universität der Bundeswehr. München/Neubiberg.
- Schmid, Michael (1998): Soziales Handeln und strukturelle Selektion: Beiträge zur Theorie sozialer Systeme. Opladen.
- Schmid, Michael (2001): Theoriebeobachtungen: Zur Rekonstruktion und Kritik der skeptizistischen Tendenzen der System- und Erkenntnistheorie Niklas Luhmanns. In: Dariusz Aleksandrovicz/Hans Günter Ruß (Hg.): Realismus - Disziplin - Interdisziplinarität. Amsterdam/Atlanta, GA., 153-195.
- Schmid, Michael (2005): Soziale Mechanismen und soziologische Erklärungen. In: Hans-Jürgen Aretz/Christian Lahusen (Hg.): Die Ordnung der Gesellschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Richard Münch. Frankfurt/New York, 35-82.
- Schmid, Michael (2005a): Ist die Soziologie eine erklärende Wissenschaft? In: Uwe Schimank/Rainer Greshoff (Hg.): Was erklärt die Soziologie? Soziologische Erklärung, Modellbau, Simulation. Münster, S. 122-148.
- Schmid, Michael (2006): Die Logik mechanismischer Erklärungen. Wiesbaden.
- Schmid, Michael (2008): Die Logik mechanismischer Erklärungen und die Einheit der Sozialwissenschaften. In: Andreas Balog/Johann August Schüle (Hg.): Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium. Wiesbaden, 227-262.

- Schmid, Michael (2008a): Social Evolution and Human Action. A Commentary on Stephen K. Sanderson's Darwinian Conflict Theory (i.E.).
- Tooby, John/Leda Cosmides (1992): The Psychological Foundation of Culture. In: Jerome H. Barkow/Leda Cosmides/John Tooby (Hg.): The Adaptive Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture. Oxford/New York, 19-136.
- Turner, Jonathan H. (1974):, The Structure of Sociological Theory. Homewood, Ill.
- Wuketits, Franz M./Schmid, Michael (Hg) (1987): Evolutionary Theory in the Social Science. Dordrecht.

IV Theorie und Ehtik

4 Nina Degele: Systeme verantwortungsvoll designen – und was ist mit China?

4.1 Theorie verstehen, auf Empirie anwenden, politisch benutzen

Systemtheorie gilt als elegant, elaboriert und moralisch distanziert. Umso merkwürdiger kommt der Anspruch einer „Theorie der Verantwortung“ (Bühl 1998, 11) in systemtheoretischer Absicht bzw. „eine Systemethik aus makrosoziologischer Perspektive“ (Bühl 1998, 13) daher. Was hat Systemtheorie plötzlich mit Ethik und Moral zu tun? Und auch wenn sich eine solche Theorie begründen und entwickeln ließe, ist zweifelhaft, ob sie überhaupt nutzbar wäre als ein „Werkzeug, um die Welt zu verstehen und kein Selbstzweck intellektuellen egozentrischen Vergnügens“ (Castells 2003, 5). Um theoretische Narzissmen aus dem Wolkenkuckucksheim gänzlich vor den Kopf zu stoßen: Welche *politische* Bedeutung könnte mit einer solchen Theorie verbunden sein – oder bewegt sich ein solcher Anspruch endgültig in Gefilden „einer moralischen Utopie ohne benennbare Akteure und Institutionen“ (Bühl 1998, 354)? Moral und Funktionalität auf der Höhe soziologischer Theoriebildung zu verbinden: nichts weniger hat sich der jüngst verstorbene Münchner Soziologe Walter L. Bühl in seinem Alterswerk vorgenommen. Kann das funktionieren?

Um diese Frage zu beantworten, wähle ich die olympischen Spiele 2008 in Peking als Beispiel¹. Denn mit der Volksrepublik China (im Folgenden: China) richtet ein Land dieses Großereignis aus, in dem Willkür und Bespitzelung statt Meinungs- und Pressefreiheit herrscht, das die Weltrangliste bei der Verhängung der Todesstrafe anführt und in dem der Geheimdienst foltern darf. Konkret: In keinem Land der Welt werden mehr Menschen zum Tod verurteilt als in China. Die Zahlen für 2007 schwanken zwischen 470 (SZ, 16.4.08, S.10) und 1860 (Köckritz 2008). Repression ist in China noch immer

¹ Diskutiert habe ich diese Frage im Wintersemester 2007/08 an der Universität Freiburg mit den Studierenden Sahar Amini, Ralph Bayer, Anja Diether, Fenn Faber, Daniel Guagnin, Julia Hafner, Caroline Janz, Elisa Makowski, Maryia Nestserava, Delphine Ouédraogo, Tommy Ardian Pratama und Michaela Tsarouha – ihnen sei für ihre Ideen und Beiträge gedankt.

gesetzlich festgeschrieben. Wer „Subversion der Staatsmacht oder den Umsturz des sozialistischen Systems plant oder betreibt, kann mit bis zu lebenslanger Haft bestraft werden“, so das chinesische Strafgesetzbuch (Götzke 2005). Amnesty International zufolge „sieht die so genannte Administrativhaft explizit vor, dass politische Dissidenten als ‚parteifeindliche Elemente‘ ohne Gerichtsverfahren für bis zu vier Jahre in Arbeitslager geschickt werden können. 2001 waren nach offiziellen Angaben 310.000 Menschen in ‚Administrativhaft‘“ (Götzke 2005), vor den Spielen fand diese Maßnahme verstärkt Anwendung. Seit dem letzten AI-Bericht vom 1.4.08 hat sich die Menschenrechtslage deutlich verschlechtert (Hansen 2008), China blockiert (auch mit Hilfe von Firmen wie Yahoo, Google und Microsoft) Websites und zensiert „Fakten über Menschenrechtsverletzungen“ (Woesler 2005, 11, vgl. Heise Online 2006). Aus dem Versprechen Chinas der ungehinderten Berichterstattung ist ebenfalls nichts geworden: Zwei Wochen vor Beginn der Spiele sperrte Peking zahlreiche Internetzugänge für ausländische JournalistInnen, während das IOC mit seinem Lavieren zwischen dem versprochenen „uneingeschränkten“ und dann offiziell praktizierten „größtmöglichen“ Zugang zum Internet ein peinliches Bild abgab (SZ, 4.8.08, S.31). Statt dessen unterdrückt die chinesische Regierung mit offener Gewalt die nach kultureller und politischer Autonomie strebende tibetische Protestbewegung – stellvertretend für andere diskriminierte Gruppen wie die nationale Minderheit der UigurInnen oder die AnhängerInnen von Falun Gong. Nach den Unruhen in Tibet im März 2008 schließlich verfiel das internationale olympische Komitee (IOC) mit seinem Präsidenten Jacques Rogge in Schweigen und flüchtet sich – wie die chinesische Regierung – ungebrochen in die Floskel, politische Konflikte dürften nicht auf dem Rücken „unschuldiger Athleten“ ausgetragen werden.

Mit Bühl stellt sich nun die nicht nur systemtheoretisch, sondern fast auch soziologisch anrühige Frage nach einer Verbindung von Moralität und Funktionalität. Anrühig, weil die Soziologie als Gesellschaftswissenschaft noch immer meint, sich vom Image einer verkappten Sozialpädagogik distanzieren zu müssen und einen entsprechend esoterischen Sprachstil pflegt. Anrühig aber auch, weil da einer fragt, der als Systemtheoretiker viele Jahre mit der steril anmutenden Analyse von Systemdynamiken, Kontrollkorridoren und phänomenologischen Bedingungen des Soziologietreibens zugebracht hat. Bühl geht es um eine Ethik von Institutionen (wie Staaten oder weltweiten Organisationen), in der Verantwortung identifizier- und gestaltbar ist. Deshalb und aufgrund ihrer konzeptionellen Offenheit (wie auch der damit verbundenen „Löcher“, nämlich Argumentationslücken und gedanklichen Sprüngen, vgl. Degele 2004) eignet sich Bühls systemtheoretische Ethik für eine ebenso moralische wie auch distanzierte empirische Analyse, die

politische Konsequenzen im Blick hat. Denn Bühls Theorie – so meine These – ermuntert dazu, AkteurInnen und Verantwortung zu identifizieren, (politische) Strategien institutionell zu verorten und über Systemgrenzen hinaus nach sensiblen Punkten zu fahnden, die politische Eingriffe zumindest denkbar machen. Zur Illustration werde ich die bei Bühl zentralen Begriffe *System*, *Verantwortung* und *Design* rekonstruieren (2), auf den Zusammenhang von Menschenrechtsproblematik und den olympischen Spiele in Peking 2008 anwenden (3) und politische Konsequenzen ableiten (4).

4.2 Theorie verstehen: Verantwortung, Design, System rekonstruieren

In seiner 1998 erschienenen globalen Gesellschaftsethik beschreibt Bühl die Entstehung einer neuen Weltordnung. Orte des Wandels seien nicht die offiziellen Bühnen der Politik oder Religion mit ihren leeren Deklarationen, sondern transnationale Netzwerke und globale funktionale Regime, internationale NGOs, supra- und subnationale Regionen- und Metropolenbildungen. Sein Blick richtet sich dabei nicht auf die Schaffung einer idealen Gesellschaft, sondern – viel realistischer – auf Möglichkeiten und Strategien, „die größere Katastrophen verhindern können“ (Bühl 1998, 30). Bühls Anspruch ist pragmatisch. Er geht von universalen Prinzipien wie Menschenrechten, Gerechtigkeit und Freiheit aus und überprüft ihre situationsspezifische Anwendbarkeit. Das geschieht nicht einfach hinter dem Rücken der beteiligten AkteurInnen. Vielmehr bieten gesellschaftliche Wandlungsprozesse unterschiedlichster Art Möglichkeiten, Schlupflöcher und Angriffspunkte, Systeme *verantwortungsvoll* zu designen.

Bühls favorisierte Systemethik verweist auf interorganisatorische und internationale Beziehungen, die sich „einerseits auf die Gleichgewichtsbedingungen von Fairneß, Gerechtigkeit und Solidarität, andererseits aber auch auf die Ungleichgewichtsbedingungen von Macht, Selbstbehauptung, Ausbeutung und Mißtrauen beziehen.“ (Bühl 1998, 12) Daran knüpft Bühl eine Minimaldefinition verantwortlichen sozialen Handelns, mit der er sich vehement gegen eine individualistische Verantwortungszuschreibung wendet: Für gesellschaftliche Zusammenhänge macht Verantwortung nur als *Sozialverhältnis* Sinn. Weiter wird Verantwortung durch *Rahmenbedingungen eingeschränkt*. Notwendig ist dabei eine permanente und rekursive Überprüfung des Zweck-Mittel-Verhältnisses, wo es darum geht, allgemeingültige deontische (also vorab festgelegte) Prinzipien aufzustellen „und dann praktikable Anwendungsregeln für spezielle Probleme und Situationen zu finden oder auch umgekehrt“ (Bühl 1998, 208). Schließlich ist ein verantwortliches soziales

System *funktional statt kausal* orientiert, es schenkt der Anwendungsproblematik größere Beachtung als der Begründungsproblematik (Bühl 1998, 17-22). Das meint nichts anderes als eine Umorientierung von einer vergangenheitsorientierten Verursachungsethik zu einer zukunftsorientierten Folgenverantwortungsethik der kontinuierlichen Systemsteuerung.

Rund um die olympischen Spiele in China gibt es einige verantwortliche Systeme: das IOC als zuständige Organisation für die Vergabe und Vermarktung der Spiele, den deutschen olympischen Sportbund (DOSB) als dessen nationale Unterorganisation, die Regierungen von Deutschland und China als Repräsentantinnen teilnehmender Nationen, die Regierung Chinas als Gastgeberin (und ebenfalls als Repräsentantin eines Teilnahmelandes), sich positionierende Massenmedien (und konsumierende ZuschauerInnen), in die Spiele investierende und davon profitierende Wirtschaftsunternehmen, medizinische Organisationen und AkteurInnen im Hinblick auf Leistungssteigerung und Dopingkontrollen (chemische Labors, ärztliche Abteilungen und Betreuungsstäbe), NGOs wie Amnesty International, Human Rights Watch (HRW), Reporter ohne Grenzen, und schließlich die medial inszenierten ProtagonistInnen des Spektakels, nämlich SportlerInnen – die durchaus über eigene Foren verfügen (z.B. www.netzathleten.de). Bereits diese unvollständige Aufzählung zeigt, dass Verantwortungs- oder Schuldzuschreibungen auf singuläre AkteurInnen oder Organisationen zu kurz greifen müssen, sei es im Hinblick auf den Schutz von Menschenrechten, Kommerzialisierung oder auf Doping. Entsprechend unterscheide ich folgende Konstruktionen:

- Erstens sind die Spiele Prestigeangelegenheit eines ehemaligen Entwicklungslandes: China hat sich herausgeputzt, 28 Milliarden Euro in die Spiele investiert (in Sydney waren es 2000 vier Milliarden Euro, in Athen 2004 knapp neun), die Infrastruktur Pekings komplett umgekrempelt und monumentale Sportstätten errichtet. Die Olympiade soll die Rückkehr einer jahrzehntelang gedemütigten Nation in die Weltgemeinschaft als aufstrebend, selbstbewusst, friedensliebend und auf gleicher Augenhöhe mit den ganz Großen besiegeln (Kornelius 2008a, Seitz 2008).
- Zweitens – das entspricht der Position der offiziellen deutschen Regierungs-, Sport- und Wirtschaftspolitik wie auch der Menschenrechtsorganisationen Amnesty International (AI), (Pleiter 2007, Schnyder 2007), Reporter ohne Grenzen und Human Rights Watch – ist mit dieser wie auch immer zustande gekommenen Entscheidung die Hoffnung verbunden, China möge die Spiele als Chance für

eine Öffnung begreifen. Die chinesische Regierung könnte an Selbstbewusstsein gewinnen und die Lockerungen beibehalten, die sie für die Dauer der Spiele einräume – und so die verheerende Menschenrechtssituation im eigenen Land verbessern (Wacker 2008).

- Drittens ist da das Bedauern und die Wut, die Olympischen Spiele an ein Land vergeben zu haben, das die Menschenrechte missachtet – danach sei die 2001 gefallene Entscheidung für China als Ausrichter von Anfang an falsch gewesen (z.B. Geipel 2008a, Götzke 2005). Verwunderlich indes sei das nicht – denn Menschenrechte hätten nicht nur 2001 bei der Vergabe der Spiele an China keine Rolle gespielt. Dem damaligen IOC-Präsidenten und Ex-Frankisten Juan Antonio Samaranch zufolge waren demokratische Mindestanforderungen für eine erfolgreiche Ausrichtung nie notwendig gewesen („Wir müssen die politischen Systeme aller Staaten respektieren.“ FAZ, 17.7.08, S.28), die Entscheidung, so auch der Vorsitzende des Sportausschusses des Bundestags Peter Danckert, fiel vor allem aus kommerziellen Gründen (vgl. das Parlament Nr. 21, 19.5.08, Weinreich 2008a).
- Viertens stimmen vor allem kulturkritische JournalistInnen einen „Abgesang auf Olympia“ (Kistner/Weinreich 1996) an: der „ursprüngliche Geist“ (so es ihn je einmal gegeben habe), sei längst verloren gegangen, die Spiele seien zu einer zynischen Kommerzschlacht und zur Demonstration politischer Großmannssucht degeneriert – wobei der nicht trocken zu legende Dopingsumpf nur die Spitze des Eisbergs bilde (Geipel 2008b, Jennings 2008).

Peking – neben dem IOC der zentrale Akteur der Olympiade 2008 – dagegen wundert sich über das *China-bashing*. Denn immerhin verzeichnet das Land 10 Prozent jährliches Wachstum und hat 300-400 Millionen Menschen aus der Armut geholt. Seit Anfang des Jahres gelten für alle 800 Millionen ArbeitnehmerInnen Bestimmungen des neuen Arbeitsvertragsrechts mit Anspruch auf festgelegten Lohn, geregelte Arbeitszeiten, Kranken- und Rentenversicherung – und das alles nach 30 Jahren (Blume 2008, Nass 2008). Auch zivilgesellschaftliche Pflänzchen sprießen. So entstehen in vielen Ecken des Landes BürgerInneninitiativen gegen Entlassungen, Umweltfrevel oder Enteignung, und das Land zählt mehr als 200 Millionen Internet-NutzerInnen (Kolonko 2008). Schätzen westliche Medien und Menschenrechtesgruppen den neuen *global player* so falsch ein?

Mit Bühls Konzeption von Verantwortung lässt sich zunächst ein gravierendes Problem bei der westlichen Kritik an der chinesischen Nichtachtung der Menschenrechte identi-

zieren: Es gibt keine Definition, „die gerade unter dem gegenwärtigen Anspruch des Multikulturalismus *de facto* als allgemeingültig anerkannt und konstant gesetzt werden könnte.“ (Bühl 1998, 319)² So sah die Kommunistische Partei Chinas nach der Kulturrevolution den gesellschaftlichen Hauptwiderspruch „zwischen den wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnissen des Volkes und der rückständigen gesellschaftlichen Produktion.“ (Senger 1998, 63) Bei ihrem Menschenrechtsverständnis bezog sie sich auf die UNO-Konzeption von 1949, betonte aber anders als der Westen die kollektiven Grundrechte wie das Selbstbestimmungsrecht aller Nationen und das Recht auf Entwicklung (was 1993 von der UNO verabschiedet wurde). Konsequenterweise liest China Wirtschaftswachstum als Einlösung von Menschenrechten, was auch mit der UNO-Konzeption konform geht. Denn dort existiert der Gegensatz „Wirtschaftsbeziehungen oder Menschenrechte“ nicht (Senger 1998, 82). Von den individuellen Grundrechten dagegen stellt China das Menschenrecht auf Arbeit in den Vordergrund (das im Westen nur Frankreich festgeschrieben hat). Auch dabei kann sich China auf die UNO berufen. Denn diese fixierte 1993, dass die Linderung und Beseitigung von Armut die Durchsetzung der Menschenrechte behindere Priorität haben müsse. Als Folge deklarierte die KP 1996 Nahrung als grundlegendstes Menschenrecht, den Kampf gegen Folter dagegen betrachtet sie nicht als etwas Vorrangiges. Die Kritik an der chinesischen Auffassung zu Menschenrechten ist damit eigentlich eine Kritik an der interpretationsoffenen, postmodern beliebigen UNO-Konzeption (Senger 1998, 103-115).

Mit Bühls Konzeption von Verantwortlichkeit ergibt sich daraus eine pragmatische und zukunftsorientierte Lesart: Der internationale Tibet-Aufschrei vermochte an der chinesischen Minderheiten- und Menschenrechtspolitik nicht zu rütteln. Aber bieten die institutionellen und interorganisatorischen Verflechtungen genug Eingriffsmöglichkeiten, um ein deontisches Prinzip wie die Menschenrechte nachhaltig auf der Agenda zu halten? Für Bühl ist dabei das Systemdesign entscheidend, „d.h. die Ermittlung, Erhaltung und Weiterentwicklung der grundlegenden Prozeßstruktur eines Systems, das auch über drastische Umweltveränderungen hinweg funktionstüchtig bleibt“ (Bühl 1990, 231). Design ist „der Zuschnitt, die Konstruktionsart einer sozialen Organisation oder Institution, der

² Vielmehr seien drei Ausdeutungen/Generationen von Menschenrechten möglich, nämlich erstens *negativ* als sich auf individuelle Freiheitsrechte beschränkende *civil rights*, zweitens *positiv* als soziale und kulturelle Bürgerrechte wie Entwicklung und Gleichheit, drittens als *kollektive kulturelle* Rechte (wie der Erhaltung und Weiterentwicklung der Kulturgemeinschaft). Das klingt postmodern beliebig – und im Hinblick auf politische Konsequenzen ist es das auch.

Designprozess ist ein Prozeß des Lernens und Verstehens durch Konstruieren, Ausprobieren und Verbessern. Wir gewinnen im Designprozeß Gestaltungsentwürfe für die Zukunft und erfahren dabei etwas über die Problematik und die Konstruktionsprinzipien der gegenwärtigen Situation“ (Bühl 1998, 30, vgl. Bühl 1990, 47). Geht es um die Frage, *wo* (z.B. sportlicher oder wirtschaftlicher Boykott, stille Diplomatie auf Regierungsebene, massenmediale Ermutigung zu freier Meinungsäußerung der AthletInnen) und *wann* Eingriffe überhaupt möglich und sinnvoll sind (hätten etwa die EU oder nationale Regierungen im Zuge der Tibet-Ausschreitungen mit einem Boykott reagieren können oder sollen?), setzt Bühl nicht bei einzelnen Organisationen (wie etwa dem IOC) an, sondern vertraut auf institutionelle Problemlösungen jenseits autonom agierender Subjekte und sich selbst regulierender Systeme. Er sieht die institutionelle Notwendigkeit einer kollektiven Moralität, ihm geht es um die Integration der Handelnden in eine „größere moralische Gemeinschaft“ jenseits starrer Verursacherkausalitäten³. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Schaffung neuer Institutionen und Vernetzungen zu.

Bühl unterscheidet im wesentlichen zwischen internationalen oder auch intergouvernementalen Organisationen auf der einen, und Transnationalen Organisationen, Nichtregierungsorganisationen (TNO und NGO) und funktionalen Regimen auf der anderen Seite. Von größerem Interesse ist hier die zweite Gruppe: TNO sind multinationale Unternehmen, Bankenkonsortien, wissenschaftliche Vereinigungen, Interessengruppen, Weltanschauungs- und Religionsgemeinschaften und soziale Bewegungen. Ihre Organisationsmittel sind Mitgliedsbeiträge, Spenden, Staatssubventionen, Stiftungsvermögen, ihre Funktionen bestehen in Interaktionen zwischen Akteuren über Staatsgrenzen hinweg ohne Einmischung des Staats (Bühl 1998, 388f). NGO sind „private, freiwillige,

³ In seinem durchaus als Vorläufer zu lesenden Entwurf einer nichtlinearen Soziologie skizzierte Bühl noch abstrakt eine offene, d.h. lern- und entwicklungsfähige Systemplanung: „In Frage steht also nicht die Koordination schlechthin, sondern die Richtung dieser Koordination, ihr Gemeinwohlfekt oder ihr Effekt für unterschiedliche Gesellschaftsgruppen.“ (Bühl 1990, 234) Mit der Berücksichtigung ethischer Prinzipien geht Bühl in seiner Verantwortung für soziale Systeme einen Schritt weiter: „Ethische Prinzipien aufzustellen, ohne einen Organisationsdesign angeben zu können, innerhalb oder mittels dessen sie durchgesetzt werden können, endet allzuschnell in einem billigen Moralismus.“ (Bühl 1998, 256) Statt dessen geht es Bühl um Machbarkeit, Verbesserung und die „Durchsetzung von Minimalzielen“ (Bühl 1998, 354). Das heißt dann auch, dass nicht ethische Prinzipien, sondern die Gefahr von Zusammenbrüchen (wie etwa der Umwelt) einen Zwang zur Institutionenbildung ausüben (Bühl 1998, 421).

nicht gewinnorientierte Organisationen, deren Mitglieder ihre Fähigkeiten, Mittel und Energien in den Dienst gemeinsamer Ideale und Ziele stellen“ (Bühl 1998, 390). Funktionale Regime schließlich sind Systeme, „die teils lose, teils eng und systemisch miteinander verbunden sind, die sich teils in regionaler Kooperation und Konkurrenz gegenüberstehen, teils übergreifend und global miteinander verflochten sind“ (Bühl 1998, 258)⁴. Entscheidend ist dabei das Adjektiv *funktional*. Denn Bühl behauptet, „daß die funktionalen Regimeordnungen einen minimalen Grundbestand an funktionalen Erfordernissen sichern, während internationale Organisationen und die UNO ohne dieses funktionale Netzwerk verloren wären.“ (Bühl 1998, 267) Staatsregierungen entsprechen nämlich schon längst nicht mehr einer reinen Territorial-Einheitsstaat-Vorstellung – wenn sie dies je getan haben. Notwendig geworden sind vielmehr funktionale Ordnungsregime, die gewisse Funktionen für die Regierungen übernehmen. Dazu zählt die Sicherung der Affinität der BürgerInnen, d.h. ein Zugehörigkeitsgefühl über gemeinsame Kultur, Werte etc. Das Affinitätsmanagement erfolgt über Kommunikationsmittel und Koordinations-einrichtungen – wie etwa Goethe-Institute, DAAD oder auch Sportvereine und -verbünde. Dazu wiederum sind Erzwingungsregime wie internationale Gerichtshöfe, Interpol oder internationale Tätigkeiten von Rechtsanwälten erforderlich, also etwa HRW (Bühl 1998, 383f). Funktionale Regime sind in diesem Sinn tertiäre Institutionen-bildungen bzw. notwendige „Abfallprodukte“ von Globalisierungsprozessen – und jenseits moralischer Erwägungen entstanden. Sie beruhen auf funktionalen Interdependenzen, die durch internationale Arbeitsteilungen geschaffen wurden (Bühl 1998, 399).

Olympiarelevante Beispiele für solche Institutionen sind nicht-staatliche (transnationale) Organisationen, die sich als unabhängig von Regierungen, Wirtschaft, Politik etc. sehen. AI, HRW und Reporter ohne Grenzen etwa werden ohne Regierungsmandate aktiv, setzen wechselnde Schwerpunkte und agieren flexibel. Für den Zugang nach Festlandchina beispielsweise genügen keine offiziellen Statuten, die Arbeit dort ist maßgeblich von eingespielten und vertrauensbasierten sozialen Netzen abhängig (Schnyder 2007). Informeller organisiert sind die *www.netzathleten.de* mit ihrer Präsenz im Internet, die als ProtagonistInnen des olympischen Geschehens Stellung beziehen. Als unabhängige Organi-

⁴ Beispiele dafür sind Schifffahrtsregime auf Ozeanen, Freihandelsregime, Postverkehrsregime, GATT, WTO, IWF, Weltbank, G7, militärische Sicherheitsregime, AIDS-, Gesundheits- und Bevölkerungsregime, regionale Flüchtlingsregime; aber auch Informations- und Kommunikationssysteme werden wichtiger – und schließlich sind funktionale Regime auch im Untergrund wirksam: Drogen, organisiertes Verbrechen (Bühl 1998, 399-401f).

sation operiert weltweit die Welt-Antidoping-Agentur WADA (in Peking allerdings ohne offizielles Mandat), die Nationale Anti-Doping-Agentur (NADA) organisiert die Dopingbekämpfung in Deutschland. Um Pressefreiheit, ungehinderte Berichterstattung und unangemeldete Dopingkontrollen durchzusetzen, drängt sich selbstredend eine Kooperation mit dem IOC auf. So hat es auch immer wieder Vorschläge gegeben, das IOC weniger nationalstaatlich instrumentalisierbar zu machen. Das IOC könnte beispielsweise die olympischen Spiele nicht mehr an wechselnde Länder vergeben, sondern in Griechenland lassen, es könnte den Nationalstaatsgedanken in den Hintergrund rücken und auf den Einmarsch mit Nationalflaggen sowie Siegerehrungen mit Nationalhymnen verzichten, es könnte nichtstaatlichen Organisationen rund um BürgerInnenrechte und Dopingkontrollen wie der WADA Mitbestimmung gewähren und den Maulkorberlass der Charta streichen, der die Abgabe politischer Statements von SportlerInnen verbietet (vgl. Güldenpfennig 2008, Jennings 2008, Kistner 2008a, Lehnartz 2008). Die Strukturen des IOC sind jedoch in höchstem Maße von undurchsichtigen Seilschaften geprägt, die Verästelungen reichen weit in Politik und Wirtschaft hinein: Ex-IOC-Chef Samaranch etwa machte aus seinem Faible für autoritäre Regime nie einen Hehl, sein Erbe führt der in stiller Diplomatie ertrinkende gegenwärtige Präsident Jacques Rogge weiter. Und betrachtet man die internationalen Verbindungen des auf die Nachfolge Rogges schielenden deutschen IOC-Vizes und Fackelläufers Thomas Bachs, sieht man dort viel Filz. Denn Bach sitzt im Aufsichtsrat der Siemens Schweiz AG (und zog für den neuen Olympia-Flughafen einen 250-Millionen-Auftrag an Land), ist Aufsichtsratschef der Weining AG in Tauberbischofsheim (der weltweit größte Hersteller holzverarbeitender Maschinen gehört heute einer kuwaitischen Investorengruppe und ist sehr aktiv in China), vertritt Interessen kuwaitischer Investoren und ist seit 2006 Chef der Ghorfa, einer mäßig beleumundeten arabisch-deutschen Handelskammer (davor waren das seine FDP-Kollegen Möllemann und Rexrodt) (Berliner Zeitung, 12.4.08, S.20; Kistner 2008a). Wenig überraschend liefen und laufen politisch gemeinte Veränderungsvorschläge in Bezug auf das IOC immer wieder ins Leere. Um Moral und Funktionalität, genauer: deontologische Begründungen für die Ablehnung einer menschenrechtsverletzenden Diktatur als Gastgeber für die olympischen Spiele einerseits und utilitaristische Erwägungen zur Entwicklung und zum Einsatz resonanzauslösenden Strategien andererseits näher zusammen zu bringen, sind also andere Strategien erforderlich. Aber welche?

4.3 Theorie auf Empirie anwenden: Moral und Funktionalität verbinden

„One World, One Dream, Free Tibet“-Flaggen auf der Golden Gate Bridge im April 2008 in San Francisco und zwei Tage vor Eröffnung der Spiele in der Nähe des olympischen Geländes in Peking: Die Welt hat ihre Botschaft, ihren Protest und ihre Gegnerin, nämlich die größtenwahnsinnige Regierung Chinas. Was aber wollen Regierungen, Menschenrechtsorganisationen und DemonstrantInnen konkret erreichen? Wenn französische DemonstrantInnen während des olympischen Fackellaufs am 7.4.08 durch Paris als Protest gegen die chinesische Tibet-Politik Anstecker mit den Worten „Für eine bessere Welt“ tragen (wer sollte da dagegen sein?), das Propagandaspektakel eines gänzlich unsouveränen Polizeistaats torpedieren und China so als Diktatur bloßstellen, sind damit moralischen Ansprüchen Genüge getan. Zum Rückzug Chinas aus Tibet ist es aber erwartungsgemäß nicht gekommen, im Gegenteil hat die Regierung die Beschränkung der Meinungsfreiheit verschärft. Betont eine pragmatische Ethik eine Anpassung von Aktionen an die vorhandenen Möglichkeiten, gehe ich mit Bühl von (transnational) miteinander verflochtenen Institutionen aus, die in verschiedenen Systemen Resonanzen auslösen können: Der Sport operiert nach dem Code Sieg/Niederlage, die Medien selektieren ihre Umwelt nach Neuigkeiten (Information/Nicht-Information), die Politik nach Macht (behalten/verlieren), die Wirtschaft nach Zahlungen (vgl. Luhmann 1984). Folgerichtig schieben VW, McDonalds und Adidas die Menschenrechtsproblematik der Verantwortung von Politik zu, die Politik zieht sich mit völkerrechtlichen Nichteinmischungsgeboten aus der Affäre, die Medien verweisen auf ihre Informationspflicht und der Sport will nur spielen und nicht denken.

Um nun Moral in Funktionalität zu übersetzen, schlage ich mit der Al Capone-Strategie (ACS) ein Vorgehen vor, das Systemziele (Resonanzen für Menschenrechte auslösen) mit systemfremden Mitteln erreichen soll. Was ich damit meine: Der amerikanischen Justiz gelang es in den 1920ern und 1930er Jahren nie, den italienischstämmige Verbrecher Al Capone (1899-1947) für seine Delikte (Mord, Schutzgelderpressung, illegales Glücksspiel, Prostitution) zur Verantwortung zu ziehen. Allerdings konnte ihm ein finidiger Steuerbeamter eine lächerlich geringe Steuerhinterziehung in Höhe von 200.000 Dollar nachweisen, was ihm 11 Jahre Haft im Staatsgefängnis von Alcatraz in San Francisco einbrachte – einer der berüchtigtsten Gangster Amerikas in den 1920er und 1930er Jahren war aus dem Verkehr gezogen (Schoenberg 2001). Capone wurde bestraft, aber nicht wegen der Delikte, die ihn so gefährlich gemacht hatten, sondern wegen „unbeab-

sichtiger Nebeneffekte“. Ein anderes als das eigentlich verfolgte Vergehen (nämlich Steuerhinterziehung) ermöglichte ein gewünschtes Ergebnis: Capone hinter Gitter zu bringen. Ähnliches passierte der seriendependen US-Sprinterin Marion Jones: 2008 wurde sie nicht wegen ihres Dopingvergehen zu einer Haftstrafe verurteilt, sondern wegen Meineids. Übersetzt in Theorie heißt das: Systemlogiken lassen sich für moralische Zwecke instrumentalisieren. So wird im Wissenschaftssystem niemand behaupten, er/sie orientiere sich an Ästhetik oder Zahlungsfähigkeit (auch wenn dies empirisch so sein mag). Wahr/falsch ist in den Wissenschaften ein Regulativ, das Kommunikationen sortiert und anschlussfähig macht. Im Sportsystem dagegen zählen nicht Frömmigkeit oder Intimität, sondern Leistung und Sieg als Erfolgskriterien. Die spezifischen Systeme bringen solche Logiken in unterschiedlichen Inszenierungen zum Ausdruck und beanspruchen dafür Legitimität. Diesen Gedanken will ich nutzen und damit die beiden Systeme Politik (Macht haben/nicht haben) und Sport (Sieg/Niederlage) miteinander verbinden. Presse- und Meinungsfreiheit waren im Vorfeld der olympischen Spiele den Selbstdarstellungen und Inszenierungen von Politik und IOC zufolge eine realistische Option – was sich aber erwartungsgemäß als Irrtum entpuppt hat. Erwartungsgemäß, weil der Vorwurf der Menschenrechtsverletzung bei einer Nation, die auf eine Geschichte von Kolonialisierung und Demütigungen blickt, heftigen Widerstand auslöst und zu Trotz (der zum PR-Disaster missratene Fackellauf wurde eisern fortgesetzt) und verschärften Zensurmaßnahmen führte – wie es in China zu besichtigen war und ist. Da es sich der offiziellen Diktion zufolge bei der Olympiade jedoch um ein Völkerfest handeln soll, bei dem es um Sieg und Niederlage ausschließlich in sportlicher Hinsicht gehen soll (und nicht um Politik oder Profit), ließe sich die Menschenrechtsfrage bei der Logik des Sportsystems packen, ohne moralisch oder mit Menschenrechten zu argumentieren. Einen Ansatzpunkt dafür bietet Doping.

Nicht erst die Tour de France erschüttert mit einem Dopingskandal nach dem anderen den Glauben in einen fairen und sauberen Sport. Doping ist keine individuelle Verfehlung, sondern ein Systemproblem, das mit nationalstaatlichen Fixierungen, medizinischer Machbarkeit, ökonomischer Profitmaximierung, massenmedialer Informationsproduktion und mangelnder beruflicher Alternativen von AthletInnen zu tun hat (Bette/Schimank 2006). China blickt dabei auf eine umtriebige Vergangenheit zurück und präsentiert eine wenig vertrauensereckende Gegenwart. 1988 gewannen die Gewichtheberinnen bei der WM alle neun Klassen – unter Zuhilfenahme von anabolen Präparaten. Bei den Asienspielen 1994 wurden sieben SchwimmerInnen des Dopings überführt. Kurz vor den Olympischen Spielen in Sydney machte China Schlagzeilen, weil es kurz-

fristig entschied, 27 AthletInnen und 12 TrainerInnen nicht zu den Spielen fliegen zu lassen. Just zwei Wochen vorher hatte das IOC neue Testmethoden gegen Blutdoping zugelassen (Kistner/Weinreich 1996, 198-203). Die Abschottung der Nachwuchsförderung in unzugänglichen Sportinternaten und Militärbasen, der verwehrte Zutritt von internationalen Doping-Kontrollkommissionen in Trainingszentren⁵, das plötzliche Verschwinden von 50 der 100 talentiertesten Schwimmkinder des Landes (als stille Reserve?) nach dem Olympiazuschlag für Peking und plötzliche Bestmarken von *nobodies* aus dem Nichts, Doping-belastete TrainerInnen in hohen Ämtern und die Zurückhaltung bei internationalen Auftritten im Vorfeld der Spiele nähren den Verdacht, dass China auch mit unerlaubten Mitteln auftrumpfte (Freyeisen 1997, Geipel 2008a, Kistner/Hartmann 2008, SZ, 29.12.07, S.33).

Nimmt man nun die Forderung der Einhaltung der Menschenrechte ernst, hätten WADA-WissenschaftlerInnen bereits im Vorfeld ungehindert Trainingskontrollen verrichten können müssen. Dies aber erfordert Transparenz, Bewegungs- und Pressefreiheit, und genau dies war nicht der Fall: Einem Schweizer Spezialisten für Fremdblut-Doping, der im Labor von Peking hätte arbeiten sollen, wurde eine Woche vor den Spielen das Visum verweigert (Simeoni 2008). WADA-KontrolleurInnen konnten sich nicht ungehindert bewegen, sie mussten Tage bis Wochen für ein umständliches Visum-Procédere verstreichen lassen (MZ-web 2007). Dies hätten nationale Regierungen, IOC und nationale olympische Komitees einklagen müssen und können. Sie hätten auf die Weise – paradox gesprochen – Menschenrechte diskutiert ohne Menschenrechte zu diskutieren. Diese Strategie hätte einen China drohenden Gesichtsverlusts als kritische Systemkomponente genutzt. Denn statt das System durch einen Frontalangriff in Gänze bloßzustellen, zielt die ACS darauf, das Problem einzukreisen und zu umschiffen, als zukunftsorientierte Folgenverantwortungsethik kontinuierlicher Systemsteuerung⁶. Zwischenbilanz

⁵ Dennoch gelang es den deutschen Journalisten Hajo Seppelt und Jo Golts, als Trainer getarnt an positiv gelistete Anabolika (100g für 150 Dollar mit Schwarzmarktwert von 6000 Euro) zu gelangen, ein Arzt einer Klinik bot ihnen eine Stammzellentherapie für Gendoping (24.000 Dollar für eine Behandlung) an. China ist schließlich auch einer der Hauptproduzenten für Doping-Rohstoffe und gilt als Quelle der meisten über das Internet verkauften Dopingmittel (stern.de vom 18.10.07, Zugriff am 14.10.07, vgl. die Fernsehreportagen „Mission Gold“ im ZDF vom 11.6.08 „Olympia im Reich der Mittel“ in der ARD vom 21.7.08).

⁶ In diesem Sinn äußert sich auch die AI-Aktivistin Chine Chan in Hongkong: „Um wirklich Veränderungen zu bewirken, ist es jedoch zentral, dass wir die Regierung nicht einfach emotional angreifen –

also: Die ACS konkretisiert gesellschaftliche Probleme und arbeitet sie klein, statt unverbindliche Gemeinplätze zu verteidigen. Für die Menschenrechtsproblematik in China hätte das bedeutet, nicht plakativ mit Tibet zu argumentieren, sondern ungehinderte Doping-Kontrollen einzuklagen.

4.4 Theorie politisch benutzen: olympisch denken und für die Zukunft lernen

Hätte, wäre – die Strategie ist nicht aufgegangen, es hat auch niemand ernsthaft auf sie gesetzt. Deshalb geht es auch und vor allem um den Blick nach vorn: Was kommt nach der Olympiade in China? Dafür ist zunächst ein Blick zurück sinnvoll. Die olympischen Spiele waren nie politisch neutral und schon gleich gar nicht unpolitisch. Am eindrucklichsten hatte Nazideutschland die Spiele 1936 in Berlin mitsamt ihrer Symbolik inszeniert und instrumentalisiert (Bernett 1986, 363-378, Teichler 1996, Woyke 2007). Dazu gehörten das von Leni Riefenstahl als esoterischen Akt im Heiligtum erzwungene olympische Feuer und der Fackellauf (der Schlussläufer war ein idealtypischer 30-jähriger „schlanker Jüngling“, den Riefenstahl kunstvoll ins Bild rückte⁷), die Herstellung des Eindrucks unpolitischer Spiele, die vorübergehend gezähmte Radikalität der NS-Rassenpolitik und die gebrochene Zusage der Teilnahme jüdischer SportlerInnen. Die Olympischen Spiele 1936 waren eine raffiniert organisierte Inszenierung eines Gesamtkunstwerkes, das olympische Mythen, Bauten, ZuschauerInnen und Medien mit einschloss (Gebauer/Wulf 1987, Becker 2007: 123).

China warnte davor, die Spiele 2008 nicht zu politisieren, empfing aber mehr als 80 Staats- und Regierungschefs zur Eröffnungsfeier⁸. Der als „Reise der Harmonie“ dekla-

das ist in ihren Augen ein Gesichtsverlust. Deshalb bemühen wir uns, konkrete und direkte Empfehlungen abzugeben, die auch umsetzbar sind. Zum Teil ist es für uns daher sehr problematisch, wenn gewisse ai-Sektionen in ihren China-Kampagnen eine scharfe Rhetorik verwenden, denn das schadet unserer Arbeit mehr, als dass es ihr nützt.“ (Schnyder 2007, vgl. Bühl 1998, 218-222)

⁷ Das Propagandaministerium hatte Leni Riefenstahl beauftragt, einen (zweiteiligen) Film über die Olympiade zu drehen. Die beiden Filme gerieten zu einem Propagandaspektakel ersten Ranges (Bernett/Funck/Woggon 1996), Riefenstahl bekam dafür vom IOC 1939 eine Auszeichnung (Teichler 1996, 21).

⁸ Inszeniert hat sie der Regisseur Zhang Yimou. Kritiker bezeichnen ihn als die Leni Riefenstahl Chinas, er habe sich zum willigen Bilderschöpfer der Diktatur machen lassen (Strittmatter 2008).

rierte Fackellauf geriet nach den Protesten in Tibet „zu einer endlosen Anklage von Ungerechtigkeit, Scheinheiligkeit und Widerspruch“ (Kornelius 2008b, Siemons 2008, SZ, 16.4.08, S.10). Das IOC ist dabei nur noch Statist. Es hält bis heute an der Fiktion des unpolitischen Sports fest⁹ und kapituliert vor Pressezensur und Menschenrechtsverletzungen. Kein Wunder: „Mit einer Wirtschaftsgroßmacht wie China lässt sich nicht mehr über Details verhandeln, wenn erst einmal die Tinte auf dem Ausrichtervertrag getrocknet ist.“ (Kistner 2008b). Statt dessen verweist das IOC darauf, es sei keine Regierung, es verfüge über keine Macht zur Durchsetzung politischer Ziele. Ökonomisch ist ihre Macht allemal. Das Rechtspaket an den Sommerspielen in Peking und den Winterspielen in Turin 2006 hat das IOC für 4,5 Mrd. Dollar verkauft. Die Spiele brachten dem IOC 1,74 Milliarde Dollar für die weltweiten Fernsehrechte ein (das Parlament Nr. 21, 19.5.08, SZ, 6.8.08, S.1, S.27, FAZ, 25.8.08, S.9). Die Abhängigkeit von Sponsoren ist dabei groß: Adidas kleidete die 100.000 HelferInnen mit Trainingsanzügen ein und hat in der Volksrepublik einen Jahresumsatz von knapp einer Milliarde Dollar erreicht. VW produziert bereits seit 1984 in China, ist mit knapp einer Million Autos Marktführer unter den 80 Kfz-Herstellern im Land und will 2008 mehr als eine Million Autos in China verkaufen. Imagefördernd stellte VW 6000 Fahrzeuge während der Spiele kostenlos zur Verfügung (Welk 2008, SZ, 8.4.08, S.1). Es gibt allerdings auch andere Optionen: So verweigerte ein japanischer Hersteller aus Protest gegen Chinas Menschenrechts- und Tibet-Politik Geräte für den Kugelstoß-Wettbewerb in Peking. Masahia Tsujitani hatte für die letzten drei Spiele geliefert und gilt als einziger Fabrikant, der die Kugeln in Handarbeit ohne computergestützte Maschinen fertigt (SZ, 15.4.08, S.33). Empfindlicher könnten Konsumverweigerungen die in China aktiven Unternehmen treffen. So schalteten einige frühere DissidentInnen Polens in vier polnischen Zeitungen Anzeigen, in welchen sie zum Boykott von Coca-Cola und Adidas aufriefen. In Lodz rief der Stadtrat EinwohnerInnen und lokale Firmen auf, olympische Produkte zu boykottieren (Bota 2008).

⁹ So weigert es sich anzuerkennen, wie politisch es in den 30ern agierte, „z.B., als es die Winterspiele 1940 im Juni 1939 noch einmal einstimmig – nach den Synagogenbränden des November 1938, nach der Besetzung Prags durch deutsche Truppen und dem Bruch des Münchener Abkommens – an Garmisch-Partenkirchen vergab“ (Teichler 1996, 21). Wenig überraschend schwieg Rogge auch zum während der Spiele ausgebrochenen Krieg in Georgien, zum einen Steinwurf entfernt liegenden russischen Sotschi als dem Austragungsort der nächsten Winterspiele fiel kein Wort.

Über seine Verknüpfung mit dem System Wirtschaft reagiert das System Sport – verkörpert durch das IOC – also sehr wohl auf politische Irritationen und zeigt Resonanz. Sollte am Ende ironischerweise die Moral gewinnen? Zumindest die amerikanische Olympia-Mannschaft hat gegen ihre eigenen FunktionärInnen und gegen das chinesische Regime ein Zeichen gesetzt: Der aus dem Sudan geflohene 1500 m-Läufer Lopez Lomong trug die Fahne während der Eröffnungsfeier ins Stadion – Lomong ist Mitglied des „Team Darfur“, das auf die brutalen Konflikte in der Krisenregion im Sudan aufmerksam macht (Zaschke 2008). In diesem Beispiel glückte die Verbindung von Moral und Funktionalität zumindest symbolisch. Das sollte niemand unterschätzen. Denn in Verbindung mit Militärpräsenz, Demonstrationsverboten und Pressezensur funktioniert die Inszenierung der friedlichen Großmacht im olympischen Geist nicht mehr, Bilder und Inhalt passen nicht zusammen. China hat seine Glaubwürdigkeit verspielt, das IOC aber auch. „Sie haben nicht verstanden, dass Moral eine echte olympische Disziplin ist.“ (Kornelius 2008b).

Peking ist abgehakt, aber nach London 2012 und Chicago, Tokio, Rio de Janeiro oder Madrid 2016 werden aufsteigende Schwellenländer an die Tür des IOC klopfen, um die Spiele auszutragen. Doha als Hauptstadt des winzigen Öl-Emirats Katar am Persischen Golf wurde für 2016 zwar aussortiert¹⁰. Offizielle Begründung: zum Austragungszeitraum im August sei es in Katar zu heiß, September dagegen sei zu spät. Vielleicht ist es dem IOC aber angesichts des entgleisten Fackellaufs nach Peking zu heiß geworden, sich nach London gleich wieder auf eine Menschenrechtsdiskussion einzulassen. Dennoch wird die nächste Bewerbung folgen, und dafür sollten sich bereits jetzt entsprechende Netzwerke und Institutionen bilden und resonanzorientiert positionieren. Saudi-Arabien beispielsweise ist weltweit das einzige Land, in dem Frauen nicht selbst Auto fahren dürfen und hat (wie auch Qatar) keine Athletinnen nach Peking geschickt. Das explizite Festschreiben von Forderungen nach Frauen- und das heißt: Menschenrechten (eine Mammutaufgabe für örtliche und globale Frauenrechtsorganisationen) nun wäre ein Anstoß zur Bildung funktionaler Regime aus rechtsstaatlichen Regierungen, Unternehmen mit Kundinnen im Visier, Sportverbänden, epistemischen Gemeinschaften (d.h. Netz-

¹⁰ Der Spiegel berichtete 2007, dass sich Katar dank seiner Ölmilliarden als Großmacht im Spitzensport etablieren will. Bei einem IOC-Wettbewerb der besten Stadien hat Katar die Plätze 2 und 3 belegt, die beiden Medaillen hat IOC-Vize Bach am Ort Scheich Saud bin Abdulrahman Al Thani überreicht (Kistner/Ott 2008).

werke von ExpertInnen mit anerkannter Kompetenz, vgl. Bühl 1998, 411), Menschen- und Frauenrechtsorganisationen (wie z.B. Frauen ohne Grenzen) – und hoffentlich einem unter Druck stehenden IOC¹¹. Denn vielleicht hat eine kritische Masse von KonsumentInnen, WählerInnen und ZuschauerInnen angesichts weggesperrter, immobiler und unmündig gehaltener Frauen bald genug von der hohlen Rhetorik rund um die Achtung von Menschenrechte – wenn auch nur als Zugeständnis an *political correctness*, sinkende TV-Quoten und drohendem Verlust von Absatzmärkten. Vor diesem Hintergrund sind die kreativen, überraschenden und mitunter auch gewalttätigen Protestaktion gegen die olympischen Spiele in China weltweit nicht hoch genug einzuschätzen. Denn sie rühren an ein moralisches Gewissen, das Netzwerke, Organisationen und funktionale Regime „nur noch“ funktional übersetzen müssen.

¹¹ Das IOC ist auch hier dringend reformbedürftig. Nach 22 deutschen Männern wurde die Fechterin und Athletensprecherin Claudia Bokel im August 2008 als erste deutsche Frau ins IOC gewählt - nach 114 Jahren (Weinreich 2008b).

Literatur:

- ARD (2008): Olympia im Reich der Mittel, Dokumentation, 21.7.08.
- Becker, Frank (2007): Wettkampf der Realitätskonstruktionen - die Olympischen Spiele von 1936 in Berlin und die Medien. In: Sportwissenschaft 37: 123-138.
- Bernett, Hajo (1986): Symbolik und Zeremoniell der XI. Olympischen Spiele in Berlin 1936, In: Sportwissenschaft 16: 357-397.
- Bernett, Hajo/Marcus Funck/Helga Woggon (1996): Der olympische Fackellauf 1936 oder die Disharmonie der Völker. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports (SZGS) 10: 15-34.
- Bette, Karl-Heinrich/Uwe Schimank (2006): Die Dopingfalle. Soziologische Betrachtungen. Bielefeld: Transcript.
- Blume, Georg (2008): China ist kein Reich des Bösen. Trotz Tibet muss Berlin auf Peking setzen. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Bota, Alice (2008): Danzig liegt im Himalaya. In: die ZEIT, Nr.16, 10.4.08, S.5.
- Bühl, Walter L. (1989): Entwicklungslinien einer soziologischen Systemtheorie. Annali di Sociologia 5/II, 13-46.
- Bühl, Walter L. (1990): Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Stuttgart: Enke.
- Bühl, Walter L. (1998): Verantwortung für soziale Systeme. Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Castells, Manuel (2003): Die Macht der Identität. Teil 2 der Trilogie. Das Informationszeitalter. Opladen: Leske+Budrich.
- Degele, Nina (2004): Das Netz der Gesellschaft. Oder: Über die Produktivität löchriger Theorien. In: Soziologische Revue 27: 19-27.
- Freyesen, Astrid (1997): Olympia der gedopten Chinesen? 14.10.07, [#www.tagesschau.de/ausland/meldung3322.html](http://www.tagesschau.de/ausland/meldung3322.html) (Zugriff am 14.10.07).
- Gebauer, Gunter/Christoph Wulf (1987): Spiele der Gewalt ein Bildessay über die Olympiade Berlin 1936. In: Ästhetik und Kommunikation: Beiträge zur politischen Erziehung, Nr. 67-68, 18: 111-127

- Geipel, Ines (2007): Dopinglabor der Welt. In: Welt Online 11.10.2007 #<http://debatte.welt.de/kolumnen/55/meine+woche/43018/dopinglabor+der+welt> (Zugriff am 5.4.08).
- Geipel, Ines (2008a): Olympiaboykott, Doping und Menschenrechte in China. Interview. In: Sonntag Aktuell 23.3.08. #<http://www.sonnenseite.com/index.php?pageID=20&article:oid=a9742&flash=true> (Zugriff am 5.4.08)
- Geipel, Ines (2008b): No Limit. Wie viel Doping verträgt die Gesellschaft? Stuttgart: Klett-Cotta.
- Götzke, Manfred (2005): China bleibt ein Feind der Menschenrechte. In: Deutsche Welle #http://www.dw-world.de/popups/popup_printcontent/0,,1603762,00.html.
- Güldenpfennig, Sven (2008): Olympische Spiele und Politik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 29-30, Sportpolitik und Olympia. 14.8.08. 6-12
- Hansen, Sven (2008): Menschenrechtslage vor Olympia verschlechtert. In: taz, 29.7.08, S.11.
- Heise Online (2006): EU-Parlament kritisiert Microsoft, Yahoo und Google #<http://www.heise.de/newsticker/EU-Parlament-kritisiert-Microsoft-Yahoo-und-Google-/meldung/75214> (Zugriff am 5.4.08).
- Jennings, Andrew (2008): The stories they don't want to tell. In: Sportnetzwerk: die qualitäts-offensive im sportjournalismus. 16.2.2008 #<http://sportnetzwerk.eu/?p=93> (Zugriff am 8.4.2008).
- Kistner, Thoma/Klaus Ott (2008): Heikle Details. In: SZ, 26.4.08, S.39.
- Kistner, Thomas (2008a): Die Schattenmänner des Olymp. In: SZ, 14.3.08, S.3.
- Kistner, Thomas (2008b): Allseits dicke Luft. In: SZ, 6.8.08, S.27.
- Kistner, Thomas/Grit Hartmann (2008): China sitzt auf der Anklagebank – Wiedersehen mit den Wunderkindern. In: SZ, 6.8.08, S.10.
- Kistner, Thomas/Jens Weinreich (1996): Muskelspiele. Ein Abgesang auf Olympia. Berlin: Rowohlt Berlin Verlag.
- Köckritz, Angela (2008): Ein Menschenleben, ein Leichtgewicht. In: Die ZEIT, Nr. 32, 31.7.08, S.3.
- Kolonko, Petra (2008): China, ein Land ohne Opposition. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 15.6.08, B9.

- Kornelius, Stefan (2008a): Wenn die Bilder nicht zum Bild passen. In: SZ, 17.3.08, S.2.
- Kornelius, Stefan (2008b): China und die Moral. In: SZ, 12.4.08, S.4.
- Lehnartz, Sascha (2008): Sein Name ist Rogge, er weiß von nix. in: In: FAS, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 23.3.2008, S.53.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Ffm: Suhrkamp.
- MZ-web (2007) Problemlose Einreise von Doping-Kontrolleuren gefordert. .In: mz-web.de vom 18.10.07 (Zugriff am 14.10.07).
- Nass, Matthias (2008): Das Volk und seine Feinde. In: die ZEIT, Nr. 25, 12.6.08, S.3.
- Pleiter, Dirk (2007): Die große Chance: China, die Olympischen Spiele und die Menschenrechte. In: Amnesty International Journal 12/07: Gold für Menschenrechte. 12-14.
- Schnyder, Pascale (2007): Ohne Vertrauen geht nichts. Interview mit Chine Chan. In: amnesty journal Dezember 2007. #<http://www2.amnesty.de/internet/deall.nsf/51a43250d61caccfc1256aa1003d7d38/64bb4be7c8276528c12573a0004e09ce?OpenDocument> (Zugriff am 5.4.08).
- Schoenberg, Robert J. (2001): Al Capone. Die Biographie. Düsseldorf: Albatross-Verlag.
- Seitz, Konrad (2008): Am Pranger des Westens. In: SZ, 16.4.08, S.2.
- Senger, Harro von (1998): Die UNO-Konzeption der Menschenrechte und die offizielle Menschenrechts-Position der Volksrepublik China. In: Paul Gregor (Hg.) Die Menschenrechtsfrage. Diskussion über China - Dialog mit China. Göttingen: Cuvillier. 62-115
- Siemons, Mark (2008): Der Gipfel der Empörung. In: FAS, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 23.3.2008, S.24.
- Simeoni, Evi (2008): „Wahrlich außergewöhnliche Spiele“. in: FAZ, 25.8.08, S.24.
- Spiegel-Online (2007): Frauen fordern Fahrerlaubnis. #<http://www.spiegel.de/auto/aktuell/0,1518,505984,00.html> (Zugriff am 16.9.2007).
- Strittmatter, Kai (2008): Ästhet der Macht, in: SZ, 8.8.08, S.35.
- Teichler, Hans Joachim (1996): Die Olympischen Spiele Berlin 1936, eine Bilanz nach 60 Jahren. In: Aus Politik und Zeitgeschichte: Beilage zur Wochenzeitung das Parlament, B 29, S. 13-22.

- Wacker, Gudrun (2008): Olympischer Moment: Werden die Spiele China verändern? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 29-30, Sportpolitik und Olympia. 14.8.08. 13-18.
- Weinreich, Jens (2008a): Das moralische Versprechen. in: Spiegel Special. China, die unberechenbare Supermacht. Nr.3, S.84-93.
- Weinreich, Jens (2008b): Mit dem Degen in die Sportpolitik. In: SZ, 22.8.08, S.37.
- Welk, Sarah (2008): Sponsoren wollen Olympia nicht boykottieren. #<http://www.tagesschau.de/wirtschaft/olympiaboykott18.html> (Zugriff am 8.4.08).
- Woesler, Martin (2005): Das Internet und die Menschenrechte in China. Bochum: Europäischer Universitätsverlag.
- Woyke, Wichard (2007): Olympische Spiele und Fußballweltmeisterschaften – Mega Events und ihre Bedeutung für die Politik. In: Wichard Woyke (Hg) Sport und Politik: eine Einführung, Schwalbach: Wochenschau Verlag, 11-33.
- Zaschke, Christian (2008): Das stärkste Zeichen. in: SZ, 8.8.08, S.32.
- ZDF (2008): „Mission Gold“, Dokumentation, 11.6.08.

5 Martin Riesebrodt: Globalisierung und die Rückkehr der Religionen

Dass die Religionen auf dem Vormarsch sind, dass sie eine wachsende Rolle in der Öffentlichkeit spielen, erscheint heute den meisten als eine banale Tatsache (Riesebrodt 2000). Vor drei oder gar vier Jahrzehnten waren wir noch vom Gegenteil überzeugt. In den 1960er und 1970er Jahren glaubten wir zu wissen, daß die Religionen unwiderruflich auf dem Rückzug seien. Zwar würden sie nicht verschwinden, aber ihr angemessener Platz sei doch eher am Rande der Gesellschaft und in der Privatsphäre. Modern sein bedeutet säkular sein, behaupteten seinerzeit Autoren wie Peter Berger (1967, 1979), Karel Dobbelaere (2002), Thomas Luckmann (1991) und Bryan Wilson (1982).

Obwohl das Wiedererstarken der Religionen und ihre zunehmende Präsenz in der Öffentlichkeit sich schon gegen Ende der 1970er Jahre klar andeutete, hat es erstaunlich lange gedauert, bis dies in den Sozialwissenschaften als Tatsache und Herausforderung für die Säkularisierungsthese anerkannt wurde (Juergensmeyer 1993). Dabei war die Evidenz doch eigentlich überwältigend und wuchs ständig. Weltweit waren fundamentalistische Bewegungen im Vormarsch (Riesebrodt 1990, 2000, 2004). In diesen Jahrzehnten fanden Ereignisse statt, wie die Mobilisierung des evangelikalen Lagers in den USA, die Revolution im Iran, die Organisation eines islamischen Widerstands gegen die sowjetische Besatzung in Afghanistan, die Transformation eines säkularen Nationalismus in eine religiöse Opposition in Palestina – von Lybarger (2007) glänzend analysiert –, die Herausbildung eines religiösen Nationalismus in Israel, die Formierung eines Hindu-Nationalismus in Indien, die Formierung der katholischen Kirche als Opposition gegen den kommunistischen Staat in Polen – von Zubrzycki (2006) exzellent ausgearbeitet und in die post-kommunistische Phase verfolgt –, sowie Bürgerkriege entlang ethnisch-religiöser Bruchstellen in Sri Lanka (Tambiah 1992) und im damaligen Jugoslawien (Sells 1998).

Doch Theorien, die nicht als vorläufige Erkenntnis und Perspektive, sondern als feststehende Wahrheiten angesehen werden, machen offenbar gegen empirische Evidenz resistent. Um an der Säkularisierungsthese und einem normativ geprägten Bild „der Moderne“ festhalten zu können, wurden deshalb Ersatzerklärungen gesucht. Die Vitalität der Religionen in sogenannten „Entwicklungsländern“ wurde entweder deren mangelnder Modernität zugeschrieben oder – in Analogie zu Max Webers These über den asketischen Protestantismus – als Zeichen eines Modernisierungsschubes gedeutet (Gellner

1981, 131-48; Waardenburg 1983). Der Islamismus würde demnach für die muslimische Welt das leisten, was der asketische Protestantismus für die westliche Welt geleistet habe. Die verstärkte politische Bedeutung evangelikaler Gruppen in den USA wurde der Eigenart dieses Landes zugeschrieben, in dem Religion ja schon immer eine größere Rolle gespielt hat als im vermeintlich so säkularen Europa. Frei nach Asterix: „Die Amerikaner spinnen!“ Und schließlich nahm man zur Ausrede Zuflucht, daß die Rückkehr der Religionen eigentlich nichts mit Religion zu tun habe. Vielmehr handele es sich um Nationalismus, ethnische Identität oder sozialen Protest, die alle eher zufällig im religiösen Gewande aufträten. Es dauerte fast etwa ein Jahrzehnt, bis diese Ausreden aufgegeben und die politische und soziale Bedeutung der Religionen als ein globales Phänomen ernst genommen wurde.

Doch viele machten nun eine totale Kehrtwendung und leugneten jeglichen Zusammenhang zwischen westlicher Moderne und Säkularisierung. So erklärt etwa die Rational Choice Theorie die Schwäche oder Vitalität der Religionen allein als eine Funktion des Marktes. Da nach dieser Theorie die menschlichen Präferenzen stabil sind, ändert sich der Bedarf nach Religion nur durch die jeweiligen sozialen Umweltbedingungen. Säkularisierung sei demzufolge kein historischer Trend der westlichen Moderne, sondern lediglich eine Konsequenz monopolistischer Kirchenstrukturen und des Fehlens eines religiösen Marktes. Allein deshalb seien die USA religiös und Europa säkular (Stark 1999, Finke/Stark 1992, Iannaccone 1998, Warner 1993, Young Hg. 1997; dazu kritisch Bruce 1999, Chaves 1995).

Viele Sozialwissenschaftler sind zu einer solchen Markttheorie der Religion konvertiert, obgleich auch sie – wie die Säkularisierungstheorien - in Spannung mit der Realität lebt. Denn die politische Mobilisierung des Islam findet beispielsweise häufig in Ländern statt, die keineswegs durch religiösen Pluralismus und Wettbewerb gekennzeichnet sind, wie etwa Pakistan, Afghanistan, Iran oder Ägypten. Gleiches gilt für die religiöse Mobilisierung in Indien, Israel und Polen. Markt, Wettbewerb und Pluralität allein können religiöse Vitalität demnach nicht hinreichend erklären, auch wenn all diese Faktoren durchaus einen Anteil daran haben können. Die ethnozentrischen Grenzen des „Rational-Choice“-Modells zeigen sich etwa auch am Beispiel der chinesischen Qing-Dynastie (Rawski 1998), wo religiöse Vielfalt keineswegs zu Wettbewerb führt, weil den Religionen die dogmatische Exklusivität der abrahamischen Religionen fehlt. Hier kann man sich auf der Suche nach Heil einer Vielzahl von religiösen Praktiken zuwenden und

selbst der Herrscher tat es. Es gab somit religiöse Vitalität ohne Wettbewerb zwischen den Religionen.

Anstatt uns also vorschnell auf dieses neue Paradigma festzulegen, welches das Organisationsmodell von Religionen als exklusiven freiwilligen Vereinigungen sowie einen kalkulierenden Individualismus zur Norm erhebt, sollten wir zunächst gründlicher der Frage nachgehen, was an der Säkularisierungsthese eigentlich falsch ist. Denn sie beruht ja nicht auf reiner Phantasie, sondern trifft zumindest partiell zu, wie differenzierte Analysen von Bruce (2002), Casanova (1995), Graf (2005), Gorski (2000) und Pollack (2003) zeigen.

Aus meiner Sicht besteht die Problematik der Säkularisierungstheorie in zwei Aspekten. Zum einen stellt der Säkularisierungsbegriff ein Großkonzept dar, das drei unterschiedliche und keineswegs eindeutig kausal mit einander verbundene soziale Prozesse in einem Begriff fusioniert nämlich: soziale Differenzierung, Entzauberung und Entkirchlichung bzw. Privatisierung. Zum zweiten erhebt die These historisch kontingente Entwicklungstendenzen im Westen in den Status eines universalen historischen Gesetzes und ignoriert dabei Gegenteilstendenzen. Dabei wird ein normatives Modell von Moderne im Gewande einer funktionalen Erklärung zugrundegelegt.

Für die Verkennung der anhaltenden Vitalität von Religionen in der Moderne sind aber nicht allein Säkularisierungstheorien verantwortlich, sondern auch eine problematische, oft auch normative Sicht der Religion. Seit der Aufklärung haben sich verkürzte Religionsverständnisse durchgesetzt, mit denen sich die Renaissance der Religionen nicht angemessen fassen läßt. So findet man vielfach ein Verständnis von Religion als Träger von Ethik, Moral und Werten, wie es in der Soziologie speziell von Parsons (1963) und Bellah (Bellah et al. 1985) vertreten wurde. Oder es wird Religion als subjektive Innerlichkeit gedeutet, wie man dies bei Schleiermacher (1967), James (1902) oder Otto (1918) findet. In der Soziologie wurde zudem vielfach ein inhaltsleerer funktionaler Religionsbegriff gepflegt, unter den man alle möglichen Phänomene subsumierte, die angeblich zur Identitäts- und Gemeinschaftsbildung beitragen (etwa Luckmann 1991). Und in der Ethnologie dominierte lange Zeit ein strukturalistischer Ansatz, nach dem religiöse Glaubensvorstellungen und Praktiken wesentlich die Sozialstruktur replizierten, kognitiv bestätigten und politisch legitimierten (z.B. Leach 1954). All diese Religionsverständnisse haben sich bei der Erklärung der Rückkehr der Religionen nicht gerade bewährt, weil sie die Rolle der Religion aus Erfordernissen von Gesellschaft oder Personbildung deduziert haben, anstatt Religion selbst empirisch zu analysieren und daraus theoretische

Folgerungen abzuleiten. Die tatsächlichen und möglicherweise historisch ganz unterschiedlichen Funktionen von Religion wurde nicht konkret untersucht und dann theoretisiert, sondern es wurde eine einzige Funktion von Religion aus einer Gesellschaftstheorie abgeleitet.

Um die anhaltende Bedeutung und das Wiedererstarken der Religionen besser verstehen und erklären zu können, will ich deshalb eine Konzeption und Theorie der Religion skizzieren, die Religion eher pragmatisch über den Cultus und das Heilsversprechen definiert (vgl. Riesebrodt 2007). Zuvor will ich mich aber dem Säkularisierungskonzept zuwenden und es disaggregieren.

5.1 Säkularisierung

Säkularisierungstheorien sind Modernisierungstheorien. Ganz allgemein behaupten sie die Notwendigkeit eines Bedeutungsverlustes der Religion in der Moderne. In der Regel begründen sie ihn so: Modernisierung erfordert institutionelle Differenzierung im Sinne der Emanzipation säkularer Institutionen, wie Wirtschaft, Politik und Kultur, von religiöser Kontrolle und religiösen Normen (etwa Luhmann 1977, 1989, 2000). An deren Stelle bilden diese säkularen Institutionen ihre eigenen Regelsysteme, Ethiken und Denktraditionen aus. Ohne eine solche Differenzierung sei westliche Modernität, seien Kapitalismus und Demokratie, nicht möglich.

Diese notwendige Trennung führe zwangsläufig zu einer Marginalisierung der Religion. Diese finde nicht nur auf der gesellschaftlichen Ebene statt im Sinne der Einschränkung des Geltungsbereiches religiöser Normen und Sanktionen, sondern auch auf der mentalen Ebene im Sinne einer Verwissenschaftlichung und Entzauberung des Denkens sowie auf der religiösen Ebene in der Form einer internen Rationalisierung religiöser Institutionen einerseits sowie einer Subjektivierung, Privatisierung und somit Entkirchlichung andererseits. Religion wird so vom Zentrum zur Peripherie verdrängt.

Was ist an dieser Theorie eigentlich problematisch? Können wir nicht alle drei Prozesse zumindest in westlichen Gesellschaften beobachten (Bruce 2002)? Die Antwort auf diesen Einwand lautet: ja, aber. Es stimmt zwar, aber eben nur partiell. Prozesse institutioneller Differenzierung haben gewiß stattgefunden, aber in vielfältigen Formen und selten mit letzter Konsequenz. Die Trennung von Kirche und Staat folgte in westlichen Ländern keineswegs einem einheitlichen Modell. In den USA wurde die Deetablierung der Religionen konsequent verfolgt, um 1800 zunächst auf der Bundesebene, später in den

einzelnen Bundesstaaten. In vielen europäischen Ländern wurde Religion jedoch weniger als autonome Sphäre ausdifferenziert, sondern eher nationalisiert und zur Domestizierung der Massen benutzt. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) ordnete beispielsweise 1817 die Zwangsvereinigung der Lutheraner mit den Reformierten zur Evangelischen Kirche in Preußen an und entwarf für diese Neugründung sogar selbst Liturgien. Auch in anderen europäischen Ländern kann von einer konsistenten Trennung von Kirche und Staat und somit von einer institutionellen Differenzierung kaum die Rede sein. Stattdessen wurden die Kirchen in den Dienst des Nationalstaates gestellt. Der Staat sicherte die Privilegien der Kirchen und entlohnte sogar ihre Angestellten, dafür stützten diese den Staat, indem sie die Gläubigen zu patriotischen Untertanen erzogen.

Die amerikanische, demokratisch-liberale und die europäische, obrigkeitsstaatliche Tradition haben nachhaltige Spuren hinterlassen. Während es in den USA bis heute nicht einmal staatliche religiöse Statistiken gibt, zieht etwa der deutsche Staat die Kirchensteuer ein. Auch andere Länder, in denen die lutherische oder katholische Kirche dominieren, halten an deren Privilegierung fest. Neben diesem Mangel an klarer institutioneller Differenzierung finden sich in westlichen Ländern auch unterschiedliche Vorstellungen über die Rolle des Säkularen. Während das amerikanische Modell auf Säkularität beruht, also auf einer prinzipiellen Neutralität des Staates gegenüber religiösen Vereinen, strebt das französische Modell Säkularismus im Sinne einer postreligiösen staatlichen Ideologie und Kirche an.

Die Unterschiedlichkeit der Formen und die andauernden Auseinandersetzungen über Grenzziehungen legen nahe, daß institutionelle Differenzierung keine strukturell-spezifische, notwendige Bedingung der Moderne darstellt, sondern das Resultat von historisch gewachsenen Interessenlagen und Werthaltungen, die zu jeweils historisch spezifischen Lösungen geführt haben. Es gibt also keinen „Normalfall“ institutioneller Differenzierung mit universaler Geltung, von dem nur einige wenige Fälle abweichen, sondern nur historisch spezifische Fälle, die freilich gelegentlich strukturelle Ähnlichkeiten aufweisen (Martin 1978). Mit anderen Worten, Säkularisierung stellt keinen naturhaft-evolutionären Prozess dar, sondern einen politischen Prozess.

Führt institutionelle Differenzierung notwendig zu einem Einflußverlust von Religion, wie dies oft behauptet wird? Auf den ersten Blick lassen sich Beispiele für und wider diese Vermutung finden. Die Säkularisierung des Erziehungswesens oder die Einführung der zivilen Eheschließung mindern ganz offensichtlich die soziale Kontrolle, die religiöse

Institutionen über die Menschen ausüben können. Andererseits fällt das Gewicht religiöser Institutionen in den USA mit einer weitaus strikteren Trennung von religiösen Vereinigungen und Staat zusammen, als wir sie etwa aus Deutschland kennen.

Institutionelle Differenzierung impliziert das Erlangen einer relativen Autonomie für alle Gesellschaftsbereiche, also auch für die Religion. Es werden ja nicht nur Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur von religiöser Kontrolle entbunden, sondern auch die religiösen Institutionen werden von politischer Bevormundung und anderen Kompromissen befreit, zu denen sie ansonsten aufgrund ihrer Vernetzung mit anderen Gesellschaftsbereichen gezwungen waren. Religion ist zwar nicht mehr allgegenwärtig, wie etwa im vormodernen Europa, besitzt dafür aber größere Autonomie.

Wenden wir uns der Säkularisierung als Entzauberung zu, fallen einem auch hier widersprüchliche Fallbeispiele ein. Sicherlich hat wissenschaftliches Denken enorm an Autorität gewonnen. Es ist das Denken, das in nahezu allen unseren zentralen Institutionen als Norm gilt. Politik, Wissenschaft und Wirtschaft, Medizin und Technik basieren zumindest zu einem großen Teil auf wissenschaftlichem Denken. Die Autorität der Wissenschaft ist so groß, dass selbst religiöse Gruppen, welche etwa die Evolutionstheorie bekämpfen, ihren Glauben an die Schöpfung als eine pseudo-wissenschaftliche Theorie formulieren und sie «scientific creationism» nennen.

Jedoch hat wissenschaftliches Denken religiöse Vorstellungen keineswegs verdrängt. Die Nachfrage nach Wiederverzauberung ist immens und reicht von der Filmindustrie über den Buchmarkt zum Internet, wo sich viele Sites auf «Do-it-yourself»-Religionen spezialisiert haben. Verwissenschaftlichung bedeutet keineswegs das Ende des Wunsches nach Verzauberung oder ekstatischer Erfahrung. Vielleicht verstärkt extremer Rationalitätsdruck sogar eher dieses Verlangen.

Auch die interne Rationalisierung der Religionen stellt sich schließlich als ein widersprüchlicher Prozess dar. Auf der einen Seite betonen die etablierten Kirchen gerne die ethische Seite der Religionen. Sie kümmern sich um Menschen in materieller oder seelischer Not, betreiben Krankenhäuser und sammeln „Brot für die Welt“. Andererseits wächst weltweit die Pfingstbewegung am schnellsten, die charismatische Praktiken ins Zentrum stellt, ekstatische Züge trägt, in Zungen redet, an Wunderheilungen und an die Macht des Teufels glaubt (Martin 1990, Meyer 1999). Auch der Trend zur Privatisierung der Religionen hat sich als unhaltbar erwiesen, wie José Casanova (1995) schon vor

längerer Zeit überzeugend gezeigt hat. Weltweit hat der Einfluß der Religionen auf die Politik in den letzten Dekaden eher zugenommen.

Weder die Entzauberung noch die Entkirchlichung stellen zudem Trends dar, die notwendig aus der institutionellen Differenzierung folgen. Im Gegenteil, die USA kombinieren einen hohen Grad institutioneller Differenzierung mit einem relativ geringen Grad an Entzauberung und Entkirchlichung. Deshalb liegt es nahe, die Analyse der Säkularisierung als institutionelle Differenzierung von Prozessen der Entzauberung einerseits sowie der Privatisierung und Entkirchlichung andererseits zu trennen. Ob und wie diese Prozesse zusammenhängen, kann man nicht durch geschichtsphilosophische Deduktion beantworten, sondern nur durch konkrete Fallstudien. Säkularisierung stellt jedenfalls kein Gesetz der Moderne dar, sondern einen Sammelbegriff für widersprüchliche Entwicklungstendenzen, die durch die Dynamik verschiedener Interessenlagen hervorgebracht werden und zudem auf unterschiedlichen Analyseebenen angesiedelt sind.

5.2 Begriff und Theorie der Religion

Unsere Schwierigkeit, die Rückkehr der Religionen in die Öffentlichkeit vorauszusehen und als Fakt anzuerkennen, hängt aber nicht nur mit Säkularisierungstheorien zusammen, sondern auch mit problematischen Religionsverständnissen. In der Religionssoziologie erfreut sich etwa ein funktionalistischer Religionsbegriff großer Beliebtheit, der Religion bis zur Untauglichkeit verwässert, indem alle Phänomene, die kollektive Emotionen erzeugen oder eine vermeintlich sakrale Dimension besitzen, für religiös gehalten werden. Alles wird «irgendwie» oder «implizit» religiös, ob es sich um Grillabende, Fußballspiele oder Kunstausstellungen handelt (Roof 2001).

In den Religionswissenschaften hingegen ist der Gegenstand für manche ganz verschwunden. Nicht wenige haben den Religionsbegriff als eine Erfindung der westlichen Moderne kritisiert, die man auf nichtwestliche Gesellschaften nicht übertragen dürfe (Asad 1993, Dubuisson 2003). Ihrer Meinung nach stellen Hinduismus, Buddhismus oder Konfuzianismus westliche Erfindungen dar, die man nicht als Religionen bezeichnen dürfe, ohne sich einer Perpetuierung kolonialen Denkens schuldig zu machen (Chidester 1996, Jensen 1997, King 1999, McCutcheon 1997, Sugirtharajah 2003). Wenn Fußballspiele religiöse Phänomene darstellen (gemäß funktionalistischer Soziologie), das Rezitieren buddhistischer Sutras aber nicht (gemäß postmoderner Begriffsdestruktion), ist offensichtlich etwas schiefgelaufen.

Die globale Rückkehr der Religionen kann man weder mit diesen Religionsverständnissen noch mit postmoderner Begriffsverwirrung verstehen oder gar erklären. Aber auch ein Rekurs auf klassische Ansätze hilft nicht weiter, da sich diese vor allem für die Auswirkungen der Religionen auf das allgemeine menschliche Handeln, auf Ethiken und Werte, auf politisches und ökonomisches Verhalten interessiert haben (Durkheim 1994, Weber 2001, 1991). Das lehrt uns zwar einiges über die sozialen Auswirkungen religiöser Kulturen, wie etwa die Richtungen, in denen Rationalisierungsprozesse stattfinden oder die Förderung eines spezifischen Habitus, aber wir lernen wenig über die Religionen selbst. Religionen werden in diesen Ansätzen betrachtet als ob sie nicht primär um ihrer selbst willen praktiziert würde.

Wie gelangen wir aber zu einem angemessenen Verständnis von Religion? Religion kann nur dann theoretisch gefaßt werden, wenn sie von anderen Typen sozialen Handelns klar durch ihre spezifische Sinnggebung abgegrenzt wird. Diese spezifische Sinnggebung liegt in ihrem Bezug auf persönliche oder unpersönliche übermenschliche Mächte. Die «Übermenschlichkeit» dieser Mächte besteht darin, dass ihnen Einfluß auf oder Kontrolle über Dimensionen des individuellen oder gesellschaftlichen menschlichen Lebens und der natürlichen Umwelt zugeschrieben werden, die sich direkter menschlicher Kontrolle gewöhnlich entziehen. Die Spezifität religiöser Praktiken besteht darin, durch kulturell vorgegebene Mittel mit diesen Mächten Kontakt aufzunehmen oder Zugang zu ihnen zu gewinnen (vgl. Spiro 1966). Die geglaubten Interaktionen zwischen Menschen und übermenschlichen Mächten stellt in allen Kulturen einen unterschiedenen, wenn auch nicht immer ausdifferenzierten Handlungsbereich dar und läßt sich so analytisch isolieren, ohne zu kulturellen Fehldeutungen zu führen.

Weiterhin schlage ich vor, aus soziologischer Sicht zwischen Religion, religiöser Tradition und Religiosität zu unterscheiden. Religion stellt ein jeweils empirisch gegebenes Handlungssystem dar, während es sich bei religiösen Traditionen, wie etwa „dem Christentum“ oder „dem Buddhismus“ um theologisch oder philosophisch konstruierte Traditionen handelt, die traditionelle Kernbestände von Praktiken und Glaubensvorstellungen definieren und symbolische Kontinuitäten über Raum und Zeit postulieren. Bei der Religiosität handelt es sich schließlich um die subjektive Aneignung und Ausdeutung religiöser Praktiken und Traditionen.

Den Sinn der Religion kann man deshalb auch nicht auf der Ebene von Intellektualdiskursen oder subjektivistischen Deutungen der Praktizierenden adäquat rekonstruieren, sondern am besten auf der Ebene von „Liturgien“ (siehe dazu auch Lang 1998). In

„Liturgien“ kommen einerseits die Regeln für den Verkehr der Menschen mit übermenschlichen Mächten zum Ausdruck, andererseits der Sinn religiöser Praktiken im Spannungsfeld von institutionellen Versprechen und subjektiven Erwartungen der Praktizierenden. Zudem bieten uns Liturgien relativ stabile und über lange historische Zeiträume hinweg zugängliche Quellen dar.

Eine halbwegs systematische Bestandsaufnahme legt nahe, daß die Liturgien aller Religionen für sich die Fähigkeit zur Abwehr von Unheil, zur Bewältigung von Krisen und zur Stiftung temporären oder ewigen Heils reklamieren (dazu ausführlich Riesebrodt 2007, 136-174). Diese Versprechen der Religionen enthalten eine hinreichende Grundlage für ein Verständnis der Religion im Sinne eines Systems von Praktiken, wie auch der Erklärung der Universalität und Reproduktion von Religion.

Zunächst einmal erläutern Liturgien den institutionalisierten Sinn religiöser Praktiken. Was immer die subjektiven Deutungen der Praktiker sein mögen, im gegebenen institutionellen Kontext unterwerfen sie sich dieser Sinngebung in Sprache, Gesang, Körperhaltung, Gestik und Mimik. Das in Liturgien gegebene Heilsversprechen erklärt zudem die andauernde Attraktivität und Reproduktion von Religion, ohne sie funktionalistisch kurzzuschließen. Es sind konkrete Unheilserfahrungen oder zumindest das Wissen um die Labilität menschlicher Sicherheit und somit um die Notwendigkeit der Vorbeugung auf Seiten der Praktiker der Religion, die mit dem Heilsversprechen korrespondieren. Und schließlich erklären die Liturgien und der in ihnen zum Ausdruck gebrachte Sinn religiösen Handelns die Macht religiöser Institutionen. Denn religiöse Institutionen, wie Kirchen, Gemeinschaften, Heilige oder Schamanen, fungieren in der Regel als Vermittler oder Kontrolleure des Zugangs zu übermenschlichen Mächten. Selbst wenn das Individuum direkten Zugang zu diesen besitzt, gilt der Zugang von Institutionen oft als privilegiert, als besser informiert und geschult oder aufgrund charismatischer Qualifikation als wirksamer und somit zuverlässiger.

5.3 Religionen auf dem Vormarsch – ein Erklärungsversuch

Funktionale Religionstheorien deduzieren die Deutung der Religion von sozialen Erfordernissen. Im Unterschied zu ihnen schlage ich vor, religiöse Praktiken als Seismographen des Sozialen zu interpretieren und zu analysieren. Wenn der Sinn religiöser Praktiken ganz zentral darin besteht, Unheil abzuwehren, Krisen zu bewältigen und Heil zu

spenden, dann informieren uns konkrete religiöse Praktiken über das Unheil, das es abzuwehren gilt, über die Krisen, die es zu bewältigen gilt, über die alltäglichen Segnungen, die man erhofft, sowie über die Vorstellungen ewigen Glücks.

Religionen haben schon immer die Mortalität des menschlichen Körpers, den Mangel an Naturbeherrschung sowie die in Machtunterschieden begründete Fragilität menschlicher Beziehungen angesprochen (Freud 1927). Je stärker Menschen Krisen ausgesetzt sind, die mit normal erachteten menschlichen Mitteln nicht zu bewältigen sind, desto eher nehmen sie religiöse Mittel zur Bewältigung dieser Bedrohungen in Anspruch (Bergdolt 2000, Breidert Hg. 1994, Hanska 2002, Jakubowski-Tiessen/Lehmann Hg. 2003). Dieser Ansatz erlaubt es, Religion eher im Sinne der klassischen Soziologie als gesamtgesellschaftliche Krisenabwehr und –bewältigung zu analysieren; er lädt uns aber auch dazu ein, religiöse Praktiken etwa nach Alter, Geschlecht, Klassenlage oder Ethnizität zu disaggregieren und den spezifischen Ausdrucksformen gesellschaftlicher Untereinheiten Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Krisen, auf welche die Religionen mit ihren Heilsversprechen reagieren, sind nicht aufhebbar, sondern verlagern sich lediglich. Im Zuge ihrer Verlagerung entstehen zwangsläufig Phasen wachsenden und schwindenden Krisenbewußtseins.

Lange Zeit konnte die westliche Moderne den Glauben an ihre unablässig wachsende Fähigkeit zur Kontrolle der Natur, des menschlichen Körpers und sozialer Ordnungen recht überzeugend verbreiten. Das war die Blütezeit des Säkularisierungsglaubens. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, in der Medizin und Technik waren und sind ja auch zweifellos eindrucksvoll. Wissenschaft und Technik, Kapitalismus und Demokratie haben die Krisenanfälligkeit des Menschen stark reduziert, aber gleichzeitig haben sie auch neue Dimensionen von Risiken und Bedrohungen geschaffen, wie atomare und biologische Waffen, neue Epidemien, Klimawandel, oder Umweltzerstörung.

Der Kapitalismus hat im Laufe seiner Entwicklung materiellen Wohlstand für breite Massen produziert. Die neoliberale Globalisierung erinnert uns jedoch daran, daß er eine revolutionäre Kraft ist, die soziale Verhältnisse je nach Marktbedingungen und technischen Innovationen immer wieder umwälzt. Er schafft neue Subjekte, verändert die traditionell vorgegebenen Lebenschancen der Menschen, ihre Bedürfnisstruktur und ihre Beziehungen zu anderen Menschen.

Der Kapitalismus bietet Aufstiegschancen, führt aber auch gelegentlich zur Verelendung, er emanzipiert die unteren Klassen und die Frauen, indem er traditionelle Machtverhält-

nisse und patriarchalische Autorität unterminiert, aber er zerstört auch familiäre und verwandtschaftliche Bindungen. Er macht Arbeit und Einkommen zu zentralen Bewertungskriterien des Menschen, erzwingt soziale und geographische Mobilität und setzt die Menschen der Unberechenbarkeit des Marktes und sich stets wandelnden Arbeitsbedingungen aus.

In den Ländern Asiens, Lateinamerikas und teilweise auch Afrikas findet eine solche kapitalistische Revolutionierung statt. Egal, ob man davon profitiert oder negativ betroffen ist, die sozialen und ökonomischen Transformationsprozesse bringen eine tiefe Verunsicherung mit sich. Der Kapitalismus selbst erscheint oft als eine irrationale, magische Kraft, der man nur mit magischen Mitteln begegnen kann (Comaroff/Comaroff Hg. 2001, Meyer 1999).

Im Westen führen der Abbau des Wohlfahrtsstaats und die Verlagerung der Produktion zu Existenzängsten, die zugleich das Vertrauen in den Staat untergraben. Gleichzeitig sind westliche Länder bevorzugtes Ziel von Einwanderung. Die damit verbundene ethnische, kulturelle und religiöse Pluralisierung führt zu neuen Formen sozialer Fragmentierung. Hält der Staat an der Privilegierung der einheimischen Bevölkerung fest, entfremdet er die Einwanderer und verstärkt ihre soziale Isolierung. Fördert er aktiv ihre Integration, wird dies von Segmenten der einheimischen Bevölkerung als Benachteiligung empfunden. Als Reaktion auf diese Verunsicherung werden traditionelle Sprache, Sitten und Religion betont, um Dominanzansprüche gegenüber den Minderheiten zu demonstrieren. Das erklärt auch, warum selbst weitgehend irreligiöse Menschen auf einmal die christlichen Wurzeln Europas beschwören.

Die Überforderung und abnehmende Bedeutung des Nationalstaats begünstigt die Verlagerung von Identifizierungen und Solidaritätserwartungen auf andere, speziell ethnische und religiöse Aggregationsebenen. Der Legitimitätsverlust politischer Regime trägt so partiell zum Wachstum der Religionen bei. Das kann sowohl entpolitisierte wie politisierte Formen annehmen. Je stärker Teile der Bevölkerung von der Wahrung ihrer Interessen durch politische Institutionen ausgeschlossen sind, desto wahrscheinlicher politisieren sie die Religion oder ziehen sich in entpolitisierte religiöse Enklaven zurück. In religiösen Assoziationen finden sie nicht nur eine neue Identität und Solidarität, sondern auch einen direkten Zugang zu übermenschlichen Mächten, die ihnen Schutz und Heil, aber auch Kraft zur Selbsthilfe versprechen. In den Ländern des Mittleren Ostens etwa politisierte sich der Islam erst, nachdem säkulare Ideologien, wie Nationalismus,

Pan-Arabismus, Sozialismus und Liberalismus gescheitert waren und kein Vertrauen mehr in sie existierte (Kepel 1995).

Die Unzulänglichkeit des Menschen angesichts der von ihm zu lösenden Probleme ist nicht aufhebbar. Weder ist die Mortalität des menschlichen Körpers überwindbar, noch wird der Mensch auf absehbare Zeit die natürliche Umwelt kontrollieren, noch wird er die Tatsache und problematischen Konsequenzen von Machtdifferenzen, Privilegien und ungerechter Herrschaft abschaffen. Dies sind aber exakt die Probleme, die Religionen entweder konkret zu bewältigen oder abstrakt in einem künftigen Heilszustand zu überwinden versprechen. Auch wenn keineswegs alle Menschen an die Existenz übermenschlicher Mächte glauben oder auf solche Heilsversprechen vertrauen, wäre es unrealistisch, ein Ende der Religion zu erwarten.

Literatur

- Asad, Talal (1993): *Genealogies of Religion. Discipline and Reasons of Power in Christianity and Islam*. Baltimore, London.
- Bellah, Robert N. et al. (1985): *Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life*. Berkeley.
- Bergdolt, Klaus (2000): *Der Schwarze Tod. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters*. München.
- Berger, Peter L. (1967): *The Sacred Canopy*. Garden City, N.Y.
- Berger, Peter L. (1979): *The Heretical Imperative. Contemporary Possibilities of Religious Affirmation*. Garden City, N.Y.
- Breidert, Wolfgang (Hg.) (1994): *Die Erschütterung der vollkommenen Welt. Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon im Spiegel europäischer Zeitgenossen*. Darmstadt.
- Bruce, Steve (1999): *Choice and Religion*. Oxford.
- Bruce, Steve (2002): *God is Dead. Secularization in the West*. Oxford.
- Casanova, José (1994): *Public Religions in the Modern World*. Chicago.
- Chaves, Mark (1995): On the Rational Choice Approach to Religion. In *Journal for the Scientific Study of Religion*, 34, 98–104.
- Chidester, David (1996): *Savage Systems. Colonialism and Comparative Religion in Southern Africa*. Charlottesville.
- Comaroff, Jean und John L. Comaroff (Hg.) (2001): *Millennial Capitalism and the Culture of Neoliberalism*. Durham, NC.
- Dobbelaere, Karel (2002): *Secularization. An Analysis at Three Levels*. Brüssel, New York.
- Dubuisson, Daniel (2003): *The Western Construction of Religion. Myths, Knowledge, and Ideology*. Baltimore.
- Durkheim, Émile (1994): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt a.M.
- Finke, Roger und Rodney Stark (1992): *The Churching of America, 1776–1990: Winners and Losers in Our Religious Economy*. New Brunswick.

- Freud, Sigmund (1927): *Die Zukunft einer Illusion*. Leipzig.
- Gellner, Ernest (1981): *Muslim Society*. Cambridge.
- Gifford, Paul (2004). *Ghana's new Christianity: Pentecostalism in a Globalizing African Economy*. Bloomington.
- Gorski, Philip S. (2000): *Historicizing the Secularization Debate: Church, State, and Society in Late Medieval and Early Modern Europe, ca. 1300 to 1700*. In: *American Sociological Review*, 65, 138–167.
- Graf, Friedrich Wilhelm (2005): *Die Wiederkehr der Götter*. München.
- Hanska, Jussi (2002): *Strategies of Sanity and Survival. Religious Responses to Natural Disasters in the Middle Ages*. Helsinki.
- Iannaccone, Lawrence (1998): «Introduction to the Economics of Religion». In *Journal of Economic Literature*, Bd. 36, 1465–1496.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred und Hartmut Lehmann (Hg.) (2003): *Um Himmels Willen. Religion in Katastrophenzeiten*. Göttingen.
- James, William (1902): *The Varieties of Religious Experience. A Study in Human Nature*. New York.
- Jensen, Lionel M. (1997): *Manufacturing Confucianism*. Durham, NC.
- Juergensmeyer, Mark (1993): *The New Cold War? Religious Nationalism Confronts the Secular State*. Berkeley.
- Kepel, Gilles (1995): *Der Prophet und der Pharao*. München.
- King, Richard (1999): *Orientalism and Religion. Postcolonial Theory, India and the MysticEast*. London.
- Lang, Bernhard (1998): *Heiliges Spiel. Eine Geschichte des christlichen Gottesdienstes*. München.
- Lawrence, Bruce B.: *Sharastani on Indian Religions*. Den Haag und Paris 1976.
- Leach, Edmund R. (1954): *Political Systems of Highland Burma. A Study of Kachin Social Structure*. London.
- Luckmann, Thomas (1991): *Die unsichtbare Religion*. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1977): *Funktion der Religion*. Frankfurt a.M.

- Luhmann, Niklas (1989): Die Ausdifferenzierung der Religion. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Frankfurt a.M., 259–357.
- Luhmann, Niklas (2000): Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Lybarger, Loren (2007): Identity and Religion in Palestine: The Struggle Between Islamism and Secularism in the Occupied Territories. Princeton.
- Martin, David (1978): A General Theory of Secularization. Oxford.
- Martin, David (1990): Tongues of Fire: the Explosion of Protestantism in Latin America. Oxford.
- McCutcheon, Russell T. (1997): Manufacturing Religion. New York und Oxford.
- Meyer, Birgit (1999): Translating the Devil. Religion and Modernity Among the Ewe in Ghana. Trenton, N. J.
- Otto, Rudolf (1918): Das Heilige. 2.Aufl., Breslau.
- Parsons, Talcott (1963): Christianity and Modern Industrial Society. In: Edward A. Tiryakian (Hg.): Sociological Theory, Values and Sociocultural Change. New York, 33–70.
- Pollack, Detlef (2003): Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland. Tübingen.
- Rawski, Evelyn S. (1998): The Last Emperors. A Social History of Qing Imperial Institutions. Berkeley.
- Riesebrodt, Martin (1990): Fundamentalismus als patriarchalische Protestbewegung: amerikanische Protestanten (1910–28) und iranische Schiiten (1961–79) im Vergleich. Tübingen.
- Riesebrodt, Martin (2000): Die Rückkehr der Religionen. Fundamentalismus und der «Kampf der Kulturen». München.
- Riesebrodt, Martin (2004): Was ist «religiöser Fundamentalismus»? In: Clemens Six (Hg.): Religiöser Fundamentalismus. Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Innsbruck, 13–32.
- Riesebrodt, Martin (2007): Cultus und Heilsversprechen. Eine Theorie der Religionen. München.

- Roof, Wade Clark (2001): Blood in the Barbecue. In: Eric M. Mazur/Kate McCarthy (Hg.): God in the Details: American Religion in Popular Culture. London, 109-22.
- Schleiermacher, Friedrich (1967): Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Göttingen.
- Sells, Michael (1998): The Bridge Betrayed. Religion and Genocide in Bosnia. Los Angeles.
- Spiro, Melford E (1966): Religion: Problems of Definition and Explanation. In: Michael Banton (Hg.): Anthropological Approaches to the Study of Religion. London, 85–126.
- Stark, Rodney (1999): Secularization, R.I.P. In: Sociology of Religion, 60, 249-73.
- Sugirtharajah, Sharada (2003): Imagining Hinduism. A Postcolonial Perspective. London und New York.
- Tambiah, Stanley (1992): Buddhism Betrayed? Religion, Politics, and Violence in Sri Lanka. Chicago.
- Waardenburg, Jacques (1983): The Puritan Pattern in Islamic Revival Movements. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 3, 687-702.
- Warner, Stephen: Work in Progress Toward a New Paradigm for the Sociological Study of Religion in the United States. In: American Journal of Sociology, 98, 1044–1093.
- Weber, Max (1991): Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Konfuzianismus und Taoismus. Hg. Von Helwig Schmidt-Glintzer, MWG I/19. Tübingen.
- Weber, Max (2001): Wirtschaft und Gesellschaft. Teilband 2: Religiöse Gemeinschaften. hrsg. von Hans G. Kippenberg, MWG I/22–2. Tübingen.
- Wilson, Bryan (1982): Religion in Sociological Perspective. Oxford.
- Wuthnow, Robert (2001): «Spirituality and Spiritual Practice». In: Richard Fenn (Hg.): The Blackwell Companion to Sociology of Religion. Oxford, 306–20.
- Young, Lawrence A. (Hg.) (1997): Rational Choice Theory and Religion. New York.
- Zubrzycki, Geneviève (2006): The Crosses at Auschwitz. Nationalism and Religion in Post-Communist Poland. Chicago.

6 Dirk Kaesler: Die Verantwortung der Soziologie für eine Gute Gesellschaft

Nach der Verantwortung der Soziologie für eine Gute Gesellschaft zu fragen, heißt die Frage zu stellen: Wozu überhaupt Soziologie?

Beanspruchte die Soziologie bei ihrer Gründung noch einen zentralen Platz für sich auf dem Markt der „Leitwissenschaften“, so ist das inzwischen Geschichte. Für das 20. Jahrhundert könnte man unschwer folgende Abfolge postulieren: Nachdem die Soziologie ihren Anspruch aufgegeben hatte, Leitwissenschaft zu sein, kam die Ökonomie als imperialistische Sozialwissenschaft, ihr folgten die Kybernetik, die Kommunikationswissenschaft, die Umweltwissenschaften, die Biologie, die Hirnforschung, die Neurowissenschaften. Heute vermeinen die „Life Sciences“ den Wissenschaftsdiskurs zu leiten.

Wer den letzten Kongress der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ in Kassel vor zwei Jahren erlebte, kann sich solcher Abfolge leicht anschließen. Bei diesem Kongress, der unter dem Thema stand „Die Natur der Gesellschaft“, gewann man den Eindruck, dass hier eine Wissenschaft, die ihren Anspruch verloren hat, relevante Fragen nach historischen und aktuellen gesellschaftlichen Zusammenhängen stellen und beantworten zu können, sich vor allem von den so genannten „Lebenswissenschaften“ herausgefordert und verdrängt fühlt. Die Vertreterinnen und Vertreter der Disziplin Soziologie bemühten sich, sich der naturalistischen Herausforderung durch aktuelle Entwicklungen der Neurophysiologie, Hirnforschung, Genforschung, Entwicklungsbiologie und Demographie zu stellen. Und so manches klang ein wenig verzagt in den kärglichen Räumen der Universität Kassel: Was haben wir, als Soziologie, denn noch zu sagen, wenn es um aktuelle Forschungsergebnisse geht, die mit naturwissenschaftlichen Modellen des menschlichen Gehirns, des menschlichen Genoms und der menschlichen Reproduktion operieren?

Wo also steht die Soziologie? ist die unverändert aktuelle Frage. Sind ihre Rollen und Aufgaben im Konzert der Wissenschaften nunmehr von anderen Wissenschaften übernommen worden? Wenn die Soziologie als „Leitwissenschaft“ ausgedient hat, welche Aufgaben soll sie dann noch erfüllen? Und gehörte und gehört es zu ihren Aufgaben, einen Beitrag zur Entstehung und Verteidigung einer „Guten Gesellschaft“ zu leisten? Und, wenn dem so wäre, kann sie das überhaupt?

In der mir zur Verfügung stehenden Zeit möchte ich mit Ihnen vier Schritte gehen:

- Zum ersten mache ich einige knappe Ausführungen, wie es kam, dass das wissenschaftliche Unternehmen „Soziologie“ historisch antrat mit dem, aus heutiger Sicht, einigermaßen größenwahnsinnigen Anspruch, „Leitwissenschaft“ zu sein.
- Daran anschließend mache ich einige Bemerkungen darüber, warum ich meine, dass die Soziologie - unter Beibehaltung, oder vielmehr: Wiederbelebung, des Anspruchs einer „Leitwissenschaft“ - zu einer Modewissenschaft wurde.
- Im dritten Schritt präsentiere ich eine Skizze, wieso die Soziologie derzeit an vielen universitären Standorten entweder zu einer „Orchideendisziplin“ degenerieren könnte, in der zwar gerade noch Platz für soziologische „Zeitdiagnose“ sein könnte, soziologische „Gesellschaftskritik“ jedoch endgültig verbannt worden ist. Oder, was im Ergebnis auf das gleiche hinausläuft, die Soziologie verkümmert zu einer „Begleitwissenschaft“, die bei vielen Forschungsunternehmen dabei sein darf, ja geradezu zur Mitarbeit gedrängt wird, aber ganz gewiss nicht „das Sagen“ hat.
- Abschließend wage ich einen sehr knappen Ausblick, wie ich mir persönlich die Zukunft einer Soziologie vorstelle, die weder Leitwissenschaft und Modewissenschaft sein will, sich jedoch auch nicht in das interdisziplinäre Ghetto einer Orchideenwissenschaft oder reinen Begleitwissenschaft sperren lässt, bzw. selbst sperrt. Eine Soziologie also, die - gewissermaßen geläutert von Größenwahn und Allmachtvorstellungen – ihre verantwortungsvollen Aufgaben im Kranz der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften übernimmt. Und bei diesem letzten Schritt, so behaupte ich, bewege ich mich im Rahmen dessen, was Walter Bühl für die wissenschaftliche Soziologie gefordert hat.

6.1 Erstens: Die Soziologie als Leitwissenschaft

Wurden auch einige seiner geistigen Fundamente früher gelegt, das Haus mit der Inschrift Soziologie wurde erstmals vor wenig mehr als 150 Jahren bezogen. Auguste Comte, sein erster Architekt, der auch den Hausnamen sociologie erdachte, eröffnete das konzertierte, kultur- und periodenübergreifende wissenschaftliche Projekt Soziologie. Von Gelehrten im Okzident des 19. Jahrhunderts betrieben, wurde es vor allem ein Gebilde des 20. Jahrhunderts. Seine Schöpfer waren europäische Männer weißer Haut-

farbe, aufgewachsen im jüdisch-christlich geprägten Abendland der frühen Moderne, an deren konzeptuellem Selbstverständnis die Soziologie einen erheblichen Anteil hatte.

Für unsere Fragestellung nach der Platzierung der Soziologie auf dem Markt der „Leitwissenschaften“ ist es hilfreich, sehr knapp an die Grundüberzeugungen dieses ersten Architekten des Hauses der Soziologie zu erinnern. Er wollte die Welt deuten, sich selbst und der Menschheit zum Nutzen: Er strebte mit seiner *sociologie* die Leitwissenschaft schlechthin an!

Isidore Marie Auguste François Xavier Comte, 1798 geboren, war beherrscht vom Glauben an die unbegrenzten Möglichkeiten von Naturwissenschaft und Technik. So ist es nicht verwunderlich, dass er der Ausarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen der Reorganisation von Gesellschaft absolute Priorität gab. Die Ausarbeitung einer „positiven Philosophie“ und einer damit verbundenen „positiven Politik“, von deren epochaler, ja universalgeschichtlicher Bedeutung für das Geschick der Menschheit Comte durchdrungen war, wurde zu seinem Lebensinhalt.

Comte arbeitete an Vorstellungen von einem planvollen, jedoch bereits im Diesseits an sein Ziel kommenden, Verlauf der Geschichte. Vom Glauben an die universale Mission naturwissenschaftlicher Denkweise geprägt, entwarf er eine säkulare Variante der christlichen Vorstellung einer nach Gottes Plan ablaufenden „Heilsgeschichte“. Ähnlich wie Hegel und Marx sah auch Comte sich an der Schwelle zur endgültigen und vollkommenen Gestalt, welche die Menschheit als Ziel des „Fortschritts“ erreichen wird. Und Comte schrieb sich selbst einen entscheidenden Beitrag zu, der diese utopische Entwicklung katalysieren sollte. Was nach seiner Anschauung nötig war, war ein funktionales Äquivalent zur bisherigen, vor allem christlich-katholischen Religion: eine aus der Wissenschaft der Soziologie abgeleitete „Religion der Menschheit“.

Für unsere Themenstellung zentral wichtig ist die Verbindung des famosen Drei-Stadien-Gesetzes von Comte mit seinem „enzyklopädischen Gesetz“. Denn das Drei-Stadien-Gesetz gilt auch und ganz besonders für die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften. Auch diese durchlaufen, nach Comte, ein theologisches und ein metaphysisches Stadium, bevor sie zur vollen Positivität gelangen. Und auch in der Wissenschaft gilt, dass die Wissenschaften mit den komplexeren Gegenständen später „positiv“ werden als die Wissenschaften mit den einfacheren.

Aus der hierarchischen Klassifikation der Disziplinen ergeben sich für Comte nicht nur klare Kriterien für den Fortschritt einzelner Wissenschaften, aus denen die Reste metaphysischer Denkmethoden ausgemerzt werden müssen. Sie weist vor allem der Soziologie die Rolle als Schlussstein im System der Wissenschaften zu. Die Gründung der Soziologie durch ihn, Auguste Comte, war kein zufälliger Einfall eines kümmerlich lebenden Privatgelehrten. Es handelte sich vielmehr um eine Art wissenssoziologischer Selbstbegründung für den Anspruch, dass die Soziologie die Führungsrolle sowohl unter den Wissenschaften als auch bei der Reorganisation der Gesellschaft übernehmen muss.

Ich gehe hier nicht weiter auf die Comte'sche Soziologie ein. Für unseren Zusammenhang von Wichtigkeit sind sowohl die gesellschaftliche als auch die wissenschaftliche Wirkungsgeschichte des Comte'schen Programms. Die Ideen Comtes hatten durch die Tätigkeit der positivistischen Kirche und des organisierten Positivismus einen erheblichen Einfluss auf Einzelpersonen, weltanschaulich ausgerichtete Vereinigungen, Verbände und Parteien. Besonderer Erwähnung bedarf der Umstand, dass der zunächst vor allem in Frankreich, England und Italien heimische Positivismus in den Staatsgründungen Brasiliens und der Türkei eine große Rolle spielte und dort dem Marxismus-Leninismus zeitweise den Rang als „Modernisierungsideologie“ ablief.

Mag die Wirkungsgeschichte Comtes für die praktische Gesellschaftspolitik im 19. Jahrhundert ein großer Erfolg gewesen sein, in der akademischen Soziologie verlief sie genau gegenläufig. Die akademische Institutionalisierung und Professionalisierung der Soziologie war mit der programmatischen Beschränkung auf „Wissenschaft“ verbunden. Der späte Comte und seine Religion der Menschheit erschienen vor diesem Hintergrund als peinliche Entgleisungen, zu entschuldigen allenfalls durch Liebeswahn und Geisteskrankheit. Auf dem Weg der Soziologie zur akademischen Reputation wurde klar, dass sie nur dann anerkannt wird, wenn sie sich als Wissenschaft im Sinne der so genannten „Naturwissenschaften“ – der „strengen“ Naturwissenschaften also – formiert.

Diesem szientistischen Ideal im Wege steht allerdings die Tatsache, dass die Soziologie nicht nur ihren Namen Auguste Comte verdankt, sondern viele ihrer zentralen Perspektiven. Weit über einzelne Bestandteile hinaus hat der Comte'sche Ansatz der Soziologie als Krisenwissenschaft Geschichte gemacht. Die Vorstellung, allein der Soziologie sei es möglich, eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die sich aufzulösen, zu verflüssigen, wegzubrechen schien, zuerst geistig und dann politisch zu bewältigen, wurde zum bleibenden Erbe Comtes für unser Fach. Einschließlich des daraus resultierenden Anspruchs auf geistige Führung und politischen Einfluss.

Darum gilt: Auch wenn die Soziologie Comtes und seine Religion der Menschheit inzwischen tot sind, die Vorstellung der Soziologie als eines säkularen Programms zur Perfektion der Menschheit und ihrer Daseinsbedingungen lebte auch danach und bei manchen bis heute, wenn auch in veränderter Gestalt, in dem Führungsanspruch fort.

Aus Zeitgründen erspare ich es Ihnen – und mir – an weitere Etappen des innersozialistischen Gedankens der „Leitwissenschaft Soziologie“ zu erinnern. So müsste ich beispielsweise ausführlicher auf noch einen zweiten Geburtshelfer unseres Faches hinweisen, der heute ebenfalls eher einem oft schamhaften Schweigen innerhalb der Disziplin anheim fällt: Herbert Spencer.

Auch Spencer beanspruchte mit seiner Soziologie die Geschichte der Menschheit, deren Vergangenheit und Zukunft, erklären zu können. Die Konsequenz bestand in der Einnahme einer diachronischen Perspektive, historische Ereignisse wurden als einzigartig bzw. unwiederholbar angesehen und als Ergebnis von innerhalb der Gesellschaft wirkenden Kräften verstanden. Die Aufgabe der Soziologie sah Spencer in der Identifikation dieser Kräfte und der Erkenntnis bzw. Ableitung von Prozessverläufen. Wie die moderne Systemtheorie wollte auch Spencer einen wissenschaftstheoretischen Rahmen entwickeln, der in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen anwendbar sein sollte. Dies war nichts anderes als die Vorwegnahme der modernen Allgemeinen Systemtheorie.

Spencer ist noch immer einer der umstrittensten soziologischen Klassiker. Vor allem über die Vermittlungsstation des Spätwerks von Talcott Parsons, das sich in weiten Teilen wie eine Weiterführung der Argumentationskette von Spencer liest, mit dessen Terminologie von Begriffen wie Variation, Auslese, Anpassung, Differenzierung und Integration, liegt der entscheidende Beitrag von Spencer zur modernen Soziologie in der Grundlegung der modernen Systemtheorie. Begriffe wie Überleben, Anpassung, Gleichgewicht usw. stehen auch heute noch im Zentrum mancher soziologischen Analysen, auch wenn der Name Spencer ihren aktuellen Betreibern weitgehend unbekannt, zumindest peinlich, sein dürfte.

Die bisher angedeutete Skizze der zwei wichtigsten Dinosaurier der Soziologie des 19. Jahrhunderts, Comte und Spencer, hat uns immerhin bereits zum zentralen Soziologen des 20. Jahrhunderts geführt, Talcott Parsons. Verkürzt lässt sich festhalten, dass das Programm der Soziologie als einer „Leitwissenschaft“ sowohl für die Gesellschaft als auch innerhalb des Systems der Wissenschaften mehr oder weniger mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aufgegeben wurde.

Bereits bei den Bemerkungen über Comte wies ich darauf hin, dass die akademische Institutionalisierung und Professionalisierung der Soziologie mit der programmatischen Beschränkung auf „Wissenschaft“ im Sinne des so genannten Kritischen Rationalismus verbunden war. Für die Positionierung der Soziologie auf dem Markt der „Leitwissenschaften“ werde ich diesen Strang der Entwicklung hier nicht weiterverfolgen, obwohl er der eigentlich dominierende wurde. Vor allem mit den skeptischen und pragmatischen Soziologieverständnissen eines Max Weber, Robert Park, Marcel Mauss, Maurice Halbwachs, Paul Lazarsfeld und Robert Merton - um nur einige Klassiker der Soziologie zu nennen, die für diese Entwicklung mitverantwortlich zu machen sind – verabschiedete sich der mainstream der internationalen wissenschaftlichen Soziologie von der Vorstellung einer Wissenschaft, die planerisch auf die Gestaltung von Gesellschaften einwirken sollte.

Aber, wie es scheint, nicht für immer und nicht vollständig. Denn, genau diese Verabschiedung war es, die ich dafür verantwortlich mache, dass die Vorstellung, dass es eben vielleicht doch die Aufgabe der Soziologie sei, den Menschen zu sagen, wohin sie sich in ihren Gesellschaften hinzuentwickeln hätten, nicht völlig in Vergessenheit geriet. Ungeachtet der Verabschiedung von einer „Religion der Menschheit“ eines Auguste Comte oder eines Glaubens an die ehernen Gesetze der Evolution eines Herbert Spencer, begleitete diese Idee den Siegeszug des methodologischen Skeptizismus und Rationalismus gewissermaßen als Widergänger im Untergrund. Sie war es, die dazu führte, dass die Soziologie in den 1960er und 1970er Jahren zu einer internationalen Modewissenschaft wurde.

6.2 Zweitens also: Die Soziologie als Modewissenschaft

Auf die szientifische, positivistische Wende der Soziologie seit Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgten, nach meiner Sicht, zwei folgenreiche Reaktionen: Zum einen die Etablierung jener Soziologie, die sich „Marxistisch-Leninistische Soziologie“ nannte, und die in ihrer institutionalisierten Form an Universitäten und Akademien der Wissenschaften in den so genannten sozialistischen Ländern ganz eindeutig den Anspruch einer Leitwissenschaft erhoben hatte. Auf sie näher einzugehen, würde den Rahmen meines Beitrags vollkommen sprengen.

Ebenfalls nicht behandeln kann ich die zweite Reaktion auf die innerdisziplinäre Verabschiedung vom Konzept „Leitwissenschaft Soziologie“, die Etablierung einer Soziologie,

die sich selbst „kritisch“ nannte und auch so genannt wurde. Allein die Nennung der Namen jener Fachvertreter, die ich damit anspreche, möge genügen, um in Erinnerung zu rufen, was gemeint ist: Max Grünberg, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, C. Wright Mills, Herbert Marcuse, Jürgen Habermas, Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Immanuel Wallerstein. Sie alle, wenn auch in höchst unterschiedlicher Weise, forderten die Wiederbelebung bzw. Etablierung einer Soziologie, die sich nicht in den positivistischen Käfig empirischer Sozialforschung einer „bürgerlichen Wissenschaft“ einsperren lässt und sich als solche an der datenmäßigen Verdoppelung der sozialen Wirklichkeit beteiligt. Es waren – und sind teilweise immer noch – diese Namen und ihre Soziologieprogramme, die in den 1960er und 1970er Jahren große Zahlen an Studierenden angesprochen haben, die dazu führten, dass unser Fach in eben jenen Jahren einen derartigen quantitativen Aufschwung bei Studierenden und Lehrenden erlebte, den man nicht anders denn als „Modefach“ bezeichnen kann. Es war die Wiederbelebung des Versprechens, mit dem Studium der Soziologie als einer „Leitwissenschaft“ an der planerischen Gestaltung von Gesellschaften beteiligt zu sein, durch die viele Menschen in den westlichen Wissenschaftssystemen sowohl zum Studium als auch zur Lehre der Soziologie motiviert wurden. Und sie bewirkte vor allem in den Medien, dass einige wortgewaltige Vertreter der Soziologie nicht nur im Hörsaal und im Seminar, sondern auch öffentlich und mit großer Resonanz dem Geschäft der „Zeitdiagnose“ und zumeist auch der „Gesellschaftskritik“ aus soziologischer Perspektive nachgingen.

Auch hier sei auf Einzelheiten verzichtet. Nur so viel sei postuliert: Es wurde insgesamt die Geschichte mannigfaltiger Enttäuschungen und Desillusionierungen. Diese entstanden nicht zuletzt dadurch, dass die Erzeuger dieser Hoffnungen jenen jungen Menschen, die in diese vermeintliche „Leitwissenschaft Soziologie“ voller Tatendrang und Heilserwartungen drängten, bald mitteilten, dass deren Verständnis von Wissenschaft eben nicht jenes sei, dass sie zu erfüllen beabsichtigten. So verbreitete sich der Katzenjammer der Ent-Täuschung. Sie führte bei wenigen zur Revolte, bei den meisten zur Resignation, und nur bei ganz wenigen zum Verbleiben im System der wissenschaftlichen Soziologie.

Durch das Überspringen einiger Zwischenstationen komme ich damit bereits zur aktuellen Situation, der Gefahr der Degeneration der Soziologie zur Orchideendisziplin also.

6.3 Drittens: Die Soziologie als Orchideendisziplin

Es soll hier nicht das, zumeist haltlose, Gejammer darüber angestimmt werden, dass die Soziologie, vor allem die Soziologie an den Universitäten, stiefmütterlich von den Wissenschafts- und Finanzpolitikern behandelt wird. Bei näherem Hinsehen zeigt sich oft genug, dass viele in der Zunft selbst dabei mitwirken, dass unser Fach zunehmend mehr aus dem Katalog der etablierten Fächer zu fallen droht.

Ich nenne vier Bestandteile einer Entwicklung, die zusammengenommen dazu führen könnten, dass wir tatsächlich eines nicht zu fernen Tages ebenso freundlich-herablassend behandelt werden wie die Kolleginnen und Kollegen aus der Tibetologie, der Keltologie oder der „Arbeitsstelle für französischsprachige Literatur Belgiens“ an meiner eigenen Universität: als „Orchideenfächler“ eben.

Zum einen könnte dazu beitragen, dass die flächendeckend eingeführten und größtenteils aufgezwungenen BA/MA-Studiengänge an vielen Orten dazu geführt haben, dass die Fachbezeichnung „Soziologie“ verschwindet und in Bezeichnungen wie „Sozialwissenschaften“ oder „Kulturwissenschaften“ aufgelöst wird. Zur Illustration seien wenigstens erwähnt meine drei aktuellen Lieblings-Studiengänge, die andeuten, wohin Studierende der universitären Soziologie gelenkt werden können: in den BA „Society and Space“ der Universität Bonn, den BA „Sozialwissenschaftliches Innovationsmanagement“ der Universität Dortmund oder in den MA „Individualisierung und Sozialstruktur“ an der FernUni Hagen. Dass an meiner eigenen Universität, der Philipps-Universität Marburg, das grundständige Studium der Soziologie als Hauptfach eingestellt wurde, gehört zu meinen eigenen, eher bitteren Erfahrungen in diesem Kontext.

Zum anderen registriere ich zunehmend mehr Kolleginnen und Kollegen, die vermeintlich freiwillig aus dem Haus mit dem Türschild „Soziologie“ ausziehen und den Wegweisern folgen, auf denen „Kulturwissenschaften“ steht, oder (vermeintlich) noch attraktiver cultural studies. Insgesamt nehme ich zur Kenntnis, dass ehemalige Bewohner des Hauses Soziologie in größere – und zumeist materiell wesentlich besser ausgestattete – Häuser umziehen, deren glänzende Schilder Firmennamen wie cultural studies, area studies, peace and conflict studies, postcolonial studies, black studies, women studies, queer studies, gender studies, science studies oder criminology ausweisen. Was ganz Neues – zumindest für mich – war die aktuelle Ankündigung des Campus Verlags eines Sammelbandes zu Diversity Studies, von dem geschrieben wird „Dabei wird in Diversity ein

Potenzial gesehen, das es nicht zuletzt aus Gründen der Effizienz zu nutzen gilt.“ Wer will da noch im alten Haus der Soziologie arbeiten?

Zum dritten ist zu erkennen, dass innerhalb des zunehmend strenger reglementierten, und insgesamt kleiner werdenden Hauses „Soziologie“, jenen Kolleginnen und Kollegen zunehmend weniger Wohnrechte eingeräumt werden, die immer noch etwas erzeugen, was als soziologische „Zeitdiagnose“ häufig genug als „unwissenschaftlich“ von den strengen Verwaltern des positivistischen Wissenschaftsverständnisses diskriminiert wird. Zunehmend schärfer wird der Ton von einigen soziologischen Hardlinern denjenigen gegenüber, die ihre Arbeiten unter Überschriften stellen wie „Risikogesellschaft“, „Bürgergesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“, „Weltgesellschaft“, „Informationsgesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“, „Wissensgesellschaft“. In dem Maß, wie man solche Wissenschaftler aus dem Haus der wissenschaftlichen Soziologie vertreibt, wird das Haus selber zunehmend leerer und steriler.

Wenigstens als Randbemerkung sei darauf hingewiesen, dass auch dadurch das Geschäft der so genannten „Trend-Soziologismen“ (Holger Rust), wie etwa die des „Zukunftsforschers“ Matthias Horx, nur umso erfolgreicher blüht. Wer Ulrich Beck und Richard Sennett, zwei anerkannte und professionelle Soziologen diskreditiert, bereitet den Produzenten feuilletonistischer Nutzwerttheorien, wie etwa Alvin Toffler, John Naisbitt, Faith Popcorn und eben Matthias Horx und Peter Wippermann, den lukrativen Boden. Sie haben keine Scheu, das, was sie verkaufen, „Soziologie“ zu nennen, ja sogar, mit dem Seitenhieb auf die akademisch etablierte Soziologie, als eine „Kritische Soziologie“.

Und noch ein letzter Stein sei erwähnt, der den Weg der Soziologie zum Orchideenfachpflastern könnte: die endgültige Verbannung von „Gesellschaftskritik“ aus dem akademischen Geschäft der Soziologie. Wer dieses ehemalige Kerngeschäft auch und gerade der wissenschaftlichen Soziologie aus deren Aufgabenkanon ein für alle Mal streichen möchte, trägt mit dazu bei, die Soziologie nicht nur um ihr wissenschaftliches Erbe zu bringen, sondern ihr auch keine Zukunft zu weisen.

Als Folge dieser Entwicklungen ergibt sich, dass die Soziologie eher zu einer begleitenden Hilfswissenschaft wird. Kaum ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, das ohne soziologischen Fachverstand auskommen möchte. Aber die Projekte selber werden keine soziologischen Unternehmen mehr. Soziologinnen und Soziologen begleiten die Forschungsvorhaben anderer Disziplinen, die sich teilweise originär soziologische Themen zu Eigen machen. Auch das charakterisiert eine Entwicklung, durch die die Soziologie

von der „Leitwissenschaft“ zur „Begleitwissenschaft“ würde. In die gleiche Richtung deutet auch die Tatsache, dass die universitäre Soziologie zwar steigend ihren Beitrag an Lehre für benachbarte Fächer zu erbringen hat („Lehrexport“), so dass schon von einer „Soziologisierung“ anderer Fächer die Rede ist, aber als eigenständiges Fach zunehmend mehr unter Druck gerät.

6.4 Viertens: Weder Leitwissenschaft noch Modewissenschaft noch Orchideendisziplin: Die Zukunft des Hauses der Soziologie

Zum Abschluss möchte ich einen Ausblick anbieten, wie ich mir selber die Zukunft des Hauses der Soziologie vorstelle. Eine Soziologie also, die weder Leitwissenschaft und Modewissenschaft sein will, sich jedoch auch nicht in das Ghetto einer Orchideenwissenschaft oder einer Begleitwissenschaft sperren lässt. Die Vorstellung einer Soziologie, die - geläutert von Größenwahn und Allmachtvorstellungen, aber auch nicht demütig um Existenzberechtigung bittend – ihre angestammte und verantwortungsvolle Aufgabe im Kranz der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften übernimmt.

Definieren wir Soziologie als jene Wissenschaft, die empirisch überprüfbare Aussagen über soziale Wirklichkeit und theoretische Erklärungen tatsächlicher gesellschaftlicher Verhältnisse miteinander zu verbinden sucht. Und dies, dabei bleibe ich, in zeitdiagnostischer und zugleich gesellschaftskritischer Absicht.

Während der vergangenen 150 Jahre wurde aus dem einst recht simpel konstruierten Haus der Soziologie ein verzweigter Komplex zahlreicher Gebäude mit vielen Stockwerken und einer Unmenge von Räumen, in denen heute eine erhebliche Anzahl von Menschen aus allen Teilen dieser Welt lebt und arbeitet. In den letzten Jahrzehnten wurde leidenschaftlich darüber diskutiert, ob es möglich, ja überhaupt erlaubt sei, weiterhin ein universales Haus der Soziologie zu denken. Eine aktuelle Forderung lautet, ob es nicht sehr viel adäquater und besser sei, allenfalls von einem Konglomerat soziologischer Häuser zu sprechen, in denen radikal unterschiedliche Diskursgemeinschaften wohnen.

Ich selbst betrachte derartige Unternehmen als problematische Schritte des – möglicherweise endgültigen – Auszuges aus dem Haus einer universalen Soziologie, für dessen Verteidigung es für mich gute wissenschaftliche Gründe gibt. Selbstverständlich darf dieses Haus keine nach außen abgeschlossene Festung werden, sondern muss immer offen

und gastfreundlich sein; aber es wird sich seines gedanklichen Kerns bewusst bleiben müssen, sonst verfällt es zur verlassenen Ruine.

Nach meiner Einschätzung haben die vier Normen von Robert K. Merton – Universalismus, Kommunalismus, Desinteressiertheit, Organisierter Skeptizismus – wie er sie in seinem „klassisch“ zu nennenden Aufsatz über *The Normative Structure of Science* von 1942 formuliert hat, bis heute nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Selbstverständlich muss sich verantwortliches wissenschaftliches Handeln an allen vier Normen gleichermaßen ausrichten. Dennoch meine ich, dass gerade der Mertonschen Norm der Desinteressiertheit gegenwärtig eine besonders prominente Bedeutung zukommt. In ihrer einfachsten Fassung bedeutete sie die Kontrolle und Beschränkung der persönlichen und kommunalen Interessen, die sich auf Themenstellung und Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung richten. In naiv puristischer Weise fordert diese Norm, dass sich der Wissenschaftler seiner Forschung allein deswegen zuwendet, weil er einen Beitrag zum Fortschritt der Wissenschaft erbringen will, d.h. bei der Suche nach Wahrheit einen Schritt weitergehen will.

Auf dem Hintergrund historischer Erfahrungen, gerade auch in Deutschland, scheint mir die Forderung angemessen, dass die Mertonsche Norm der Desinteressiertheit durch die Norm der Verantwortlichkeit ersetzt wird; und zwar als Kriterium der Wissenschaftlichkeit, nicht als Forderung einer außerwissenschaftlichen Ethik.

Die Verantwortung des Sozialwissenschaftlers, als konstitutiver Bestandteil einer „Hausordnung“ wissenschaftlicher Soziologie, besteht nach meiner Einschätzung zuerst darin, dem besonderen Verhältnis von „Theorie“ und „Praxis“ in den Sozialwissenschaften allgemein, und der Soziologie im speziellen, Rechnung zu tragen. Ich selbst habe das an verschiedenen Stellen mit Hilfe eines „Reflexions-Dreiecks“ der Soziologie zu illustrieren versucht. Seine drei Elemente sind das „Haus der Soziologie“, die „Allgemeinen Konzepte von gesellschaftlicher Wirklichkeit“ und die „Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit“.

Im Haus der Soziologie produzieren dessen Bewohner sozialwissenschaftliches Wissen, das permanent auf seine Brauchbarkeit überprüft wird. Damit ist gemeint das Korpus jenes begrifflichen, theoretischen und empirischen Wissens, das unser Fach im Laufe seiner Geschichte erzeugt hat. Gerade die Soziologie an den Universitäten hat dabei die hervorgehobene Aufgabe, als kritische Prüferin, Hüterin und Staffelträgerin eben dieses Schatzes soziologischen Wissens zu wirken.

Davon getrennt, aber eng verbunden mit dem Haus soziologischer Wissensproduktion, ist jener Bereich, der mit Allgemeine Konzepte von gesellschaftlicher Wirklichkeit beschrieben sei. Abgekürzt meine ich damit alles, was die Menschen allgemein über „die Gesellschaft“ denken, d.h. alle gängigen Vorstellungen unter der Überschrift: In was für einer Gesellschaft leben wir? Wo steht unsere Gesellschaft heute im Vergleich zu früheren Zeiten? Wo steht unsere Gesellschaft im Vergleich zu anderen Gesellschaften um uns herum? Es gibt ein riesiges Konglomerat solcher Vorstellungen, Meinungen, Einschätzungen, Ideen, Konzepte und Begriffe über gesellschaftliche Wirklichkeit. Und dieses Sammelsurium ist analytisch zu trennen von soziologischer Wissensproduktion. Die Menschen warten nicht auf die Soziologie, um darüber nachzudenken, was mit ihnen und ihren Gesellschaften los ist.

Drittens gibt es jenen komplexen Zusammenhang, den wir Gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit nennen. Dahinter steckt die Idee, die heute zum Gemeingut soziologischen Wissens gehört, dass Menschen ihre gesellschaftliche Wirklichkeit nicht zuletzt mit Bezug auf ihre Vorstellungen davon selbst herstellen, konstruieren. Wir wissen, dass es einen wirksamen Vermittlungszusammenhang gibt zwischen dem, was Menschen über Wirklichkeit denken, und dem, was sie tun. Unterschiedliche Ideen bewirken die Konstruktion unterschiedlicher sozialer Wirklichkeiten.

Ungeachtet der Tatsache, dass es immer ein großes Getümmel heftig miteinander konkurrierender Angebote auf dem Markt gesellschaftlicher Sinndeutungen gibt, interessiert uns hier naturgemäß die Rolle der Soziologie besonders. Die Soziologie kann nicht so tun, als ob sie in diesem Zusammenhang nicht an zentraler Stelle mitspielte, und weitgehend unschuldig an dem sei, was in der Gesellschaft über gesellschaftliche Wirklichkeit gedacht wird. Vieles von dem, was in der Soziologie gedacht und geschrieben wird – ebenso wie das, was nicht gedacht und nicht geschrieben wird – hat Auswirkungen auf konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit. Für diesen Zusammenhang der „doppelten Hermeneutik“ (Anthony Giddens) kann gerade durch die Auseinandersetzung mit den Klassikern der Soziologie erkannt werden, dass die wissenschaftliche Soziologie auch eminent zeitdiagnostische und gesellschaftskritische Aufgaben wahrgenommen hat und immer noch wahrnimmt.

Durch die Werke ihrer Klassiker lernt man, was gemeint ist, wenn ich betont von wissenschaftlicher Soziologie spreche: Damit sei jene Soziologie bezeichnet, die sich selbstbewusst darüber im Klaren ist, dass es nicht nur um die soziologische Beschreibung und Analyse von gesellschaftlicher Wirklichkeit geht, dass die Soziologie also nicht nur als

Wissenschaft von der Gesellschaft zu verstehen ist, sondern dass es zugleich auch um die wissenschaftliche Mitgestaltung von Gesellschaft durch die Soziologie geht, durch empirische Erhebung, durch darauf aufbauende Zeitdiagnose und durch daraus abgeleitete Gesellschaftskritik. Nach der wissenssoziologischen, selbstreflexiven Wende der Soziologie sollte unser Fach eigentlich nicht mehr anders denkbar sein als eine institutionalisierte und professionalisierte Einrichtung für die wissenschaftliche Selbstbeschreibung und Selbstkritik von Gesellschaften.

Es war Walter Bühl, der mir während unserer gemeinsamen zwölf Jahre von 1972 bis 1984 immer wieder nachdrücklich klarmachte, dass die Soziologie, will sie ihre gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Aufgaben verantwortungsvoll erfüllen, einen Beitrag bei der Erzeugung, Bewahrung und Kontrolle dynamischer und geordneter Komplexität zu erbringen hat. Diese geordnete Dynamik und der verarbeitbare Grad von Komplexität, müsse dabei sowohl für die handelnden Menschen als auch für soziale Systeme als ganze gefordert werden.

Die Soziologie als die „westliche“ Wissenschaft schlechthin kommt bei der Wahrnehmung dieser Verantwortung an den entscheidenden Brüchen seit dem Jahr 1989 und dem Jahr 2001 nicht vorbei. Seit Auflösung der dichotomen Weltordnung mit ihren Spannungen zwischen Sozialismus und Kapitalismus und dem Konflikt konkurrierender zivilisatorischer Gesellschaftsvorstellungen fällt ein grelles Licht auf Zustand und Perspektiven des Okzidents und auf die prekäre Zukunft seines Dreiklangs von Freiheit, Demokratie und Kapitalismus.

Wer weiß, dass genau diese drei Themen im Zentrum der wissenschaftlichen Aktivitäten im Haus der Soziologie seit dessen Eröffnung stehen, stellt sich die Frage: Wie sollte eine Soziologie für das 21. Jahrhundert aussehen? Damit meine ich eben nicht nur eine Soziologie im 21. Jahrhundert, sondern eine für das 21. Jahrhundert. Und das meint natürlich eine Soziologie für die Menschen, die auf absehbare Zeit die Menschengesellschaft auf diesem Planeten bilden.

Damit bin ich beim schwierigsten Zusammenhang dieser, wie ich meine, selbstverständlichen Forderungen angelangt: Die Soziologie kann es sich, nach meiner Überzeugung, nicht mehr länger erlauben, „wert(urteils)frei“ zu sein, sondern sie wird wertbezogen werden müssen.

Es sagt sich so einfach: Die Soziologie solle die Frage nach der Guten Gesellschaft nicht aus den Augen verlieren. Wenn die „Menschenwissenschaft Soziologie“ (Norbert Elias)

als intellektuell-wissenschaftliches Unternehmen die Mitarbeit an der Utopie von Guten Gesellschaften aufkündigt, dann steht nach meiner Meinung zumindest die innere Liquidation dieses Unternehmens bevor, das mit so viel Enthusiasmus und Hoffnungen im 19. Jahrhundert begonnen und im 20. Jahrhundert ausgebaut wurde. Das Haus der Soziologie würde seine innere Legitimation verlieren, wenn in ihm der Frage nach der Guten Gesellschaft nicht mehr nachgegangen wird, wenn dort keine Vorlagen für einen utopischen Realismus mehr produziert würden.

Die Soziologie muss auch weiterhin – sicherlich nicht alleine, aber gewiss auch – Fragen stellen wie diese:

- Lassen sich verstärkt Prozesse gesellschaftlicher Integration oder Desintegration beobachten?
- Wachsen oder reduzieren sich soziale Ungleichheiten?
- Wodurch reproduzieren und stabilisieren sich soziale Ungleichheiten?
- Wie lassen sich individuelle Zielsetzungen mit kollektiven Zielsetzungen integrieren?
- Was macht gerechte Gesellschaften aus?

Über dem institutionellen und intellektuellen Erfolg der Soziologie im Laufe des 20. Jahrhunderts, der eine Versozialwissenschaftlichung des allgemeinen Denkens mit sich brachte, wird häufig übersehen, dass es eben dieser äußere Erfolg war, für den die Soziologie einen hohen Preis zahlte, nämlich den, schon das Zulassen solcher Fragen als „unwissenschaftlich“ zu verurteilen.

Sicherlich muss der Anspruch eines Auguste Comte, die Soziologie zur „Leitwissenschaft“ zu machen, seit der Schwellenüberschreitung zum 21. Jahrhundert endgültig verabschiedet werden. Dennoch kann die Loslösung der Soziologie von Theologie, Metaphysik, Philosophie und Politischer Philosophie durch eine (Wieder-)Aufnahme der Diskurse über Konzepte guter, menschenwürdiger Gesellschaften korrigiert werden.

Gerade weil es nicht ihre wissenschaftliche Aufgabe sein kann, Begründungen von Werten und Normen zu liefern, sondern das Entstehen von Wertbindungen (Hans Joas) handelnder Menschen wissenschaftlich zu rekonstruieren, kann die Soziologie dabei helfen, die gesellschaftlichen Konsequenzen unterschiedlicher Werte und Normen vergleichend zu analysieren. Dabei geschieht diese soziologische Analyse von Ethik und Moral

nicht primär aus der Sicht des Systems, sondern aus der Perspektive der menschlichen Akteure in konkreten Gesellschaften. Spätestens seit Jürgen Habermas hat sich das Konzept einer „Diskursethik“ entwickelt, das die Verabschiedung von einem moralischen und ethischen Super-Code für Gesamtgesellschaften mit sich bringt und auf polyzentrische Weltbilder und konkurrierende Normensysteme abzielt.

Für die Zukunft des Hauses der Soziologie stelle ich mir also ein alt-neues Programm vor. Es sollte ein Schulhaus für soziologische Intellektuelle werden: empirisch fundiert, mit theoretischem Anspruch und ausgestattet mit sozialpolitisch-ethischem Gewissen. Öffentlich denkende Menschen, die sich verantwortungsvoll in aktuelle politische Auseinandersetzungen ihrer Gesellschaften einmischen. Sie tun dies nicht mit dem erhobenen Zeigefinger moralischer Warnungen, sondern aus dem Fundus der Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Analysen, in denen es auch darum geht, die denkbaren und wahrscheinlichen Konsequenzen unterschiedlicher Normensysteme miteinander zu vergleichen. Dass sie dabei ihr ganz besonders geschärftes Augenmerk auf die unbeabsichtigten Folgen menschlichen Handelns legen, die eigentlich niemals den Absichten und Erwartungen der Handelnden selbst entsprechen, verdanken sie einer zentralen Einsicht aus dem Bereich soziologischer Wissensproduktion.

Gerade weil sich die wissenschaftliche Soziologie von „heteronomen Wertungen“ (Norbert Elias) freihalten muss, also weder selbst moralisieren kann noch darf, ist sie in der Lage, nüchterne Analysen unterschiedlicher Moralen und ihrer Konsequenzen für Individuen und Gesellschaften zu liefern. Die Bewohner des Hauses der Soziologie leben in engagierter Distanz und Autonomie gegenüber jenen Problemstellungen und Problemlösungen, wie sie in Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur für die kollektive Konstruktion sozialer Wirklichkeit propagiert werden.

Gerade deswegen muss die wissenschaftliche Soziologie analytisch und selbstreflexiv dazu beitragen, dass kulturspezifische Alternativen miteinander verglichen und ihre unterschiedlichen Konsequenzen gegeneinander abgewogen werden. Angesichts sozialwissenschaftlicher Unmöglichkeit kulturneutraler Wertentscheidungen verbietet sich der Gedanke an eine universale Konsensmoral und eröffnet zwingend die Aussicht auf eine Mehrzahl von Vereinbarungsmoralen.

Damit wird das Haus der Soziologie zum Schulhaus für engagierte soziologische Intellektuelle, die sich nicht als klösterliche Gemeinschaft selbst genug sind, sondern in die Gesellschaft hinauswirken. Nach meiner Überzeugung sollte dieses Haus vor allem auf

dem Gelände von Universitäten stehen, die schon darum keine Berufsschulen für Technokraten, Datentechniker oder Ideologen sein dürfen. Dorthin will die Soziologie Menschen anlocken, von denen Max Weber sowohl „Leidenschaft“ als auch „Augenmaß“ forderte. Sie werden überzeugt sein von der Notwendigkeit der interdisziplinären Öffnung, der multikulturellen Orientierung, der intergesellschaftlichen, globalen Ausrichtung und der Mitwirkung bei der Erzeugung eines ökologischen Verantwortungsbewusstseins. Insgesamt muss es für die Soziologie als wissenschaftliches Unternehmen darum gehen, mitzuhelfen, dass die beforschten Menschen und ihre Kinder ein menschenwürdiges Leben in Gerechtigkeit führen können.

Es geht im Kern darum, Gesellschaften durch empirisches Wissen, das den Informationsbedarf moderner Gesellschaften befriedigt, und durch theoretische Reflexion, die auch utopische Entwürfe nicht ausschließt, so mitzugestalten, dass alle Menschen ein selbst bestimmtes Leben führen können und ihre Fähigkeiten umfassend gefördert werden.

An dieser Bewährungsaufgabe, ob sich die wissenschaftliche Soziologie, als Erbin der Aufklärung, auch weiterhin an der Selbstaufklärung Offener Gesellschaften beteiligen wird, wird sich die Zukunft des Hauses der Soziologie und seiner Bewohner entscheiden.

V Interdisziplinäre Anschlüsse

7 Claus Grimm: Die Kunstgeschichte fand nicht statt. Eine kulturwissenschaftliche Revision

7.1 Zum Anlass dieses Aufsatzes

Der nachfolgende Text ist teilweise in der Ich-Form verfasst, da er von einer individuellen Neuentdeckung von Zusammenhängen berichtet. Ich habe ihn niedergeschrieben aus dem Gefühl des Dankes, den ich Walter Bühl für sein Vertrauen in den von mir geplanten Brückenschlag zwischen zwei unterschiedlichen Disziplinen schulde. Er hatte mich zu seinem Assistenten gemacht und meine Habilitationsarbeit zur soziologischen Deutung des Phänomens „Kunst“ akzeptiert. Das damals Formulierte habe ich inzwischen mehrfach überarbeitet. Über die Ergebnisse dieser Arbeit berichte ich hier.

Die Verstehende Soziologie, die Walter Bühl vermittelte und in bestimmte Richtungen weiterentwickelte, hatte für mich, der ich aus der geistesgeschichtlich fundierten Kunstgeschichte kam, eine vom ersten Tage an herausfordernde Bedeutung. Herausfordernd deshalb, weil meine Wertbegriffe und die meiner akademischen Ausbildung in Frage gestellt wurden und mir neue Forschungsperspektiven deutlich wurden. Ich lernte Selbstverständlichkeiten des soziologischen Denkens kennen, die von den Geisteswissenschaftlerinnen bisher nicht in ihren Konsequenzen beachtet worden sind und die für eine Weiterentwicklung der geschichtlichen Fragestellungen unverzichtbar waren. Die Chance, die mir Walter Bühl durch die Beschäftigung am Soziologischen Institut der Universität München gab, nützte ich zu einer Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen meines Herkunftsfaches Kunstgeschichte zugunsten kulturwissenschaftlicher Fragestellungen.

Der Abschluss meines kunsthistorischen Erststudiums fiel in die Endsechziger Jahre und damit in eine Zeit lebhafter Diskussion um die Relevanz geschichtlicher Forschung, die von der Frage nach der Relevanz der gewählten Forschungsgegenstände, der geschichtlichen „Kunstwerke“, nicht abzutrennen war. Was war deren Wert für die Menschen einer späteren Zeit: die Museumsbesucher und Kunsttouristen, das Publikum der Kunstliteratur und der zahlreichen Reproduktionen so wie für die gestalterisch Tätigen? Und was konnte die kunstgeschichtliche Forschung zu der Realisierung dieses Wertes beitragen?

Ich fragte mich, ob die Erwartungen langfristig gültig waren, aus denen heraus ich mein Studienziel gewählt hatte. Ließ sich tatsächlich ein ästhetischer Genuss oder Kunstgenuss aus der Betrachtung von „Kunstwerken“ gewinnen – und von welchen besonders? Was für ein Wert war dies, was bewirkte er und wie konnte er nachhaltig vermittelt werden? Gab es, wie vom Fach Kunstgeschichte proklamiert, so etwas wie eine zeitlose Botschaft der „Kunst“ jenseits der zeitbedingten Bestimmung der gestalteten Objekte? Wie, aus welchen Absichten und unter welchen Bedingungen waren in den verschiedenen Kulturen die später als „Kunstwerke“ wahrgenommenen Objekte entstanden – lange, bevor im 18. Jahrhundert das Gestaltungsziel der auf ästhetische Erlebnisse gerichteten „Kunst“ formuliert wurde? Oder waren völlig neue Erklärungen nötig und möglich für die unleugbare Faszination, die ältere und neuere Leistungen anschaulicher Gestaltung und die scheinbar eigenständigen Entwicklungszusammenhänge „der Kunst“ auf mich und andere ausübten?

Dies alles waren Fragen des Sinnverstehens und der Kulturtheorie. Es ging um die unmittelbare Wahrnehmung von fremden, teilweise hochkomprimierten Ausdruckszusammenhängen ebenso wie um die Dokumentation geschichtlicher Kommunikationsordnungen und Darstellungsfähigkeiten. War ein zeit- und kulturübergreifendes Verstehen möglich und im Umkehrschluss ein Herstellen von Werken zeitenthobener, gegenüber dem kulturellen Wandel immuner „Kunst“? Die Wertordnung unserer modernen Kultur geht in einer breiten Lebenspraxis und dem Betrieb aufwändiger Institutionen von einer solchen Annahme aus. Diese behauptet jedoch etwas Einzigartiges und Unwahrscheinliches, wenn man die sonst selbstverständlichen sozialwissenschaftlichen und insbesondere sozialpsychologischen Prämissen ernst nimmt. Gegen sie spricht aber auch die Tatsache, dass die Menschen kein separates ästhetisches Organ und keine generellen Dispositionen für eine ästhetische Wahrnehmung besitzen.

7.2 „Autonomie der Kunst“ als Problem

Dass die Annahme einer Kontinuität objektiver Kulturwerte der Erfahrung des geschichtlichen Wandels widersprach, hatte bereits ein berühmter Text des 19. Jahrhunderts ausgedrückt. In Karl Marx' Einleitung der „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ von 1857 finden sich die zweifelnden Fragen: „Ist Achilles möglich mit Pulver und Blei? Oder überhaupt die Iliade mit der Druckerpresse, und gar Druckmaschine? Hört das Singen und Sagen und die Muse mit dem Preßbengel nicht notwendig auf, also verschwinden nicht notwendige Bedingungen der epischen Poesie?“ Dieser Autor, der

so Grundsätzliches zur Interdependenz von materiellen Lebensverhältnissen und kulturellen Ausdrucksformen vortrug, sah in der ungleichen oder sogar unabhängigen Entwicklung von materieller und künstlerischer Produktion zu Recht einen Widerspruch. „Die Schwierigkeit liegt nicht darin, zu verstehen, daß griechische Kunst und Epos an gewisse gesellschaftliche Entwicklungsformen geknüpft sind“, fuhr er fort, „die Schwierigkeit ist, daß sie uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten“ (Marx 1953, 30).

Marx' löste das festgestellte Paradox nicht auf. Er wies lediglich auf den „ewigen Reiz“ hin, den die „griechische Kindheit der Menschheit“ als eine nie wiederkehrende Stufe“ auf spätere Kulturen ausübe. Damit war aber eine distanzierte Befassung mit nicht Wiederholbarem angesprochen, nicht die aktuelle Vorbildlichkeit von Motiven und Darstellungsformen einer zwei Jahrtausende entfernten Kunst und Literatur. Der Zusammenhang von Basis und Überbau, von materieller und geistiger Produktion blieb an dieser Stelle offen. Peter Hahn folgerte daraus, Marx hegte „selbst offenbar gewisse Zweifel an einer zu rigiden Fixierung der Kunst an ihrem klassenmäßigen Ursprung ..., wenn er auch von diesem Ursprung überzeugt“ war (Hahn 1971, 153). Hans-Dietrich Sander verwies auf eine andere Äußerung von Marx, der 1862 in den „Theorien über den Mehrwert“, die „freie geistige Produktion“ der „gegebenen Gesellschaft“ trennte von den „ideologischen Bestandteilen der herrschenden Klasse“ (Sander 1970, 154).

Das Paradox der scheinbar zeitlosen Geltung einer spezifisch geschichtlich bedingten Ausdrucksform besteht mehr als ein Jahrhundert später immer noch weiter in den Implikationen des modernen Kunstbegriffs; allerdings ist das Ideal der griechischen Kultur zurückgetreten. Kunst und Epos der Griechen sind in ihrer Verschiedenartigkeit gegenüber der Gegenwart bewusst geworden. Die geschichtliche Forschung hat die besonderen funktionalen Bindungen klar gemacht, bei griechischen Figuren und Bildern die Bestimmung als Weihegeschenke für uns fremde kultische Zwecke nachgewiesen. Die naturwissenschaftlich-technische Untersuchung in den Restaurierungslabors hat die Tatsache der einst „bunten Götter“ ans Licht geholt. Aus Ideenbildern in weißem Marmor oder dunkler Bronze wurden so exotisch-bunte, extrem naturalistische Götter- und Helden gestalten und Agitationsmedien einer kriegerischen Kultur. Weder diese Rekonstruktionen noch die bleichen oder patinierten Originale geben heute die „höchste Norm“ des bildnerischen Schaffens ab. Ebenso ferngerückt sind mittlerweile die modernen Wiederaufnahmen antiker Darstellungsformen: der Klassizismus und die akademischen

„Kunst“-Ideale des 19. Jahrhunderts und in der Literatur die Erzählmotive und Versformen des griechischen Epos.

Nicht weniger deutlich ist eine zweite Veränderung. Unabhängig von dessen geschichtlicher Entwicklungstheorie und dem Basis-Überbau-Schema haben sich die von Marx betonte Interdependenz der gesellschaftlichen Handlungsbereiche und die Unwiederholbarkeit geschichtlicher Betrachtungsweisen und Ausdrucksformen zu selbstverständlichen Axiomen des sozialwissenschaftlichen und geschichtlichen Denkens verfestigt. Dieses Veränderungsbewusstsein und das eines weitgehenden Kulturrelativismus finden sich auch im kunsthistorischen Historismus seit dem späten 19. Jahrhundert. Ein aus beiden Entwicklungen befestigtes, sich aus gesellschaftlichen Transformationsprozessen begreifendes geschichtliches Bewusstsein lässt die distanziert erfassten geschichtlichen Verhältnisse neu und in kritischer Schärfe beurteilen.

Aus dieser Perspektive tritt heute im Blick auf die dicht dokumentierte Kulturüberlieferung die Diskontinuität und Ungleichverteilung der Produktion anschaulicher Gestaltungen hervor. Dazu gehören die weit gehende Verschiedenartigkeit des anschaulichen Gestaltens allein in den letzten 1000 Jahren aber auch die Tatsache, dass es Perioden des Unverstands und der Objektzerstörung, dass es Zeiten und ganze Kulturen ohne die Produktion entsprechender Anschauungsobjekte gab. Dass diese, wo sie auftrat, auf spezifische Gruppen begrenzt war, und dass auch innerhalb der modernen westlichen Kultur die Mehrzahl der Menschen ohne die ästhetischen Erlebnisse des sekundären Kulturkonsums (Museumsbesuch, Kunsttourismus) auskommt, widersprach der traditionell angenommenen Selbstverständlichkeit entsprechender Produktionen und Betrachtungsbedürfnisse. Dass „Kunst“ etwas allgemein Menschliches sei, was es immer gegeben habe, war nicht mehr sicher.

Nachdem die Annahme einer ästhetischen Naturveranlagung der Menschen, wie sie vom weltgeschichtlichen Begriff „der Kunst“ impliziert wird, nicht verifizierbar ist, waren die Entstehung der bewunderten Bauten, Figuren und Bilder und die faszinierenden Entwicklungen ihrer Gestaltungsformen im Fortgang der verschiedenen Kulturen auf der Grundlage gesellschaftlicher und kultureller Bedingungen neu und geschichtlich fundiert zu erklären. Die behauptete „Autonomie der Kunst“ war in diesen Erklärungszusammenhang als aus bestimmten Gründen vermeintes Phänomen einzuordnen.

7.3 Risse im Gebäude „der Kunst“

Ungeachtet der theoretischen Bedenken gegen die Annahme einer universalen und zeitlos zugänglichen „Kunst“ ist diese in den Köpfen der heutigen Menschen eine kulturelle Realität und ein kaum auswechselbarer Teil ihrer Wirklichkeit. Diese begegnet in den zahlreichen so benannten geschichtlichen Artefakten und der Auffassung von geschichtlichen Entwicklungen, wie auch in den gegenwärtigen Handlungen, Normen, Rollen und Institutionen. Dieser ontologische, seine Gegenstände elementaren menschlichen Reaktionen zuordnende Begriff wird subjektiv zwar unterschiedlich zugeordnet, aber die begriffliche Marke „der Kunst“ ist so tief in den Begriffen und Alltagsvorstellungen verankert, dass eine alternative Beschreibung der Entstehungsgeschichte vergangener oder gegenwärtiger Ausdrucksgegenstände erst einmal sprachlos ist. „Ich verstehe, was Sie meinen, aber ich habe jetzt 50 Jahre lang den Begriff „Kunst“ verwendet und werde für den Rest meines Lebens damit noch durchkommen“, kommentierte eine Universitätskollegin meine Begriffskritik.

Gegenüber allgemeinen und unscharfen Vorstellungen ist eine Argumentation schwer. Dennoch legt der schillernde Begriff „der Kunst“, so wie er in der Moderne in der Einzahl gebraucht wird, die anschaulichen Produktionen verschiedener Zeiten und Kulturen auf eine prinzipielle Gemeinsamkeit fest, nämlich auf ein „ästhetisches Erleben“. So charakterisierte der Kunsthistoriker Erwin Panofsky ein Kunstwerk als einen „vom Menschen angefertigten Gegenstand“, der „ästhetisch erlebt werden will“ (Panofsky 1978, 19). Gemeint ist damit eine allein auf Erfahrungen des Ausdrucks und der gestalterischen Erfindung gerichtete Qualität. Diese zu erreichen musste entsprechend die Absicht und besondere Fähigkeit der jeweiligen „Künstler“ gewesen sein. So wurden seit Beginn der Moderne die spontan als ästhetisch eindrucksvoll aufgefassten Gestaltungen aller Kulturen und Epochen als Gegenstände zur ästhetischen Erlebnisvermittlung gedeutet.

Doch in den letzten Jahrzehnten wurde ausgerechnet durch Ergebnisse des Faches Kunstgeschichte die Gemeinsamkeit der ästhetischen Ausdrucksgegenstände in Frage gestellt. Die zunehmend verdichteten Forschungsbefunde zu den geschichtlichen Inhalten, Darstellungsformen, Auftrags- und Herstellungsumständen vieler und sehr bekannter „Kunstwerke“ machen deren Sinnggebung für ästhetische Erlebnisse unwahrscheinlich.

Welche Heiligendarstellung, auf deren Rahmen bis heute noch „OPN“ („Ora pro nobis“ = „Bete für uns“) steht, wollte als ästhetische Ausdrucksleistung erlebt werden? Die Formulierungen vieler Auftraggeber und Betrachter in früheren Jahrhunderten drücken Ähnliches aus wie der Widmungstext des Malers Duccio di Buoninsegna auf dem 1311 abgelieferten Hochaltarbild des Domes von Siena. Angebracht auf der Kante des Thronsockels der Maria besagt er: „Heilige Mutter Gottes, sei Du die Urheberin des Friedens in Siena und gewähre dem Duccio (langes) Leben, der Dich so (außerordentlich schön) gemalt hat (Belting 1992, 456, Anm.98). In dieser Herbeirufung des Urteils der überweltlichen Gottesmutter über das ihr 1260 vor der bedrohlichen Schlacht von Montaperti gelobte und nun als aufwändiger Bildapparat ausgeführte Votivbild waren „ästhetisch“ die zur Wahrnehmung und Auszeichnung des überweltlichen Charakters eingesetzten Mittel, aber nicht die Intention der Visualisierung. Weder Duccio noch seine Auftraggeber wollten der Maria einen „Kunstgenuss“ bereiten. Diese Absicht konnte auch nicht gegenüber den Auftraggebern und Betern bestanden haben, für die jede Ablenkung von der mit Gold und teuersten Farben manifestierten Gegenwart der Heilsmittlerin ein Sakrileg gewesen wäre.

Die Vorstellung des primär oder doch deutlich und erfolgreich auf die ästhetische Wirkung bedachten „Künstlers“ vertrug sich nicht mit den Nachrichten der Archivdokumente, zu Auftraggebern und Stiftungsanlässen, zur ursprünglichen Bewertung und Verwendung. Ebenso widersprachen ihr die Befunde der restauratorischen und naturwissenschaftlich-technischen Untersuchungen, die in den vergangenen vier Jahrzehnten angestellt worden waren. Diese ließen Einblicke in die handwerkliche Produktion der Maler- und Bildhauerwerkstätten, in die Arbeitsdelegation und schematischen Arbeitsprozesse, in die Anteile wenig talentierter Gehilfenarbeit, aber auch in den hohen Prozentsatz kopistischer Fertigungen zu.

Der Kunsthistoriker Hans Belting formulierte die Konsequenzen aus dieser Beweislage „Im Mittelalter ist das Bild, ob am Bau, am Kultgerät oder im Buch, ... fest mit Funktionen verbunden, die über den Radius der ästhetischen Erfahrung hinausweisen ...Es bedarf hier eher der Rechtfertigung, von Kunst allein zu sprechen, als die Integration des Bildes in einen größeren Kontext zu begründen“ (Belting 1985, 192). Er bestritt damit den Darstellungen bis ans Ende des Mittelalters die gestalterische Ausrichtung auf den ästhetischen Genuss. In der Konsequenz daraus schlug er vor, von einer „Ära der Bilder“ zu sprechen, die erst in der Zeit der Renaissance und der Reformation von einer

neu anbrechenden „Ära der Kunst“ abgelöst wurde. Diese Feststellung wird vom Untertitel seines 1985 veröffentlichten Buchs ausgedrückt: „Bild und Kunst, Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst“ (Belting 1992).

Beltings Unterbrechung der bisher kontinuierlich verstandenen Geschichte „der Kunst“ stand nicht allein. „L’histoire de l’art est terminée“ hieß Hervé Fischers Veröffentlichung 1978; „Das Ende der Kunstgeschichte?“ hieß 1983 Beltings Münchner Antrittsvorlesung; „Kunst nach dem Ende der Kunst“ wurde ein Aufsatzband von Arthur C. Danto überschrieben, der an dessen 1984 erstmals veröffentlichte Thesen vom Ende der Kunstgeschichte erinnerte (Fischer 1978, Belting 1995, Danto 1996).

Doch mit der Proklamation einer weltgeschichtlichen Bruchstelle erlosch das Interesse der genannten Autoren. In keiner ihrer Veröffentlichungen und in keiner anderen kunsthistorischen Publikation wurde das historische Problem weiterverfolgt, das sich in der Kategorisierung der geschichtlichen Objekte neu auftat. Wie waren diese einzustufen: als „Kultbild“ *oder* „Kunst“, als alte „Kunst“ im Sinne der *vor-modernen* „Künste“ *oder* als ganz neue, weltverbindende „Kunst“? Genau so offen blieb die Beschreibung der Entwicklungszusammenhänge: als solche „der Kunst“ *oder* wovon, wenn es diese irgendwann noch nicht oder nicht mehr gab?

Keiner der Autoren rührte an die Vorstellung des Menschheitsanliegens „Kunst“. Es war, als ob Kolumbus und seine beiden Mitkapitäne nach einem ersten Salut ihre Schiffe in Sichtweite der Bahamas wieder nach Osten abgedreht hätten. „Das Ende der Kunstgeschichte bedeutet nicht, dass die Kunst oder die Kunstwissenschaft an ihrem Ende angelangt wären“. Sondern „die autonome Kunst suchte sich eine autonome Kunstgeschichte, die nicht mit der übrigen Geschichte kontaminiert war“ (Belting 1995, 22-23). In einer solchen außergeschichtlichen Rede verliert der gerade gefasste Gegensatz der Epochen (von „Kult“ und „Kunst“) seine Bedeutung. Dabei wäre hier mit konkreten Fragestellungen einzusetzen gewesen: Woher und warum kam es zu „der Kunst“? Belting hatte verschiedene Zäsuren zwischen der Epoche darstellender Bildlichkeit und der einer ästhetischen Erlebnisvermittlung benannt. So sprach er davon, das in der Renaissance entstehende „Sammlerbild“ habe „erstmal den Nachdruck auf die ästhetische Funktion und die künstlerische Invention“ gelegt (Belting 1985, 190).

Geht man diesen tatsächlichen Veränderungen genauer nach, dann waren im 16. und 17. Jahrhundert die Tafelbilder zwar noch einheitlich themenbezogene Darstellungen, aber in den Stilleben von Chardin und anderen Gemälden des 18. Jahrhunderts hätte sich das

Ausklinken sinnhafter Bezüge zugunsten ästhetischer Arrangements verfolgen lassen. Die zunehmend beachtete bildschöpfende „Invention“ blieb bis ins 18. Jahrhundert eine solche der verbindlichen Vermittlung von Geistigem und Idealem und änderte sich erst mit dem Fiktivwerden der Darstellung. Den zur Bildausstellung dienenden „Tempel der Kunst“ und den Erfahrungshintergrund der „Kunstgeschichte“, die Belting bereits im 16. Jahrhundert geltend machte (Belting 1992, 511), gab es in diesem Anspruch erstmals mit dem 1753 gegründeten British Museum und dem 1793 der Allgemeinheit geöffneten Louvre, insbesondere in dessen Erweiterung durch die Beutezüge der Napoleonischen Zeit. Die „gefüllten Wände der Bilderkabinette“, in denen eine Malerei nach „Schlüsselwerken von Gattungen und Künstlern“ präsentiert ist (Belting 1992, 510), gab es nicht in den Galerien des 16. oder 17. Jahrhunderts, so wenig wie das Kennertum, das diese Schlüsselwerke ausgelesen hätte. Dieses hatte seine Vorläufer in den „Unterhaltungen“ André Félibiens, die 1666 erstmals veröffentlicht wurden (Félibien 1725) und in den Bewertungsübersichten von Roger de Piles (Roger de Piles 1681, 1699 und 1708) sowie in dem „Essay on the Art of Criticism“ von Jonathan Richardson dem Älteren und dem Jüngeren (Richardson 1719). So, wie Fischer von Erlachs „Historische Architektur“ (Fischer von Erlach 1721) ein erster Überblick war, war dies auch Winckelmanns geschichtliche Ordnung der antiken Skulptur (Winckelmann 1764). Die genannten Werke haben die Konturen geschichtlicher Verläufe und Zusammenhänge erstmals entworfen; davor war eine „Kunstgeschichte“ so wenig denkbar wie ein „Zeitalter der Kunst“.

Der aufregende Veränderungsprozess, der die Bindung der Bilder und Bildwerke an den religiösen „Kult“ aufhob und jene stattdessen als Gegenstände des ästhetischen Genusses entdeckte, der sie als verbindliche Darstellungen diskreditierte und ihnen in der Moderne als Fiktionen neues Interesse sicherte, war an den historischen Beispielen erst noch nachzuzeichnen.

7.4 Das Sinnverstehen visueller Gestaltungen

Aber was war das für eine Geschichte *vor* der Entdeckung der uns geläufigen „Kunst“ und Kunstgeschichte? Welche Sinnggebung bedingte die Entstehung der *vor*-modernen Bauten, Bildwerke und Bilder und welche Veränderungsprozesse wirkten auf diese ein? Welche Entwicklungen ließen diese in das Zeitalter „der Kunst“ einmünden? Und wie ließen sich die so kontinuierlichen und immer wieder eng zusammenhängenden Entwicklungen erklären, die an der Abfolge der Objekte in allen Kulturen ablesbar waren?

Die Kunstgeschichte und ihre Nachbarwissenschaften gingen und gehen bis heute von einer übergreifenden anthropologischen Realität „der Kunst“ aus, einschließlich unberechenbarer Richtungsänderungen und dem Auftauchen von Gestaltungen, die neuartig „Kunst“ sein können. Es gab für sie verschiedene Arten von „Kunst“ – und alle diese Arten waren letztendlich „Kunst“. „Genau genommen gibt es ‚die Kunst‘ gar nicht. Es gibt nur Künstler. Einstmals waren das Leute, die farbigen Lehm nahmen und die farbigen Umrisse eines Büffels auf eine Höhlenwand malten“. Mit diesen Worten beginnt die 1950 erstveröffentlichte und in vielen Sprachen und Auflagen bis heute neuaufgelegte „Geschichte der Kunst“ von Ernst H. Gombrich (Gombrich 2000, 15). Anders in der Formulierung, aber identisch in der weiten Rahmenannahme „Kunst“ formulierte Hans Belting: „Es gibt offenbar bestimmte Sequenzen, die unter der ‚Einheit des Problems‘ stehen. Sie erreichen einen Stand der Dinge, an dem sich das Problem ändert und die sukzessiv ausgebildeten Lösungen selbst zum Problem werden oder neue Probleme erzeugen. Die eine Sequenz schlägt in eine andere um“ (Belting 1978, 125). Wenn ähnlich in Hinblick auf die Identifizierung von Werken „der Kunst“ festgestellt wurde, dass „die kunstgeschichtlichen Gegenstandsbereiche sich immer neu konstituieren“, und dass die Prüfungsprozesse, ob sie Kunst sind oder nicht, „im Grunde nie aufhören“ (Warnke 1986, 19), dann handelte es sich nicht mehr um geschichtliche und geschichtlich nachvollziehbare Beschreibungen, sondern solche der als irrational eingestandenen Dynamik „der Kunst“.

Ich wollte aus dieser Verstrickung in „Black-Box“-Theorien herauskommen und erfahren, welche nachvollziehbaren Bestimmungsmöglichkeiten von Handeln, gerade auch in fremden Kulturkontexten, es gab. Ich suchte historisch begründbare Klärungen der jeweiligen Ausdruckszusammenhänge und vor allem eine Methodologie, nach der ich einheitlich vorgehen konnte. Diese fand ich in den Seminaren und Texten zur soziologisch fundierten Theorie des Verstehens, der „Verstehenden Soziologie“.

Seit Max Weber und George Herbert Mead war das Verstehen von Handlungen gebunden an die Erfassung des Handlungssinns und der Handlungsperspektiven der Handelnden. Walter Bühl hatte in Anknüpfung an Alfred Schütz und Edward Tyriakian als Bedingung des historischen Sinnverstehens darauf aufmerksam gemacht, dass die „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (die Typen und Begriffsbildungen des beschreibenden Wissenschaftlers) weitestmöglich die „Konstrukte erster Ordnung“ (die Typifikationen und Begriffsbildungen der Handelnden im sozialen System selbst) berücksichtigen müssen (Tyriakian 1963, 177, Bühl 1972, 40). Diese letzteren, „existenziellen Typen“

bezogen sich dabei auf die handlungsleitenden Vorstellungen, die faktisch wirksamen Wertideen in den historischen Situationen. An diese können wir uns über die Kenntnis der historischen Zwecke und Zweckzusammenhänge als einem intersubjektiv geteilten Handlungssinn annähern (nicht auf die subjektiven Ausdrucksintentionen jeweiliger Maler, Bildhauer oder Baumeister, auf die kein rationaler Zugriff möglich ist. Selbst gelegentlich überlieferte individuelle Äußerungen von Handelnden der Vergangenheit befreien uns nicht von der Einrechnung der geschichtlichen Sinnkontexte, von denen jene ein Teil waren).

Diese Primärforderung an das geschichtliche Verstehen bildete eine klare Basis für meine Überlegungen. Der Begriff „Kunst“, so wie er auch im Namen meines Herkunftsfachs „Kunstgeschichte“ enthalten war, bezeichnete in der modernen Welt, aber ausschließlich in dieser, einen Gegenstand, „der ästhetisch erlebt werden will“ (Panofsky 1978, 19). Mit dieser Intention der Erzeugung ästhetischer Ausdrucksgebilde konnte ich daher nur die Gegenstände und Gestalter verbinden, für die diese handlungsleitende Absicht zu begründen war. Sie konnte nicht auf anders gemeinte Gestaltungen, etwa die Verbildlichungen zu Zwecken der Andacht oder der Belehrung, übertragen werden. Das bedeutete, sie deckte nach allem, was sich in Erfahrung bringen ließ, die *vor*-moderne Produktion nicht ab, die den Grundbestand unserer anschaulichen Kulturzeugnisse ausmacht und die wir in allen Büchern und Reiseprospekten als „Kunst der Welt“, „Weltkulturerbe“ oder „Klassische Kunst“ vorfinden.

Diese Folgerung war unabweisbar. Sie begrenzte schlagartig die Auswahl der geschichtlichen Gegenstände und unterband die Kategorisierung von intentional undurchschauten Gestaltungen als „Kunst“. Sie wies solche Spontanidentifizierungen als unerlaubten Vorgriff nach und eröffnete eine Reihe neuer Fragen: 1. Was war die große Menge der *vor*-modernen visuellen Schöpfungen, wenn nicht „Kunst“? Deren jeweiliger Handlungssinn war anhand des Wissens über den Handlungskontext neu zu typisieren, wobei abzugrenzen war, welche Sinntypen wo und wie lange galten. 2. Wenn die kontinuierliche, gesetzmäßig erscheinende Entwicklung der Gestaltungsformen vor der Moderne (die bisher als „Stil“-Entwicklung von „Kunst“ gedeutet worden war) nicht die bisher angenommene autonome Geschichte „der Kunst“ war, was hatte dann stattgefunden? Dies war anhand der Veränderungsanalyse zeitlich aufeinanderfolgender Gestaltungsobjekte aus den Theorien sozialen und kulturellen Wandels abzuleiten. 3. Was war „die Kunst“ der Moderne, woher kam sie, wenn es zuvor „die Kunst“, auf deren Kontinuität sie sich berief, nicht gegeben hatte? Das erforderte eine geschichtliche Beschreibung der

Darstellungszwecke und ihrer Veränderung. Die Entstehung neuer Vermittlungsbedürfnisse war mit der möglichen strukturfunktionalen Typisierung des geschichtlichen Wandels abzugleichen. 4. Welche übergreifende Entwicklung verband die *vor*-modernen, *vor*-ästhetischen Produktionen mit denen der Moderne? Beide dienten verschiedenen Darstellungszwecken. Ihre Abfolge war im Rahmen einer Theorie des Kulturwandels zu erklären: als Objektivierung von Tradition, als Differenzierung des Symbolsystems, als Wandel bestimmter Bestände des Wissens und Denkens.

Die Wesensannahme „Kunst“, soviel war eindeutig, war von den historischen Befunden nicht gedeckt. Sie war, wie bereits festgestellt, in den dokumentierbaren Fällen der *vor*-modernen Gestaltungen unwahrscheinlich geworden, da dort Darstellungszwecke und -Motivationen aus der geschichtlichen Situation heraus plausibel waren. Sie war aber auch für die zweieinhalb Jahrhunderte der Moderne fragwürdig, die sich aus der Tradition der *vor*-modernen Produktionen ableitete und sich mit dieser inhaltlich und formal auseinandersetzte. Die Verallgemeinerung zu einem unbewussten Schöpfungsbedürfnis „Kunst“ hinter den geschichtlich definierbaren Gestaltungsanliegen war eine geschichtlich haltlose Spekulation. Bevor ich auf einer so unwahrscheinlichen Grundlage weiterdachte, musste ich ideologiekritisch fragen, wie und in welchem Zusammenhang die Annahme der universalen „Kunst“ entstanden war.

Damit war der Gedankengang meiner Untersuchung anhand der oben gestellten Fragen klar. Eine Alternativbeschreibung der *vor*-modernen Produktionen konnte deren Entwicklung verständlich machen. Aus der heuristischen Bewährung einer solchen Entwicklungshypothese war der Umschlag in die anschauliche Produktion der Moderne deutbar, wobei die heuristische Tauglichkeit dieser Deutung an der Erklärung der bisher unerklärten Phänomene, wie der Stil-, Ismen-, Gattungs- und Formwechsel, zu bewähren war. Mit diesen Phänomenen entfiel die Hauptbegründung für die Annahme der „Autonomie“. Ergänzend ließ sich die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Theorie „der Kunst“ nachzeichnen.

7.5 Eine geschichtliche Typisierung

Wie sah die Welt der wunderbaren Bauwerke, Figuren und Bilder aus, wenn ich die Brille „der Kunst“ ablegte? Ich greife dabei auf Beispiele aus meiner kunsthistorischen Dissertation zurück (Grimm 1972). Die dort behandelten Bildnisse des niederländischen Malers Frans Hals, gefertigt zwischen 1611 und 1666, stellten sich mir in verschiedener

Bedeutung dar, je nachdem, ob ich sie traditionell in der Identifizierung als „Kunst“ und als überzeitliche Kulturwerte, oder als Sinnkonstrukte aus vergangenen Handlungssituationen und Dokumente einer inzwischen ungültigen geschichtlichen Bildwelt begriff.

In den Kunstmuseen der Gegenwart nahmen und nehmen Hals' Bilder einen herausgehobenen Rang als zeitlose Geniewerke, als hochversicherte, für Millionensummen erworbene Zeugnisse einer besonderen Epoche unserer Kultur und der Entwicklung der europäischen Malereigeschichte ein, nicht zuletzt in der scheinbaren Vorwegnahme von Elementen des späteren „Impressionismus“. Dieser hohe Rang war diesen Werken – und ähnlich denen Rembrandts und vieler anderer – seit dem späten 19. Jahrhundert aufgrund ihrer spontan wahrgenommenen Ausdrucksqualität zugesprochen worden.

Diese Einschätzung basierte auf der Theorie eines eigenen kunst-ästhetischen Kommunikationszusammenhangs und einer von den historischen und kulturellen Umständen abgehobenen, eigenständigen kunstgeschichtlichen Entwicklung. Sie nahm ästhetisch wahr, d.h. nach dem Ausdrucks- und Verwendungsverständnis der modernen westlichen Kultur. Beschränkte ich mich jedoch auf eine eng am geschichtlichen Entstehungskontext und den Perspektiven der geschichtlichen Akteure bleibende Sinnbeschreibung, dann fand ich etwas Bilderbuchhaftes und Kurioses vor, das mit einer heute unvorstellbaren, naiv anmutenden Standesrepräsentation und den Selbstdarstellungsinteressen der Mitglieder der Führungsschicht einer frühneuzeitlichen europäischen Handels- und Gewerbestadt zu tun hatte. Haarlem hatte 1622 bereits die Einwohnerzahl von 40 000 überschritten und bildete ein primär von Leinenproduktion und -Handel, Bierbrauereien, Seifensiederei und Schiffbau lebendes, sehr selbstbewusstes Gemeinwesen. Obwohl dieses in engem Austausch mit dem nahen Amsterdam stand, war es für seine Einwohner eine eigene Welt. Die von mir ausgewählten Objekte waren in einer deutlich niederländischen, aber teilweise auch erkennbar lokal-haarlemischen Darstellungstradition ausgeführte Einzel- und Gruppenbildnisse, die für herausgehobene private und öffentliche Platzierungen im Auftrag gefertigt worden waren. Sie waren für die Versammlungshäuser der Schützenkompanien, die Empfangs- und Tagungsräume in Rathäusern und Gildehäusern und in karitativen Einrichtungen (wie dem St. Elisabeth-Hospital oder dem Altmännerhaus) sowie für die Aufhängung in privaten Repräsentationsräumen der an der Spitze der Stadtgesellschaft stehenden Bürger bestimmt.

In ihrer Ausführung waren diese Bilder Zeugnisse eines hochstehenden und angesehenen, von teilweise sehr bildungsbeflissenen Meistern geübten Handwerks, das beanspruchte, unter die „freien Künste“ (wie Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik)

gerechnet zu werden. Hals war ein in seiner Vaterstadt Haarlem – und nur in wenigen Bildnisaufträgen über deren Grenzen hinaus – geschätzter Vertreter seines Gewerbes, das von einer ganzen Reihe von Meistern mit ihren Werkstätten betrieben wurde. Allein in Haarlem erhielten in der Hauptschaffenszeit Hals' fünf andere Porträt- und Figurenmaler (Pieter Soutman, Pieter Fransz. de Grebber, Johannes Verspronck, Hendrick Gerritsz. Pot, Jan de Bray) gleichbewertete Aufträge, einige davon in vermutlich vergleichbarer Zahl. Alle diese Maler waren organisiert in der vom Stadtrat kontrollierten Sankt Lukasgilde, zu der neben zahlreichen Malern – 1634 sind 58 selbständige Meister als Gildenmitglieder registriert – auch die Bildhauer, Kupferstecher, Glasschneider, Architekten und Orgelbauer, aber auch die Laternenhersteller und Austräger gehörten (Temminck 1983, 17; Hofrichter 1983, 29; Van Diepen/Snethlage 1990).

Die für eine handwerkliche Bezahlung hergestellten Bildnisse waren nicht für (damals noch nicht erfundene) Museen und den „Kunst“-Genuss eines anonymen Publikums intendiert, sondern für die anschauliche Manifestation des gesellschaftlichen Ranges und der geistigen Bedeutung von Statusträgern innerhalb einer ständisch gegliederten Gesellschaft von Stadtbürgern. Das von Max Weber beschriebene kalvinistische Erwähltheitsdenken fand hier seine sichtbare Form. Einer der von Weber zitierten Kronzeugen dieser lebensprägenden Ethik, der in Utrecht und Leiden wirkende Theologieprofessor Johannes Hoornbeek, wurde 1645 von Hals mit der Bibel in der Hand gemalt (Grimm 1972, 178). Hals' Standesporträts waren in ihrem Entstehungskontext zu begreifen als Medien einer eigentümlichen, seit der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts in Frage gestellten Kommunikation von Ansprüchen politischer Macht und gesellschaftlichen Status'. Es waren erinnernde und heraushebende Darstellungen, mit den Mitteln anschaulicher Verklärung und illusionistischer Suggestion.

Was Hals' Schöpfungen vor denen seiner Konkurrenten auszeichnete, war – aus heutiger Sicht – die „Frische“ und Einprägsamkeit des Gesamteindrucks seiner Bilder, die sich mit den schlagend beobachteten Momenteindrücken seiner Modelle verband. Diese Charakteristika traten in einer Reduktion hervor, die in einer scheinbaren Momentaufnahme wenige besonders eindruckliche Gesichtszüge hervorhob und das Erscheinungsbild auf eine silhouettenartige Typik mit hervorgesteigerten Farbakzenten vereinfachte. Mit dem für ihn so typischen, skizzenhaft-unverrieten Farbauftrag erzeugte Hals' streifige, wie in der Bewegung aufgefangene Wahrnehmungscharaktere, die aber zielsicher den Merkspuren der psychologischen Perzeption entsprachen. Diese hervorgehobenen Elemente eines subjektiven Betrachterbewusstseins wurden aus der reflektierten

Wahrnehmung der Moderne gewürdigt, jedoch nicht von den Zeitgenossen, unter denen sich außerhalb des unmittelbaren Schülerkreises von Hals keine Nachahmer fanden.

Der spätere Verlust vieler Bilder Hals' (ich schätze deren Menge anhand der zur Lebensführung des Malers notwendigen Produktion und aus der Kenntnis von dichter überlieferten Werkgruppen aus einzelnen Jahren auf das Vier- bis Fünffache des heute Erhaltenen), die zahlreichen nachträglichen Eingriffe in Form von Formatveränderungen, Verkleinerungen und Teilübermalungen, auch die Beschädigungen der großen Schützenbilder in den Schützenhäusern zeigen einen rund zweihundert Jahre fortdauernden, auf das allmähliche Verblässen der ursprünglichen Zwecke bezogenen Umgang mit Hals' Schöpfungen.

Die modernen Bewunderer Hals' haben wiederholt gefragt, warum dieser mitreißende Beobachter nicht seine Frau und seine Kinder gemalt habe, bzw. warum er die gelegentlich von ihm für „Sittenbilder“ zum Modell genommenen Typen aus dem Volke („Zigeunerin“, „Peeckelhaering“, „Mulatte“, „Malle Babbe“, lachende Kinder) nicht ordentlich porträtiert, sondern nur skizzenhaft als Darstellungen der Temperamente und fünf Sinne verwendet habe. Dies war im Sinne des 19. und 20. Jahrhunderts gedacht, als Maler sich nach eigenem Belieben Vorlagen für die Demonstration ihres Ausdruckskönnens wählten. In Hals' Welt wurde das damals „Bedeutende“ festgehalten. Entsprechend lieferten die skizzenhaften Bildstudien der ihren Sinnen freien Lauf lassenden Volkstypen Exempla für die menschliche Vergänglichkeit und damit Gegenbilder der Bildnisse von „Erwählten“. Sie waren so belehrend-erfreuende Anschauungsgegenstände zur Ausstattung bürgerlicher Wohnräume.

7.6 Eine Repräsentation der geistigen Wirklichkeit

Diese kritische Sinnbeschreibung lässt uns über ein glaubwürdigeres Bild der kulturellen Situation hinaus etwas Grundsätzliches erkennen: Die Sinnbindung der anschaulichen Objekte lässt diese nicht als wertfreie „Kunst“, sondern als Kommunikationsmedien begreifen, die aus dem jeweiligen Bedeutungsrahmen von Darstellungsformen und Verwendungen heraus Einsichten vermitteln. Sie sind der Wirklichkeit eine Stufe näher als bloße „Abbilder“ der äußerlichen Erscheinung, da sie verbindliche Erkenntnisse vermitteln. Sie sind auch nicht nur „künstlerisch“, als von der Alltagswahrnehmung abgehobene Ausdrucksgebilde (wie die ästhetischen Objekte der Moderne) zu begreifen, sondern

sie schlagen eine Brücke zur umfassenden Wirklichkeit. Sie machen Aspekte dieser höheren Wirklichkeit sinnlich erfassbar.

Seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist die Wahrnehmung in unserer Kultur jedoch streng auf die Augenwirklichkeit begrenzt. Dadurch ist eine symbolische Veranschaulichung von geistigen Zusammenhängen und übersinnlichen Qualitäten unangemessen und unkommunizierbar geworden. Als Menschen der Moderne haben wir deshalb Schwierigkeiten, die vorher gültige Wahrnehmung nachzuvollziehen. Deren Formen anschaulicher symbolischer Vermittlung können wir uns in einer ersten Verständnisebene so denken wie gelungene Schnappschüsse von sonst schwer zugänglichen Motiven. Sie machen den in ihren Zuständigkeitsbereich fallenden Ausschnitt der Wirklichkeit – d. h. die längste Zeit den der unsichtbaren Überwirklichkeit – vorstellbar, und sind darin Elemente der Wissens- und Kommunikationsordnung einer Kultur, an der sie mit und neben anderen Formen der Wirklichkeitsrepräsentation beteiligt waren.

Es war Nelson Goodmans Buch über die „Sprachen der Kunst“ (Goodman 1973, 38-42), das die Formel der „Wirklichkeitsrepräsentation“ entwickelte, die den Darstellungs- und Gestaltungsvorgang als bildliche Argumentation und damit als sinnhaftes Vorgehen beschreiben lässt. Gerade weil die Bau-, Figuren- und Bildwelt vor der Aufklärung zentrale Inhalte der Wirklichkeitsdeutung – und zwar einer unbezweifelten, kulturweit verpflichtenden Lehre von Gott und der Schöpfungsordnung (oder von den Göttern und Geistern in anderen Kulturen) bis hin zu den verallgemeinerten kosmischen Charakteren, die in profanen Landschaften und Stilleben aufschienen – zu manifestieren hatte, lässt sie sich als sinnvermittelnde Tätigkeit verstehen. Sie machte Aspekte der immergültigen höheren Wirklichkeit anhand von besonders qualifizierten Motiven und Darstellungsformen erlebbar.

Goodmans Erklärungsschema der „Darstellung als“ machte die Funktion der vordergründigen Darstellungsgegenstände klar, die erst durch die visuell mit ihnen verbundene – von uns heute nur aus dem historischen Wissen dechiffrierbare – symbolische Erscheinungsqualität „als“ etwas Transzendentes, Bedeutendes erlebbar und darstellenswert wurden. Es ging um die Vermittlung dieser symbolischen Qualität. Die Arrangements von assoziationshaltigen Mahlzeitsgegenständen, die Ereignisszenen der biblischen Geschichte, die durch Kleidung, Habitus und Gestus ausgewiesenen Rollenträger der eigenen Gesellschaft: sie waren Motivsubstrate, die durch Heraussteigerung der an ihnen sichtbaren symbolischen Charaktere zu belehrenden Stilleben und „Historien“

sowie bedeutungsvermittelnden Porträts wurden. Als solche fanden sie ihre erzieherischen und dokumentarischen Plätze in den gehobenen Hauseinrichtungen.

In einem solchen Sinne beschränkte sich die Bildnismalerei des Frans Hals ebenso wie die von Rembrandt und anderen nicht auf ein gefälliges Abbilden von Personen oder anderen Wirklichkeitseindrücken, auch nicht auf die Herstellung von ästhetischen Erlebniseinheiten, sondern sie hob das Erscheinungsbild der privilegierten und sich selbst verewigen wollenden Auftraggeber in eine damals wahrnehmbare höhere Sphäre. Sie rückte jene in objektive Bedeutungsperspektiven und „ins rechte Licht“ und steigerte ihr Erscheinungsbild durch die Herausarbeitung von kosmisch und sonst wie aufgefassten Form-, Licht- und Farbqualitäten. Sie war dabei aus der selben Optik heraus unternommen wie die normale Augenwahrnehmung, allerdings ausgerichtet auf die Spuren des Phänomenalen, Einzigartigen, die damals wahrnehmbar waren.

Die erwähnten Bildnisse des 17. Jahrhunderts ließen sich so als symbolisch verdichtete Wahrnehmungen von bedeutungstragenden Individuen der damaligen Welt bezeichnen. Diese Wahrnehmungskonzentrate können nicht als einsame „Würfe“ ihrer Verfertiger, als individualistische Entäußerungen (wie die nachmaligen Werke „der Kunst“) verstanden werden, sondern sie standen in Kontexten, in denen sie als Herausarbeitung sichtbarer „Erhabenheit“ eine Signalfunktion wahrzunehmen hatten. Und sie waren deswegen auch keine guten Werke ihrer Hersteller (wie die Schöpfung eines „Kunstwerks“), sondern unterschiedlich, und bisweilen ganz hervorragend gelungene Plädoyers für die (zweifelhafte) Imposanz ihrer Auftraggeber. Ihre beeindruckende Qualität diente der Manifestation der moralischen wie geschichtlichen und heilsgeschichtlichen Berufung lebender Menschen mit Mitteln der Bühneninszenierung, insbesondere der Lichtregie (die vor allem die Gesichter über den breiten weißen Krägen im Wortsinne „erleuchtet“ erleben ließ). In einer Zeit, deren wenige bildliche Medien mühsam von Hand hergestellt wurden, besaß die überzeugend erzielte Illusion eine suggestive Kraft, die von keinem anderen Medium relativiert wurde (Hals' Stellung in diesem Kontext ist insofern neuerlich bemerkenswert, als seine Porträtwiedergaben die starren Posen als launige Auftritte herunterspielen und seine Erfassung der hoheitsvollen Modelle auf betont momenthafte, aus dem Zufall mögliche Posen und Gesten und eine skizzenartige Aufzeichnung komprimiert ist. Was wir als modern im „künstlerischen“ Sinne registrieren, hat eine kritische Bedeutung im Rahmen des damaligen Mediums).

Die derartig symbolische, auf Geistiges gerichtete Wahrnehmung von anschaulichen Repräsentationen war nach allem, was wir feststellen können, weder bei den Malern

noch beim Publikum durch die Brille eines speziellen „Kunst“-Verständnisses gefiltert (wie heute bei uns). Sie stand im Einklang mit der übrigen Wahrnehmung als ein normales und unbewusstes Aufnehmen von Seheindrücken, deren symbolische Bedeutungscharaktere aus der jedem vertrauten Konvention identifiziert wurden. Aus der kulturellen Distanz fallen uns die Maler auf, die wie Hals oder Rembrandt ihre Bedeutungshervorhebung besonders schlüssig aus Aspekten und Konfigurationen der Trivialbeobachtung hervorgehen ließen. Was uns an der alten Architektur, Skulptur und Malerei eindrucksvoll erscheint, rührt aus dieser didaktischen Ableitung der Erscheinungsformen; es wäre falsch, es als „künstlerisch“ im Sinne ästhetischer Wirkungsabsichten zu verstehen.

Der Vergleich mit den Darstellungen in anderen Motivbereichen der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts – etwa von Historienbildern, Sittenbildern, Landschaften und Stilleben – lässt diese symbolische Qualität dort genau so erkennen. Ein „Stilleben“ von Willem Kalf (1622-1693), oder eine „Landschaft“ von Jacob van Ruisdael (1629-1682) machen das Dargestellte stets zum Vehikel besonderer Erfahrung. In den Bildern Ruisdaels ist es die Hervorhebung der bewegten Elemente Wasser, Erde und Luft, sowie der Wolkenschatten und Lichtdurchbrüche (Licht, auch mit dem Feuer assoziierbar, war eine sichtbare metaphysische Materie). Das im Licht aufschäumende Wasser und die Gegenüberstellungen abgestorbener und belaubter Bäume, aber auch von Ruinen gegenüber lebendigen Naturerscheinungen ziehen sich als Naturschicksale und Vergänglichkeitshinweise durch fast alle seiner Werke. Ähnlich sind die immergleichen Sinnenverführungs- und Mahngegenstände (der teure Muschelpokal und der Silberbecher gegenüber dem Salzgefäß, der aufgeschnittenen Zitrone, der Taschenuhr und dem Weinglas mit Brötchen) in den Stillebenarrangements zusammengestellt. Entsprechend wirken diese Kompositionen aus Stereotypen in Sammelausstellungen für moderne Betrachter oft monoton.

Man kann diese symbolische Qualität der gestalterischen Produktionen in allen Materialien, Kulturregionen und Jahrhunderten wiederfinden. Sie gilt genau so für die vom Realismus der niederländischen Malerei weit entfernten Werke des französischen Malers Nicolas Poussin (1593-1665), der mehrfach als Vorbote eines rein ästhetischen Bildideals aufgefasst wurde. Dessen Ausspruch „La fin de l'art est la délectation“ erschien erst durch die moderne ästhetische Deutung von „l'art“ als Vorwegnahme der Theorie des ästhetischen Genusses. Poussin wandte sich mit jener Formulierung gegen die vorgeschlagene Bewertung der künstlerischen Fähigkeit aus der Nützlichkeit (Panofsky 1978,

16). Was er als „délectation“ verstand, hat, mit seinen anderen Aussagen verglichen, mit dem Rückbezug der Darstellung auf prinzipielle Erscheinungscharaktere zu tun. Er empfahl die mythologische oder geschichtliche Darstellung eines Bildes mit der geistigen Erfassung durch einen Text zu vergleichen: „Lesen Sie die Geschichte und das Bild, um zu erkennen, ob alles dem Sujet entsprechend dargestellt ist (Belting 1985, 191).

So wie die Aufträge an Maler und Bildhauer mit oft genauen Festlegungen der Motive und der Ausführung teilweise noch über das 18. Jahrhundert hinausreichen, löste sich die Gestaltung nur langsam von den darstellenden Konventionen. Wenn es in der Arie des Tamino im ersten Akt von Mozarts 1791 erstaufgeführter „Zauberflöte“ heißt: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“, begegnen wir dort sowohl der Auftragsbindung der Darstellung wie deren symbolischer Qualität. Selbstverständlich ist die Schönheit der Dargestellten gemeint und kein Gedanke an den Maler verschwendet. Die Schönheit war allerdings nicht die des exakten Spiegelbildes, sondern eine geistige, das Wesen einfangende, die das symbolische Medium Bild vermitteln konnte. Bei einem Stilleben bestand sie in der Naturwahrheit der vergänglichen Objekte.

Mit diesen Hinweisen sei hier die Feststellung begründet, dass die baulichen, figürlichen und bildlichen Gestaltungsformen bis ins 18. Jahrhundert gebunden waren an symbolische, auf eine visualisierbare Sinnwirklichkeit gerichtete Vermittlungszwecke. Aus den vergegenwärtigenden, wirklichkeitsversichernden, bestätigenden, mahnenden und erklärenden Funktionen der visuellen Symbolik lassen sich die formelhaften Bildsignale auf Bauernmöbeln und irdenem Geschirr, Kacheln und Teigmodellen genauso verständlich machen wie die elaborierten Figuren- und Bildwelten auf den Einrichtungsgegenständen der Stadtbürger oder der höfischen Gesellschaft.

7.7 Die symbolische Relevanz visueller Gestaltungen

Nach dem Festgestellten bezogen sich die geschichtlichen Gestaltungsabsichten *nicht allein* und *nicht hauptsächlich* auf die Erzeugung anschaulicher Eindrücke und Ausdruckszusammenhänge. Sie lassen sich deshalb auch *nicht allein* aus den anschaulichen Qualitäten und Ausdruckszusammenhängen, auch nicht aus den historisch interpretierten Darstellungselementen und der Kenntnis der historischen Stilformen, anschaulichen Typisierungen und der Formen symbolischer Veranschaulichung erschließen, wie diese Erwin Panofsky aufgefächert hat (1978², 36-50). Erst recht gilt dieser Vorbehalt gegenüber einer psychologisch noch so eindringlichen Strukturanalyse der Darstellungselemente

(Sedlmayr 1958, 64f. u. 93f.). Die Darstellungselemente waren eben primär nicht auf die Herstellung eines Ausdruckszusammenhangs angelegt, sondern auf die Vermittlung einer geistigen Vorstellung. Sie qualifizieren das Schaubare als einer bestimmten höheren Wirklichkeit zugehörig.

Deshalb muss eine Ebene der kulturspezifischen symbolischen Vermittlungskompetenz (und entsprechenden sozialen Relevanz) der Darstellung insgesamt hinzugerechnet werden. Diese betrifft deren mediale Wirkungsmacht, die sich auch in einer mehrfachen Sinn- und Zweckbezogenheit auswirkte. Es ist nicht gleichgültig, ob Figuren oder Bilder ein Stück Jenseits vorstellen und verkörpern, vielleicht sogar selbst die Betrachter ansehen, zu ihnen sprechen und sie erleichtern und heilen können oder ob sie nur stumme Mittler unterschiedlicher Effizienz sind, oder gar etwas völlig Anderes, nämlich Anschauungsgegenstände für ästhetische Reflexionen. In ihrer medialen Zweckbezogenheit sind sie stets unlösbar mit dem Geflecht der Ideologien und kollektiven wie individuellen Interessen verknüpft, die an ihnen veranlassend und mitgestaltend beteiligt waren.

Wenn man die medialen Funktionen einzelner Darstellungen aus weiter zurückliegender Zeit erfassen will, findet man nur ausnahmsweise Hinweise aus der Überlieferung vor. Ein Ansatzpunkt sinnverstehender Deutung sind die Stiftungen. Viele Bauten und fast alle wertvollen Ausstattungsstücke der Kirchen waren Stiftungen, deren Urheber feste Erwartungen an ihre außerordentlichen Gaben knüpften. Diesen Hintergrund kann man mit den gelegentlich erhaltenen Widmungsinschriften zusammensehen. So heißt es auf der von Kaiser Heinrich II zwischen 1006 und 1024 entstandenen, dem Basler Münster gestifteten goldenen Altarfront, dem heute im Cluny-Museum in Paris befindlichen „Basler Antependium“: „Wer ist wie Gott, stark, ein Arzt, ein Heiland, ein Gepriesener. Für die irdischen Wesen Sorge, o gütiger Mittler (Christus).“ (Ausstellungskatalog Heinrich II, 85). Der Text bezieht sich auf die Darstellung Christi als König der Könige, zu dessen Füßen Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde als knieende Stifter dargestellt sind. Der angerufene Christus, an den sich der Kaiser in den ins Goldblech getriebenen Buchstaben wendet, ist nicht in irgendeinem Bild als ferne Vorstellung angesprochen, sondern in einer frontalen Darstellung aus reinem Gold, d. h. in einem kosmischen Material, der Materie der Sonne und der Sterne.

In diese Materie und Darstellung sind die Stifter bildlich mitaufgenommen und so für den Retter Christus wie für die Betenden und Zelebranten vor dem Altar präsent. Die Aufschrift lässt sich inhaltlich mit der Widmungsinschrift auf dem Bamberger Kreuzreliquiar vergleichen: „Siehe Kaiser Heinrich, in Ehrfurcht der Weisheit sich beugend,

bringt dieses Geschenk Dir, Christus, dem Schöpfer zu Ehren. Es umschließt ein Stück des Kreuzes zur Zierde des Erdenkreises. Schenke dafür die Freuden des wahren Vaterlandes“ (gemeint ist die Aufnahme Heinrichs in die Seligkeit) (Ausstellungskatalog Heinrich II, 80).

Die Annahme der Wirksamkeit bestimmter guter Werke und Stiftungen hatte mit der Überzeugung zu tun, die lange Kirchenlehre war: „Opus bonum habet deum debitorem“ (das gute Werk hat Gott zum Schuldner). Der Stifter gibt nicht selbstlos etwas aus der Hand, sondern verwendet Teile seines Vermögens zu der Veranlassung beschenkter Institutionen, das Gedenken an ihn und seine Angehörigen mit Messen und Gebetsfürbitten zu pflegen. Dies hat zu geschehen, damit seine Seele und die Seelen seiner Angehörigen vor Christus als Richter und Weltenherrscher Gnade finden können. Auch fällt in der Wartezeit vor dem Jüngsten Gericht die Seele solange nicht ins Fegefeuer, wie für sie gebetet wird.

Die bildliche Darstellung ist als eine identifizierende Manifestation zwischen den Stifter und Christus oder Maria bzw. die angerufenen Heiligen gestellt. Sie vermittelt nach dem Tod der Stifter zwischen den Betern und den Angerufenen als ein Erinnerungsmonument. Sie stellt das Verbildlichte für beide Seiten dar. Der auf Pilgerfahrten und die Wahrnehmung von „Heiltümern“ gewährte Sündenablass lässt sich allerdings selten exklusiv an Bildern oder Altardarstellungen festmachen, da diese immer zusammen mit Reliquiengefäßen oder – wie bei den in Altaraufbauten und -Rahmen bewahrten und in Skulpturen eingelassenen Reliquien oder Reliquienbüsten – unmittelbar mit diesen verbunden waren.

Einen besonderen Fall stellen die von 1499 bis 1504 von mehreren Augsburger Malern ausgeführten sogenannten sieben „Basilica“-Bilder dar, die als Ablass-Stationen im Kapitelsaal des Augsburger Dominikanerinnenklosters aufgestellt waren. Papst Innocenz VI. II. hatte 1484 (1487?) dem Konvent das Privileg gewährt, dass die Klosterinsassen allein durch die Verrichtung bestimmter Gebete, ohne nach Rom reisen und die sieben Hauptkirchen besuchen zu müssen, dieselben Ablässe gewinnen konnten wie die Rom-Pilger (Staatsgalerie Augsburg, 1978, 129-158). Die Bilder verbanden die Gebäudedarstellungen mit Szenen der Heilsgeschichte sowie Heiligen- und Martyriendarstellungen von Heiligen. Dazu schlossen sie Darstellungen der Stifterinnen mit ihren Wappen ein. Als Assistenzfiguren bei der Taufe des Paulus im Bild der Basilika San Paolo fuori le mura konnte sich der Maler Hans Holbein d. Ä. mit seinen beiden kleinen Söhnen mit ins Bild stellen. Diese Teilhabe an einer Gnadenvermittlung und einem fortwährenden

Gebetsgedenken war wahrscheinlich eine außerordentliche Gunst oder durch finanzielles Entgegenkommen erworben. Sie steht in einer Reihe mit vielen anderen Einbeziehungen porträtähnlich festgehaltener Individuen in Bilder des Heilsgeschehens, wie diese von der Mitte des 15. Jahrhunderts an in ganz Europa auf Wandmalereien und Altarbildern vorkamen.

Es gibt eine ganze Literatur zu dieser mittelalterlichen Form des fürbittenden Gedenkens, der „Memoria“ (Geuenich/Oexle 1994, Goetz 2000), die den ungewöhnlichen Aufwand beschreibt, der für das Schicksal nach dem Tode getrieben wurde. Bedeutende Darstellungskomplexe wie die von Giotto ausgemalte Scrovegnikapelle in Padua (1305-07), der „Genter Altar“ der Brüder van Eyck (1426-32) oder der Weltgerichtsaltar von Rogier van der Weyden in Beaune (1442-50) sind solche Memoria-Stiftungen. Während die Beispiele des 15. und 16. Jahrhunderts die der Fürbitte anempfohlenen Stifter gleichgroß (und gelegentlich sogar größer) wie die dargestellten Heiligen und in diesseitiger Porträtgenauigkeit zeigen, waren die Stifterdarstellungen des Hochmittelalters proportional meistens stark verkleinert, womit ihre Bedeutungsrelation gegenüber den Darstellungen Christi und der Heiligen gewahrt blieb. Das dort Repräsentierte wurde „objektiver“ und realer erlebt als später.

Andere Quellen zum zeitgenössischen Verständnis sind Berichte in Chroniken, aus denen indirekt etwas von der Lebensbedeutung einer Maler- oder Bildhauerarbeit hervorgeht. Dies ist in ungewöhnlichem Umfang der Fall für die bereits erwähnte „Maestà“ von Duccio. Nach der „Cronaca“ des Tura del Grasso, der eines „Bondoni“ und der eines weiteren, anonymen Verfassers, wurde dies Bildwerk am 9. Juni 1311 aus der Werkstatt des Meisters in festlicher Prozession, mit Pauken- und Trompetenschall unter dem Jubel des Volkes in den Dom überführt. Von der Kommune wurden Musiker beauftragt, deren Rechnungen noch erhalten sind. Diese weisen Einzelbeträge für die den Bildtransport begleitenden, namentlich genannten Posaunen- und Schalmeienbläser und Kastagnettenschläger aus. Über die Verbringung des Bildensembles von Duccio's Werkstatt im Stadtteil Stalloreggi zum Dom heißt es wie folgt: „An diesem Tag... schloß man die Läden, und der Bischof befahl, daß eine große und andächtige Schar von Geistlichen und Ordensbrüdern (die „Maestà“) in einer feierlichen Prozession zu begleiten hätten, ebenso die Neunerherren (das Stadtreiment) und alle Beamten der Gemeinde nahmen teil, ebenso das Volk. Und nach und nach gingen alle, auch die Würdigsten, hinter der genannten Tafel mit brennenden Lichtern in der Hand; und dahinter kamen, sehr andächtig, noch die Frauen und die Kinder. Und sie begleiteten diese Tafel sogar bis zum

Dom, wobei man wie üblich den Campo in Prozession umschritt, während alle Glocken Gloria läuteten, um eine so edle Tafel zu ehren...Und diesen ganzen Tag betete man und gab Almosen“ (Cattaneo und Baccheschi 1972, 84).

Im Mittelpunkt dieser Aktionen stand das „Tempelbild“ (Belting) der unmittelbar einflussmächtigen Maria, die zum Sieg der Sienesen über die Florentiner verholfen hatte. Eingerückt zwischen die Stadtheiligen von Siena, aber an Größe diese weit übertreffend, trat sie als zentrale Figur der über vier Meter breiten Haupttafel ins Blickfeld der Beter und Teilnehmer an Messopfer und Andachten. Soweit sich die Erwartungen typisieren lassen, kamen die damaligen Betrachter gewiss weder zu einer ästhetischen Kontemplation noch in sich gekehrten Meditation oder anderen interessefreien Übungen, sie nahmen die Maria auch nicht nur obligatorisch zur Kenntnis, sondern sie verbanden dringende Lebensbedürfnisse mit ihrem Kommen. Wenn wir fragen: „Wie ansprechbar und verhandlungsmächtig war diese Darstellung damals?“, dann wäre diese Qualität allenfalls an der Zahl und am Wert der Mess-Stiftungen und Priesterpfründenstiftungen für den Altar, an den nahe dem Altar erworbenen Grabstellen, an den Motivgaben und vor dem Altar geschlossenen „Verlöbnissen“ und Rechtsgeschäften mit der Maria oder einzelnen Heiligen abzusehen. Wir haben von diesen keine Kunde, aber wir können allenfalls aus der Übertragung der andernorts überlieferten Gebräuche etwas von der Botschaft und Wirkung dieses und anderer mittelalterlichen Bilder und Bildwerke abschätzen.

Eine offene Frage bleibt in diesem Kontext das Verhältnis der gemalten Mariendarstellung auf dem Hauptaltar zu der figürlichen Mariendarstellung des Hauptportals. Wie können wir die marianischen Mehrfachprogramme an der Fassade, auf dem Hauptaltar und in den Chorfenstern verstehen, wo die zum Himmel erhobene Maria im Mittelfeld in einer Mandorla erscheint? Der Altar war in seinem Rahmenaufbau eine „Kirche in der Kirche“ und formal „in perfekter Konsonanz mit der im Bau begriffenen Fassade“ (Belting 1986, 199). Wie präsent war die dargestellte Maria in ihren verschiedenen Repräsentationsformen? Und wie kann man sich die 1423 bezugte Überbauung der Maestà mit einem Baldachin und beweglichen Vorhängen vorstellen samt Apparaturen die in einem „permanenten heiligen Festspiel“ geschnitzte Engel vor dem Bild bewegen konnten (Cattaneo und Baccheschi 1971, 88). Erwähnt sei, dass der einflussreiche Stadregent Pandolfo Petrucci 1506 die Maestà vom Hochaltar entfernen und auf einen Nebenaltar setzen ließ. 1771 wurde der vielteilige Bildaufbau zerlegt und aus dem Dom gebracht.

Diese Auflistung wunderlicher Einzelnachrichten lässt uns im Unklaren über die so veränderliche symbolische Potenz des berühmten Bildes. Dem Soziologen ist diese Problematik der Unsichtbarkeit der darstellungsbestimmenden Relevanzen vertraut aus Maurice Mandelbaums Studie über die „Societal Facts“ (1955, 305-317). In dem dort berichteten Test – am Vorgang des Geldabhebens an der Kasse einer Bank, das ein dieser Abläufe unkundiger Bewohner eines Indianerreservats als stiller Beobachter zu deuten hatte – misslang die Deutung des Handlungsablaufs und der Spielregeln anhand der bloßen Verhaltensbeobachtung (Mandelbaum 1940). Wir sehen, was wir wissen bzw. aus der Übertragung unserer Bedeutungsvorstellungen zu verstehen meinen. Unsere Identifikation ist daher auf Vorwissen – auch zu der Eingebundenheit eines Gebäudes, einer Figur oder eines Bildes in die verschiedenen Strategien fremdkultureller Lebensbewältigung – angewiesen.

7.8 Die Veränderung der darstellenden Symbolik

Welches durchgehende Veränderungsgeschehen ließ sich an der verwirrenden Fülle der Bauten, Bilder und Bildprogramme einerseits und den spärlichen Nachrichten andererseits ablesen? Wie unterschiedlich heilkräftig und ablassbewirkend war das Betreten von Kirchenbauten, das Berühren von Bildwerken und Bildern oder auch deren bloße Anschauung? Überliefert sind solche Wirkungen in erster Linie für die besonderen Gnadenorte und Wallfahrtsstätten wie die um Gnadenbilder und Reliquienschatze als „Heiltümer“ gebauten Kapellen. Aber es waren alle Kirchen Gotteshäuser und zeigten alle Altäre geweihte Bilder. Man muss im Auge behalten, dass alle Altäre im mittelalterlichen Europa über Reliquien errichtet worden sind, und dass Kirchenbauten wie Altarschreine nicht von den in ihnen bewahrten Reliquien zu trennen sind.

Profane Darstellungen haben nicht den selben symbolischen Anspruch zu vertreten gehabt, wie sich dieser auch in der Rangfolge der Bildthemen ausdrückte. Geht man jedoch weit in die Neuzeit hinein, so besaßen Bilddarstellungen noch im 17. Jahrhundert eine unmittelbare Ausstrahlung. Es ist aus einzelnen Bildschicksalen bekannt, dass etwa das Bildnis des Erbauers in einem Haus hängen bleiben sollte, auch wenn dies den Besitzer wechselte, oder, dass man gemalte Wappen und Aufschriften und damit die Identitätsnachweise aus den Bildern entfernte, wenn diese das Hause der Auftraggeber verließen. Das Verurteilen eines abwesenden Angeklagten „in effigie“ (über sein Bild) war bis ins 18. Jahrhundert in vielen Ländern Europas üblich und zeigt den Glauben an eine besondere Wirkungsmacht der Bilddarstellung.

Die Stufen zwischen der höchst wirkungsmächtigen Symbolik und dem aufgeklärten Betrachten der Ausdrucksform (als „Kunst“) sind ungleichmäßig erfassbar. Für diese Überlegungen spielen auch der Missbrauch und die Kritik der Bilddarstellungen eine Rolle, wie diese aus einzelnen mittelalterlichen Quellen berichtet werden. „In einer Zeit, in der die symbolische Naturdarstellung an den Kapitälern romanischer Kirchen aufblühte, beklagte sich Bernhard von Clairvaux in einem Brief an den Abt Wilhelm, man lese jetzt in den Klöstern lieber *in marmoribus* als *in codicibus* und verbringe den ganzen Tag damit, die unglaubliche Vielfalt der abgebildeten Tiere und Fabelwesen zu bestaunen, statt über Gottes eigenen Text, die Bibel, nachzusinnen“ zitiert Hans Robert Jauf den zisterziensischen Ordensreformer des frühen 12. Jahrhunderts. „Was Bernhard derart verwirft, ist die *concupiscentia oculorum*, eine für den frommen Rigorismus illegitime Form der Neugier, die am symbolischen Gegenstand die sinnenhafte Erscheinung mitgenieße und sich in ihr verfange“ (Jauf 1984, 31). Diese von Jauf herausgestellte „ästhetische“ Erfahrung dürfte kaum eine „kunst“-ästhetische gewesen sein als vielmehr eine Art des neugierig-ängstlichen Staunens vor etwas für wirklich Gehaltenem.

Zusammenfassend skizziere ich hier nur die Richtung, die sich einigermaßen allgemeingültig zwischen der Zeit um 1000 als Anfangslinie und der um 1500 als erste Ziellinie formulieren lässt. Verfolgt man die in diesem Zeitraum eingetretenen Veränderungen, dann fand ein Wechsel statt von Repräsentationen göttlicher und heiliger Personen zu solchen der irdischen Naturwelt, von zeitlosen Gegegenübertreten unbewegter Figuren zur Darstellung von Bewegungssequenzen, von objektivem zu subjektiven Eindrücken, von der Vorherrschaft der Plastik zu der Ausdifferenzierung einer illusionistischen Malerei, von der vollen und frontalen Ansichtigkeit der göttlichen Wesen (z. B. Christus als König der Könige, frontal im Goldrelief des Basler Antependiums, zwischen 1006 und 1024) zu einer nur noch übertragenen Vorstellung in der vergeistigten Form frei bewegter antiker Skulpturen (Michelangelo, Auferstandener Christus, 1518-20). Die kosmische Substanz Gold wurde abgelöst durch die antikische Zitatform von Götter- und Idealdarstellungen in weißem Marmor.

Das symbolisch vermittelte Themenspektrum wurde schrittweise auf die Augenwelt eingeschränkt, bis es schließlich die unsichtbaren geistigen Inhalte abtrennte, die wie Caspar David Friedrichs Kreuz im Gebirge (dessen Tetschener Altar, 1807-8) nur noch in der Rückschau auf historische Verbildlichungen oder in Zitatformen vorstellbar waren. Der europäische Klassizismus des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und die akademi-

schen und historistischen Darstellungsformen der Folgezeit stellen eine ganze Zitatkultur vor, mit der das Geistige, Symbolische, Bedeutungsvolle signalisiert wurde.

Der Entwicklungsprozess anschaulichen Symbolisierens lässt sich auch psychologisch begreifen. Obwohl die Entwicklung von der „archaischen“ griechischen Skulptur des 7. Jahrhunderts vor Christus bis zu den vierhundert bis fünfhundert Jahre später geschaffenen „hellenistischen“ Werken auf anderen Grundlagen stattfand und darin von der späteren westeuropäischen Aneignung bereits vorgefundener antiker Vorbildformen abwich, gab es Parallelen der kognitiven Veränderung in beiden Verläufen. Am Anfang standen unbewegte Kultbilder mit eingefrorenen Zügen, die streng frontal, teilweise auch für eine starre Profilansicht von der Seite, als objektive Gegebenheiten manifestiert waren. Man kann dabei an die archaischen Jünglingsfiguren ebenso denken wie an die zitierte frontale Christusdarstellung der genannten Basler Altartafel oder an die goldene Reliquienfigur der heiligen Fides aus der Abteikirche in Conques (um 980) mit ihren starr geradeaus gerichteten Unterarmen und Füßen.

Vor diesen Verkörperungen kann man sich nur ein demütig furchtsames Verhalten von Teilnehmern an Kulthandlungen vorstellen, nicht anders wie in den antiken Tempeln, wo den Götterfiguren Opfer dargereicht wurden, die Götter furchtsam angesprochen und vielleicht manchmal geblendet von Gold und Farbenschmuck bestaunt wurden. In der Veralltäglichung der Begegnung und der langsamen Distanzierung der Anschauungserlebnisse trat das ein, was der Archäologe Guido von Kaschnitz-Weinberg als die „Rationalisierung der mythischen Form in der klassischen Kunst“ bezeichnet hat (Kaschnitz-Weinberg 1944). Die im Fortgang von Jahrhunderten allmählich verlebendigte, über einen Kanon weniger Typen hinaus variierte und schließlich vielsichtig in spontan erscheinenden Bewegungsaspekten vollzogene Figurengestaltung führte Kaschnitz auf eine Aufbrechung des anfangs streng ritualisierten Kultverhaltens der Betrachter zurück.

Das natürliche Sehen scheinbar natürlich sich bewegender, irdischer Gestalten stand am Ende der mittelalterlichen Entwicklung und führte die Krise der symbolischen Bildwelt herbei, die sich in den Bilderstürmen und Kirchengräumungen der Reformationszeit entlud. Die Darstellung der übersinnlichen Welt war bis dahin die Aufgabe der anschaulichen Symbolik von Bauten, Figuren und Bildern gewesen. Die Fähigkeit der illusionistischen Naturwiedergabe und ein reflektiertes naturalistisches Sehen schlossen die Darstellung von Übernatürlichem in den konventionellen Symbolformen zunehmend aus. Goldhimmel und Heiligenscheine verschwanden und ließen Bildhauer und Maler zwischen ihresgleichen auf der Erde zurück.

In den Formen anschaulicher Symbolik ließ sich Göttliches, Kosmisches, Naturgesetzliches nicht mehr direkt thematisieren, sondern nur noch immanent, als Gesetz der Natur in Grundformen und Farbordnungen betonen, was spezielle Erlebnisaspekte herauszuarbeiten erforderte. Aus dieser Problemlage heraus setzte sich im 15. und 16. Jahrhundert europaweit ein neues Paradigma vergeistigten Darstellens durch, und zwar in Form der Anlehnung an die historische Bildsprache der Antike. Die Gestaltungsformen des Bauens, figürlichen und bildlichen Darstellens fanden in den griechisch-römischen Relikten eine vorbildliche Ausdruckssprache für das Geistige und Überweltliche, aber auch das geschichtlich Anspruchsvolle. Oberhalb der Trivialwelt wurde eine idealisierende und historisierende Metadarstellung angelehnt an antike Motive, Bewegungsschemata und Idealisierungsformen entwickelt. Die in den Konturen geometrisch vereinfachten, in eine Richtungsharmonie von Bewegungen gebrachten, wie Ballettfiguren agierenden Bildpersonen von Malern wie Mantegna, Botticelli, Perugino, Raffael und Bildhauern wie Donatello oder Verrocchio waren so Teil einer bildpoetischen Vorstellungswelt, die ihr Tun aus neuen Theorien ihrer Darstellungskünste begriff.

Auch in dieser neuen Bedeutungssprache des „Schönen“ dominierten zahlenmäßig die Auftragsbilder religiöser Thematik. Wie aus den Stiftungsverträgen und Herstellungsumständen etwa der Bildtafeln von Perugino, Raffael oder Dürer zu erfahren ist, hatten auch diese Bilder ihre Funktionen im Rahmen der „Memoria“ wichtiger Auftraggeber. Doch wurde die individuelle Gestaltungsfähigkeit immer wichtiger sowohl für die überzeugende Vermittlung der (über den Wahrnehmungshorizont hinausgehenden) geistigen Botschaften wie für die zunehmend anspruchsvollere Naturbeobachtung. Die Würdigung der auf Können und Erfindungsgabe ruhenden „Kunst“ führte dazu, dass bereits im 17. Jahrhundert fürstliche Sammler Altarbilder aus den Kirchen in ihre Galerien holten.

Die symbolischen Darstellungsformen des 17. und 18. Jahrhunderts modifizierten die visuelle Hinführung in doppelter Weise: in einer fortschreitenden Reflexion des Wahrnehmungscharakters und in der mehrfachen Neuregulierung des Erkenntniswertes. So wurden Idealisierungen und Verfremdungen der Motivwelt durchgespielt, bis diese schließlich nur noch metaphorisch, als Übersetzung des prinzipiell Unsichtbaren begriffen wurden. Schließlich war – in den Figuren und Bildern des 18. Jahrhunderts – nur noch eine fantasievolle Theaterwirklichkeit vorstellbar, die das menschliche Annäherungsbemühen an die verborgene Weltwahrheit demonstrierte. Die grandiosen Bau-,

Figuren- und Bildkulissen des süddeutschen, alpenländischen, böhmischen sogenannten „Spätbarock“ zeigen eine solche symbolische Analogwelt.

7.9 Kognitive Prozesse

Wenn man diese punktuellen Beobachtungen in eine lange Reihe weiterverlängert, wird das Bedeutende, Ursächliche, das in das Wirklichkeitsempfinden eintritt, nacheinander in Beschwörungen und Riten eingekreist, in Opfersteine gebannt, in Anschauungsbegriffe und individualisierte Wirkmächte verlegt, wahrnehmbar und ansprechbar gemacht und aus dieser Beziehung heraus weiter distanziert und in seinen Bedeutungen aufgegliedert, bis Sprachbegriffe die Bildvorstellungen ablösen und systematisierte Erklärungen an die Stelle des Schauens und Staunens treten.

Das Gold und die Edelsteinfarben der mittelalterlichen Heiligenskulpturen und -Bilder, der Reliquiengefäße und -schreine, Buchdeckel, Tragaltäre, Tragefiguren und der Glasgemälde, Buchminiaturen, Wandteppiche und -fresken ließen das so Erscheinende als Substanz einer höheren, der Sonne und dem Sternenkosmos näheren Welt erstrahlen. Das fortschreitende Wahrnehmungsbewusstsein ersetzte diese als unwirklich und formelhaft eingesehenen Wirkungsmedien durch andere einer adäquateren, der Augenwelt nachvollziehbaren Verbildlichung bzw. übertrug die Vorstellung der Überwelt den abstrakteren Medien von Texten, Gesang und Kirchenmusik.

Diese geschichtliche Veränderung ist vielfach angesprochen worden, so mit den Stichworten der Profanierung und Entsinnlichung der Darstellungswelt, der Säkularisierung und Ausdifferenzierung eines immer breiteren Motivspektrums, der Steigerung der Beobachtung und der Perfektionierung der Wiedergabe, der zunehmenden Reflexion des Sehbildes und der Perspektivengebundenheit, der Herausbildung von Darstellungstraditionen und der Akademisierung der Darstellungstätigkeiten.

In der Zusammenschau dieser Veränderungen handelt es sich um eine symbolische Bemächtigung der Wirklichkeit, die mit einem Austausch der Bemächtigungswerkzeuge stattfindet. Diese schreitet von räumlichen und haptischen Darstellungen in baulichen Formen und Skulpturen und rituell geregelten Begegnungen zu veranschaulichenden Darstellungen in den Projektionsformen von Zeichnung und Malerei fort. Was als objektive Wahrnehmung in kultischen Zeremonien beginnt und in einer sinnassoziierenden Wahrnehmung fortgesetzt wird, geht bis zur ästhetischen Reflexion der Moderne weiter. Die Symbolsysteme des Darstellens und Gestaltens sind in dieser vernetzten Betrachtung

tung nicht als immergültige, starre Ausdrucksformen des menschlichen Geistes zu verstehen, sondern als Formen der kognitiven Auseinandersetzung mit der Wirklichkeitsordnung. Diese werden in bestimmten Entwicklungsphasen ausgebildet und modifiziert, um anschließend anderen, erfahrungsangepassteren Darstellungssystemen Platz zu machen.

Langfristig wurde in den angesprochenen 800 Jahren das visuelle Symbolsystem differenziert, indem es auf einen immer spezielleren, der Wahrnehmung spezifisch angepassten Gegenstandsbereich eingeschränkt wurde. Aus den Vergegenwärtigungsmedien der göttlichen Schöpfungswelt wurden Medien philosophischer Erkenntnis und schließlich Anschauungsgegenstände, deren Vermittlungskompetenz in der Moderne auf die einer „autonomen Kunst“ eingeschränkt wurde. Aus dieser Deutung heraus werden alle Formen darstellender Symbolik einschließlich der textlichen Darstellungssysteme und auch die modernen „der Kunst“ zu kulturellen Instrumentarien der Wirklichkeitsfixierung.

Was in der Wahrnehmung als symbolisch aufgefasst wurde und deshalb die Betrachter faszinierte, lässt sich aus dem Wissen über die Erscheinungswelt ableiten. Es waren die nicht anders erklärten, unmittelbar phänomenalen Gegenstände oder Eigenschaften, die die staunende Beachtung anzogen. So zeigte die niederländische Stillebenmalerei vom Anfang bis kurz nach der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Konzentration auf die immer virtuoser erfassten Beleuchtungswirkungen auf Glasoberflächen. Die Darstellung der Gläser wurde in den abgedunkelten Innenräumen zu einer Isolierung von Lichtbrechungen und Widerspiegelungen und damit zu Studienobjekten für das damals traditionell als metaphysische Materie begriffene Sonnenlicht.

Linsen und Prismen erlaubten Isaac Newton 1672 die Aufspaltung des weißen Lichts in ein Spektrum von Farben. Mit dieser Demonstration, der von Ole Christensen Römer 1675 durchgeführten Messung des Sonnenlichts und der von Christiaan Huygens 1678 formulierten Wellentheorie des Lichts war dieses als metaphysische Materie entzaubert und eine Angelegenheit wissenschaftlicher Erklärungen. Bei den Malern erlosch mit dem ausgehenden Jahrhundert das Interesse an den bis dahin beachteten Phänomenen (Grimm 1984, 310-319). Diese Beobachtung lässt sich so verallgemeinern, dass das Un erklärte und anschaulich Faszinierende trivial wurde, sobald es aus nachvollziehbaren Regeln erklärt werden konnte. So fand ein Prozess der kontinuierlichen Gebietsabtretung der wahrnehmend bestaunten anschaulichen Phänomene an das wissenschaftliche Denken statt. Die beobachtete Verdrängung des anschaulichen symbolischen Darstellungssystems durch das begriffliche Darstellungssystem der Naturwissenschaft macht

auf die Ersetzung von Bildern auch in anderen Zusammenhängen aufmerksam. Auch innerhalb des allgemeinen Begriffsgebrauchs gab es die Ersetzung von assoziativ vergewärtigten, spontan identifizierenden Bildern durch operational abgesicherte Begriffe. Das schulische Lernen von Exemplarischem in der Form von klingenden Balladen wurde durch abstrakte Begründungen ersetzt. Die anschauliche Assoziation wich der Konstruktion aus nachvollziehbaren Zusammenhängen.

Diese Abfolge von Repräsentationsordnungen verschiedener Qualität ließ sich als logische, da aus der fortschreitend abstrakteren Perzeption der Sinneseindrücke bedingte Abfolge von Denkoperationen und repräsentationalen Systembildungen verstehen, wie diese modellhaft von Jean Piaget und Lew Semjonowitsch Wygotski anhand der Lernschrittfolgen bei Kindern dargestellt worden waren. Diese Modelle des individuellen Lernens ließen sich auf die Stufenbildungen der gesellschaftlichen Kognition übertragen. Eine solche Rekonstruktionsmöglichkeit der Kulturprozesse anhand der genetischen Folge der Perzeptionsmuster wurde von Jürgen Habermas aufgegriffen: „Ich schlage vor, die evolutionären Veränderungen von gesellschaftlichen Systemen mit gleichzeitiger Bezugnahme auf Entwicklungslogiken (Bewußtseinsstrukturen) und geschichtliche Prozesse (Ereignisse) zu erklären“... Es bedarf einer „genetischen Theorie der sprachvermittelten Kognition (in Bereichen des objektivierenden Denkens wie der moralisch-praktischen Einsicht, die evolutionäres Lernen als einen Konstruktions- und Rekonstruktionsprozeß im Sinne Piagets erklärt, statt ihn von vornherein funktionalistisch zu unterlaufen“ (Habermas 1976, 231, 233). Eine solche Theorie des kognitiven Wandels beschreibt nicht einfach Fortschritt als Differenzierung der Tradition, sondern geht aus von komplexen Lernprozessen, die rationale Begründungen an die Stelle der „einleuchtenden“ Definitionen setzt. Auf eine neue, methodisch konkretisierte Weise ließ sich so an die frühere Mentalitätsdiskussion von Lucien Lévy-Bruhl, Lucien Febvre und Edward Evans-Pritchard (Burke 1998, 219) anknüpfen.

Das in zunehmend abstrakteren symbolischen Darstellungsformen geordnete „Bild“ der Wirklichkeit und das auf einen immer engeren Bereich der Anschaulichkeit festgelegte Entwicklungsprofil der visuellen Symbolik konnte ich deshalb aus der selben Logik kognitiver Veränderungen begreifen. Diese entsprachen letztlich der kontinuierlichen Anpassung der Kommunikationsformen an die Natur der menschlichen Wahrnehmung und Eindrucksverarbeitung. Das Sehen wurde aus diesen Anpassungsanforderungen heraus schrittweise bewusster – auch in seinem Zusammenwirken mit den Stufen der perzeptiven Verarbeitung und Erfahrungscoordination.

In einer derartigen Zuordnung rücken die Objekte der Kunstgeschichte, der Vor- und Frühgeschichte, der Archäologie, der Volkskunde und Völkerkunde in die Zuständigkeit einer Medienwissenschaft, die kognitionsgeschichtlich die symbolischen Kommunikationsordnungen neu zu erfassen hat. Im Unterschied zur Moderne waren in *vor*-modernen Kulturen zentrale Sinnbereiche symbolisch vergegenwärtigt. Die dort geschaffenen Objekte sind deshalb zugleich Dokumente des Kommunikationssystems, von Legitimationen und Herrschaftsordnungen.

Die anfängliche Fragestellung ist damit beantwortet. Die Herstellung und Gestaltung der ausdruckshaften Bauwerke, Figuren und Bildformen können wir aus den Notwendigkeiten symbolischer Wirklichkeitsdarstellung und Kommunikation ableiten. Ihre so auffällig verlaufenden Entwicklungen entsprechen den Stufen der allgemeinen Entwicklung des Wissens und Denkens, die sich im Aufbau erst anschaulicher und dann erfahrungs begrifflicher Koordinationen ergeben. Wir haben unsere Beispiele jedoch nur bis an die Grenze der Moderne gezogen.

7.10 Abschied von einer Utopie

Die abschließende Frage heißt nicht mehr: Was ist Kunst?, sondern: Seit wann gibt es die Vorstellung „der (universalen, ontologischen, zum menschlichen Wesen gehörenden) Kunst“? Wie und warum entstand diese Vorstellung, was besagte sie Neues, was bewirkte sie und wie veränderte sie sich?

Die erstmals in der Einzahl gebrauchte „Kunst“ (im Gegensatz zu den „Künsten“ davor) war eine seit dem 18. Jahrhundert entstandene Vorstellung, die sich aus der Eingrenzung des Gestaltens und Wahrnehmens auf das in einem engeren Sinne sinnlich Erfassbare, das 1735 erstmals so benannte „Ästhetische“, entwickelt hatte (Baumgarten 1735). Diese Eingrenzung entsprach der Einsicht, dass die tradierte, immer indirektere und kompliziertere Symbolsprache von Bauten, Figuren und Bildern, die wir als „barocke“ Metaphorik und Allegorik bezeichnen, unwirklich und künstlich geworden war. An deren Stelle setzte sich ein neuer, tiefer liegender Begriff sowohl der Wahrnehmung wie des Gestaltens anschaulicher Ausdrucksgegenstände durch.

Wahrnehmbar war danach nur das im Horizont der Augenwirklichkeit Liegende; aufgrund der rationalistischen und empiristischen Kontrolle des Denkens und Weltbegreifens waren allein Eindrücke der diesseitigen, profanen Welt wirklich. Diese waren, wenn sie ein „Künstler“ gestaltet hatte, in jedem Fall subjektiv und künstlich. Sie leisteten

keine symbolische Weiterverweisung, sondern sie konnten selbst zum Gegenstand genießender Betrachtung werden, soweit ihre Ausdrucksqualität dazu Anlass gab. Anstelle einer inhaltlichen Wahrnehmung ging es jetzt um die Bewertung des „Kunst“-Charakters (die bei einem Machwerk, einer bloßen Handwerksleistung oder bei „Kitsch“ verfehlt wurde).

Es wurde eine eigengesetzliche Form des Gestaltens und Wahrnehmens des „Kunst-Schönen“, die „Ästhetik“ postuliert und in einer Folge von Theorien zu einer eigenen Lehre ausgebaut. Die wichtigsten Beiträge zu dieser stammten von Lord Shaftesbury (Shaftesbury 1714, II, 424), Baumgarten, Winckelmann, Reynolds, Hume, Dubos, Diderot und Kant. Nach Kants „Kritik der Urteilskraft“ lässt die Betrachtung des Gegenstandes „ohne alles Interesse außer gegenüber dem Gegenstand selbst und des in ihm vorhandenen Schönen als solchem“ in der Übereinstimmung beider die ästhetische Erfahrung entstehen, die im Subjekt Lustgefühle oder Unlustgefühle weckt (Kant 1790). Kant griff damit Gedanken auf, die Lord Shaftesbury in seinen von 1711 an veröffentlichten „Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times“ als „disinterested pleasure“ angesichts der „intuition of the beautiful“ beschrieben hatte (Pochat 1986, 368). Kant präziserte den vorher nur diffus erlebten Vorgang des Geschmackserlebnisses als geistigen Zuordnungsakt von Merkmalen des Gesehenen. Nach seiner Definition war der ästhetische Genuss eine eigene Wahrnehmungsform und das Vermögen des Geschmacksurteils dem Menschen a priori gegeben. Dieser Fähigkeit schrieb er zu, sie diene indirekt der menschlichen Kommunikation, fördere die menschliche Gesellschaft und die „Humanität“ (Pochat 1986, 453).

Diese Herstellung und Betrachtung ausschließlich von Schönheits- – oder allgemeiner: von ästhetisch beeindruckenden – Charakteren wäre nicht mehr als ein matter Abgesang der vorausgegangenen symbolischen Produktionen geworden, wäre die moderne Ästhetik nicht in die Lücke getreten, die durch das Unsichtbarwerden der bis dahin symbolisch vermittelten geistigen Welten entstanden war. Als eine unbewusste Erfahrung von Ordnungszusammenhängen hinter der sinnarmen Wahrnehmungskulisse der Gegenwart und von scheinbar eigengesetzlichen Strukturen geschichtlicher Bewegung lieferte sie eine stellvertretende Sinnerfahrung. Nur diese Aufladung mit scheinbar metaphysischen Erfahrungspotenzen erklärt die neue Begeisterung an dieser Kommunikationsform, wie sie aus dem Pathos Winckelmanns, aber mehr noch Kants, Schillers, Fichtes, Hegels und vieler Anderer in ganz Europa spricht.

Eine scheinbar besonders konsequent auf ein ästhetisches Erleben gerichtete Ausdrucksqualität wurde an den griechischen Bauwerken, Skulpturen und bildlichen Darstellungen identifiziert. Seit deren Wiederentdeckung im 15. und 16. Jahrhundert waren die erhaltenen Bauformen und Skulpturen zum bewunderten Vorbild der europäischen Baumeister, Bildhauer, Maler usw. geworden und hatten die Ausdrucksvokabeln für die visuelle Symbolik des Geistigen und die Idealformen der Erscheinungswelt abgegeben. Die jenen zugrundeliegende Natursymbolik war verborgen, als das Repertoire der metaphorischen Inszenierungen „klassischer“ Motive aufgebraucht war. Ihr Naturalismus kam der nüchternen, antibarocken Weltsicht des Aufklärungszeitalters entgegen. So konnte Johann Joachim Winckelmann jene 1755 in seinen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ zum Angelpunkt aller „Kunst“-Erfahrung überhaupt machen (Winckelmann 1755).

Eine vergleichbar auf ästhetisches Erleben gerichtete Qualität wurde danach modifiziert an vielen Artefakten vieler Epochen und Kulturen festgestellt. „Kunst hat es immer gegeben“ und „Die Kunst hat eine eigene Geschichte“ sind seitdem Grundüberzeugungen in unserer modernen Welt.

Die aus modernen Vorstellungen heraus getroffene Bewertung der *vor*-modernen Gestaltungsleistungen als „Kunst“ fügte eine neue Kategorie von kulturellen Artefakten mit neuen Bewertungsmaßstäben in das Bild der Geschichte ein. Von dem Eindruck einer eigenen ästhetisch motivierten Produktion her wurden seit 250 Jahren Artefakte aller Kulturen – von vorzeitlichen Höhlenmalereien und der Ausgestaltung ägyptischer Totenkammern bis zu den Ausstellungsobjekten unserer Zeit – als Werke der „Kunst“ identifiziert. Der bei deren Wahrnehmung empfundene Reiz wurde als Mitteilung für ein besonderes ästhetisches Auffassen verstanden, das sich unabhängig von den zweckgerichteten Kommunikationen ausgebildet hatte. Eine Zeiten und Kulturen überspringende Sprache zweckfreier Ausdrucksformulierung, die „Genie“-Sprache der griechischen Bildhauer, eines Raffael und Michelangelo und vieler anderer, schien sich hier zu offenbaren. Die Abwertung und Ausgliederung der nicht-„künstlerischen“ Produktionen wurde hingegen zu einem verdrängten Kapitel der Überlieferung.

Literatur:

Ausstellungskatalog Heinrich II. (2002): Kaiser Heinrich II. Augsburg.

Baumgarten, Alexander (1735): *Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus*. Halle.

Belting, Hans (1978): Vasari und die Folgen: Die Geschichte der Kunst als Prozess? In: Faber, Karl-Georg und Meier, Christian, *Historische Prozesse*. München.

Belting, Hans (1985): Das Werk im Kontext. In: Belting et al.(Hg.): *Kunstgeschichte: Eine Einführung*, 186-202.

Belting, Hans (1992): *Bild und Kult: Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst*. München.

Belting, Hans (1995): *Das Ende der Kunstgeschichte: Eine Revision nach zehn Jahren*. München.

Bühl, Walter L. (1972): *Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen*. München.

Burke, Peter (1998, 219): Stärken und Schwächen der Mentalitätsgeschichte. In: ders., *Eleganz und Haltung*. Berlin.

Cattaneo, Giulio und Baccheschi, Edi (Hg.) (1972): *Das Gesamtwerk des Duccio*. Luzern.

Danto, Arthur C. (1996): *Kunst nach dem Ende der Kunst*. München.

Van Diepen, Alice u. Snethlage, Henriette Fuhri (1990): *Haarlem en Hals: Een Stad en zijn Schilder*. Zwolle.

Félibien des Avaux, André (1725): *Entretiens sur les vies et sur les ouvrages des plus excellents peintres anciennes et modernes*. Trevaux.

Fischer, Hervé (1978): *L'histoire de l'art est terminée*. Paris.

Fischer von Erlach, Johann Bernhard (1721): *Entwurff Einer Historischen Architektur In Abbildung unterschiedener berühmten Gebäude, des Alterthums und fremder Völcker*. Wien.

Geuenich, Dieter u. Oexle, Otto Gerhard (1994): *Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters*. Göttingen.

- Goez, Elke (2000): Misstrauische Stifter: Aus Testamenten und Schenkungsurkunden zugunsten der fränkischen Zisterze Ebrach. In: Studien zur Geschichte des Mittelalters. Jürgen Petersohn zum 65. Geburtstag. Stuttgart.
- Gombrich, Ernst H. (2000): Die Geschichte der Kunst. Berlin.
- Goodman, Nelson (1973): Sprachen der Kunst: Ein Ansatz zu einer Symboltheorie. Frankfurt a. M.
- Grimm, Claus (1972): Frans Hals: Entwicklung. Werkanalyse. Gesamtkatalog. Berlin.
- Grimm, Claus (1984): Glas, Licht und Optik. In: ders. (Hg.), Glück und Glas: Zur Kulturgeschichte des Spessartglases. München.
- Grimm, Claus (2002): Meister oder Schüler: Berühmte Werke auf dem Prüfstand. Stuttgart.
- Habermas, Jürgen (1976): Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt a. M.
- Hahn, Peter (1971): Kunst als Ideologie und Utopie: Über die theoretischen Möglichkeiten eines gesellschaftsbezogenen Kunstbegriffs. In: Glaser, Horst Albert et al. (Hg.), Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften. Grundlagen und Modellanalysen. Stuttgart.
- Jauß, Hans Robert (1984): Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt a. M.
- Kant, Immanuel (1790): Kritik der Urteilskraft. Berlin.
- Kaschnitz-Weinberg, Guido von (1944): Die Grundlagen der antiken Kunst. Frankfurt a. M.
- Hofrichter, Frima Fox (1983): Haarlem: The Seventeenth Century. Rutgers, N. J.
- Mäckler, Andreas (Hg.) (2000): 1460 Antworten auf die Frage: Was ist Kunst? Köln.
- Mandelbaum, Maurice (1955): Societal Facts. In: British Journal of Sociology ,6. Marx, Karl (1953): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf 1857). Berlin.
- Marx, Karl (1969): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. MEW, XIII. Berlin.
- Panofsky, Erwin (1978¹): Kunstgeschichte als geisteswissenschaftliche Disziplin. In: ders.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln.

- Panofsky, Erwin (1978²): Ikonographie und Ikonologie: Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: ders.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln.
- Panofsky, Erwin (1977): Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers. München.
- de Piles, Roger (1681): Dissertation sur les ouvrages des plus fameux peintres avec la vie de Rubens. Paris.
- de Piles, Roger (1699): Abrégé de la vie des peintres. Paris.
- de Piles, Roger (1708): Cours de peinture par principe...avec une balance des peintres. Paris.
- Pochat, Götz (1986): Geschichte der Ästhetik und Kunsttheorie: Von der Antike bis zum 19. Jahrhundert. Köln.
- Richardson, Jonathan d. Ä. und Jonathan d. J. (1719): Essay on the Art of Criticism. London.
- Sander, Hans-Dietrich (1970): Marxistische Ideologie und allgemeine Kunsttheorie. Tübingen.
- Sedlmayr, Hans (1958): Kunst und Wahrheit: Zur Theorie und Methode der Kunstgeschichte. Hamburg.
- Staatsgalerie Augsburg (1978): Katalog Altdeutsche Gemälde. München.
- Temminck, J. J. (1983): Haarlem: Ist Social/Political History. In: Hofrichter, Frima Fox (1983), a.a.O. 17-27.
- Tiryakian, Edward A.(1963) Typological Classification. In:International Encyclopedia of the Social Sciences, 177-163.
- Warnke, Martin (1986): Gegenstandsbereiche der Kunstgeschichte. In: : Belting et al.(Hg.): Kunstgeschichte: Eine Einführung, 19-44.
- Winckelmann, Johann Joachim (1755): Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst. Dresden.
- Winckelmann, Johann Joachim (1764): Geschichte der Kunst des Alterthums, I-II. Dresden.

8 Dieter Pfau: Versuch über Walter Ludwig Bühls „Musiksoziologie“¹ – verbunden mit einigen persönlichen Erinnerungen

Musik – genauer klassische Musik spielte im Leben von W. L. Bühl eine große Rolle – einerseits als Ausgleich eines arbeitsintensiven, zurückgezogenen, disziplinierten Lebens – andererseits als Objekt der Wissbegierde und wie man an seiner Musiksoziologie zeigen kann, Ansporn, sich das Gehörte und die umfangreiche Lektüre dazu in einer großen Synthese zurechtzulegen – eine Art Summa, die eigentlich keine offenen Fragen kennt, weil sie sich der eigenen Position so sicher ist, dass fachspezifische Kontroversen kaum eine Rolle spielen. Eine Summa, die ihre Basis streng genommen nicht in der Soziologie sucht, da sie sie bereits in Arbeiten wie Erich Neumanns „Ursprungsgeschichte des Bewusstseins“ (1949) oder in Claude Lévi-Strauss‘ Interpretation des Mythos als musikalische Form (Mythologica I Das Rohe und das Gekochte, 1964) oder in Pitrim Sorokins Zyklentheorie (Kulturkrise und Gesellschaftsphilosophie, 1953) gefunden hat. W.L.B. fordert eine neue systemtheoretisch fundierte Musiksoziologie, die globale Phänomene medialisierter Musik thematisiert und analysiert und nicht nur die Traditionen europäischer Kunstmusik ins Zentrum stellt.² Seine Analysen gelten jedoch – dazu in Widerspruch – in der Regel der deutschen Tradition klassisch-romantischer Musik. Die emotionale Identifikation, die natürlich sich auch legitimieren kann, bringt der rational geforderten Analyse globaler medialer Musik letztlich wenig Interesse entgegen. Herz und Intellekt bleiben getrennt.

W.L.B. hat skrupulös die Arbeit am Manuskript der Musiksoziologie immer wieder zurückgestellt, glaubte er doch, vorher eine Reihe anderer Themen von größerer Relevanz bearbeiten zu müssen.³ Die Musiksoziologie ist 2004 erschienen, jedoch vermutlich 1996/1997 fertiggestellt worden. Vorarbeiten reichen jedoch weiter zurück. Das erste

¹ Peter Lang Verlag, Bern 2004.

² Einen aktuellen Versuch hat A. Gebesmair vorgelegt: Die Fabrikation globaler Vielfalt. Struktur und Logik der transnationalen Popmusikindustrie, Bielefeld 2008. Zur traditionellen Abwertung populärer Musik in der Musikästhetik vgl. M. Fuhr: Populäre Musik und Ästhetik. Die historisch-philosophische Rekonstruktion einer Geringschätzung, Bielefeld 2007.

³ Siehe den Beitrag von H.G. Vester in diesem Band!

Kapitel entspricht dem 1994 in der Zeitschrift „Soziale Welt“ erschienenen Aufsatz „Musiksoziologie an der postmodernen Wende“. Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass er 1992 nach der Lektüre meines kleinen Artikels Musiksoziologie⁴ eher vorwurfsvoll sinngemäß sagte, „da kann man über Musiksoziologie gar nicht mehr schreiben“. Dies natürlich nicht weil der Artikel so perfekt ausgefallen wäre – sondern weil er meine nüchterne Skepsis nicht verstehen konnte. Ihm war bereits 1992 selbstverständlich, dass eine Musiksoziologie weit über die konventionellen Grenzen des Fachs ausgreifen müsste. Ich gehe deshalb davon aus, dass er bereits 1992 mit der Arbeit an der Musiksoziologie begonnen hatte. 2004 musste W.L.B. bereits im Heim in Oberau leben. Die Frage, ob die Musiksoziologie von seiner Krankheit gezeichnet wäre, war leicht zu verneinen. Die Musiksoziologie ist ein „echter“ Bühl mit den für ihn charakteristischen Stärken aber auch mit Schwächen, die hier deutlicher als in anderen Arbeiten sich zeigen.

Musiksoziologie im konventionellen Sinne behandelt W.L.B. eigentlich nur im ersten Kapitel: „Musiksoziologie an der postmodernen Wende“ und im dritten Kapitel: „Musik und soziales System“. Beide Kapitel begründen die zentrale Forderung einer „systemischen Musikwissenschaft“ bzw. einer systemtheoretisch orientierten Musiksoziologie. Allerdings bleiben diese Forderungen abstrakt - eben nur Programm. Was ein komplexer systemtheoretischer Ansatz leisten könnte, wird nicht deutlich.⁵ Eine auch nur ansatzweise in Synchronie und Diachronie ausgearbeitete systemtheoretische Skizze wird nicht gegeben. Der Autor eilt von Thema zu Thema, Horizont und Wissbegierde sind weit gesteckt – Geduld und Sorgfalt der Ausarbeitung geraten dabei in Verzug. W.L. Bühls eigene idealtypische Gegenüberstellung (S. 38ff) eines hierarchischen Systems mit einem sich selbst organisierenden autopoetischen System kommt zu einer unverhofften Gegenüberstellung von einzelnen Komponisten ohne Gattungs- oder Werkdifferenzierung – ohne Differenzierung der Entwicklung, die das Schaffen eines Komponisten in der

⁴ Der Artikel ist 1992 erschienen im Soziologie-Lexikon des Oldenbourg Verlags, hrsg. von G. Reinhold in Verbindung mit S. Lamnek und H. Recker: Eine wesentlich überarbeitete Fassung dieses Artikels erscheint in der 5. Auflage 2008/9.

⁵ Ein komplexes systemtheoretisch-strukturfunktionalistisches Modell wurde ausgearbeitet von C.-M. Ort und F. Meyer im Umkreis von W.L. Bühl: F. Meyer/C.-M. Ort: Konzept eines strukturfunktionalen Theoriemodells für eine Sozialgeschichte der Literatur. In: R.v. Heydebrand, D. Pfau, J. Schönert (Hg.): Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Tübingen 1988, S.85-171.

Regel charakterisiert. Der ersten Gruppe werden J.S. Bach, J. Haydn, L.v. Beethoven zugerechnet – der zweiten Gruppe A. Schönberg, G. Ligeti, W. Lutoslawski – aber auch Musikstile wie Minimal Music. W.L.B. unterscheidet nicht Systeme musikbezogener Institutionen (der Kirche, der Oper, des Konzertwesens, der Musikausbildung, der Musikverlage, des Urheberrechts etc.) von Systemen musikalischer Institutionalisierungen (Gattungskonventionen, Motivtraditionen, musikalische Formen, kompositorische Verfahren die die musikbezogenen Institutionen in unterschiedlicher Weise charakterisieren, bzw. deren Produktion sie erst ermöglichen). Die unvermittelte Zuordnung einzelner Komponisten – unklar mit welchen Kompositionen und unter welchem Aspekt - zu einem der beiden Systemtypen ist nicht nur unterkomplex sondern auch irreführend und eigentlich irrelevant, zumal „die meiste Musik“ im „Mittelbereich“ verortet wird, ohne dass diesmal Namen genannt werden (S. 39). Skeptisch stimmt auch die Option für die Zyklentheorie P.A. Sorokins als Basis seines Wandlungskonzeptes (s.u.) – eine deutliche Absage an Modernisierungstheorien, egal welchen Typs und welcher Provenienz.

Das dritte Kapitel (Musik und soziales System) ist unverzichtbare Lektüre. Besonders lesenswert die Erweiterung der handlungstheoretischen Grundlagen im Abschnitt „Musik als Dialog, als Massen- und als Selbstkommunikation“ (S. 120ff). Aufschlussreich auch die Ausführungen über kontroverse Funktionsbestimmungen von Musik (S. 118) sowie die Ausführung über ikonische, indexikalische symbolische Aspekte musikalischer Kommunikation als nonverbaler Kommunikation mit geringer denotativer Komponente. Vagheit, Polyvalenz, Kontextualität und Selbstreferenz als Spezifikum musikalischer Kommunikation führen zu N. Luhmann und der Einsicht, Musikkommunikation „nicht mehr als Ereignis zu begreifen, das sich zwischen zwei oder mehr intentional handelnden Individuen abspielt, sondern der Eigendynamik der Kommunikation wird ein solches Gewicht zugesprochen, dass die Individuen damit mehr oder weniger aufgelöst, zu Funktionsträgern einer sich fortsetzenden Kommunikation werden“ (S.119).

An empirischen und historischen Fragestellungen ist W.L.B. weniger interessiert. So interessiert er sich nicht nachhaltig für die Bereiche, in denen Musiksoziologie eine gute Figur machen könnte – die Bereiche der Institutionen und Organisationen des Musiklebens in ihrem historischen Wandel bzw. in ihrer aktuellen Verfassung. Exemplarische Arbeiten musiksoziologischer Empirie vor 1997, auf die im aktuellen Handbuch der

Musiksoziologie⁶ verwiesen wird, werden wenig beachtet – dies gilt auch für historische Analysen. Indiz dafür ist auch der Umstand, dass der doch so belesene Autor eine Reihe bekannter einschlägiger Arbeiten nicht einmal in die Bibliographie aufgenommen hat.⁷ Das Desinteresse hat seine eigentliche Begründung darin, dass er „musikalische Transformationen“ als „soziopsychische Transformationen“ versteht – er kann also „direkt“ von Werkstrukturen auf Sozialstrukturen – genauer auf Mythen- und Riten-Strukturen schließen. Eben dieser Durchgriff vom einzelnen Werk auf Sozialstrukturen kann nur in einzelnen Fällen überzeugen, zumal traditionale, moderne bzw. postmoderne Gesellschaften und die Vielfalt ihrer Mixturen damit nur partiell erreicht werden – eben nur in den für sie als typisch unterstellten Riten- und Mythenstrukturen. An sich sollten Systeme mit Systemen korreliert werden – so hat man eigentlich bei W.L.B. gelernt. Die von P. Bourdieu geöffneten Problemfelder eines soziologischen Strukturalismus finden kein Interesse. Dies gilt auch für die „musical culture“ und die Gender Forschung, die der Musiksoziologie wichtige Impulse geben, bzw. von sich aus genuin soziologisch orientiert sind. Empirische Forschungsmethoden und Forschungsfelder z.B. Hörerverhalten, musikalische Sozialisation, Musikgeschmack, musikalische Subkulturen, Mediennutzung, neue Technologien, Rezeptionsforschung, Professionalisierung, Sozialstatus und Arbeitsfelder von Musikern, Musikproduktion, Sponsoring, Marketing, Urheberrecht, Ausbildungsgänge werden nicht thematisiert – diese Liste nicht als Vorwurf, sondern um die Konzentration der Musiksoziologie auf wenige dem Verfasser wichtige Themenkreise zu belegen.

Im zentralen dritten Kapitel („Musik und soziales System“) findet die Auseinandersetzung mit relativ bekannten, älteren Vertretern von Musiksoziologie statt: M. Weber, A. Schütz, T. W. Adorno, A. Silbermann, K. Blaukopf. Als aktuelle Autoren werden nur K. Engel und C. Kaden beachtet. Unter den älteren Autoren fehlt G. Simmel. Ein ausgewogener Überblick über die aktuelle Situation der Musiksoziologie wie ihm 1997 K. Inhetveen⁸ vorgelegt hat, wird nicht gegeben. Die Methode, die Autoren nur im Schlaglicht der Kritik vorzustellen, erleichtert auch dem relativ informierten Leser die Lektüre nicht

⁶ Handbuch der Systematischen Musikwissenschaft Bd. IV: Musiksoziologie, hrsg. von H. de la Motte-Haber und H. Neuhoﬀ, Laaber 2007.

⁷ Zum Beispiel L. Neitzert: Die Geburt der Moderne, der Bürger und die Tonkunst. Stuttgart 1989 oder E. Reimer: Die Hofmusik in Deutschland. Wilhelmshaven 1991.

⁸ Musiksoziologie in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1997.

gerade und führt zu irreführenden pars pro toto Charakterisierungen der Autoren, die mit Ausnahme von M. Weber und N. Elias durchwegs negativ bewertet werden – ohne dass ohnehin kontroverse Erkenntnisinteressen, theoretische Positionen, Forschungsmethodik und Resultate der rezensierten Autoren deutlich gemacht würden oder überzeugende Alternativen vorgestellt würden. Bühls Argument, dass eine reduktionistisch naive Korrelation von Musik und Gesellschaft notwendigerweise soziologisch unergiebig bleiben muss, wird niemand bestreiten wollen, dennoch kann die selektive Perspektive weder einen fairen noch einen informativen Überblick geben. Dass eine attraktive Theorie noch keine überzeugende Forschung garantiert – et vice versa – wird nicht gesehen. Warum den Daumen über G. Engel⁹ senken, hat er doch einen unkonventionellen Versuch einer spieltheoretischen bzw. ökonomischen Interpretation der Innovationsdynamik der Musik der Jahrhundertwende (der „zweiten Wiener Schule“) vorgelegt – auch wenn methodologisch-theoretischer Aufwand und soziologische Erkenntnis kein ausgewogenes Verhältnis erreichen. Auch C. Kaden, der 1984 noch zu DDR-Zeiten ein kybernetisches Modell musikalischer Kommunikation entwickelt hat¹⁰, müsste in Schutz genommen werden; er gehört zu den Wenigen, die musiksoziologische Fragestellungen von der Musikwissenschaft aus entwickeln. Der Schritt zu konsequenter soziologischer Theoriebildung ist allerdings unterblieben. Seinen umfangreichen Artikel Musiksoziologie im Lexikon Musik in Geschichte und Gesellschaft¹¹ hat W.L.B. nicht berücksichtigt – deshalb meine Annahme, dass das Manuskript 1996/1997 abgeschlossen wurde.

Paradoxerweise steht W.L.B. in der Privilegierung der „Innenbetrachtung“ – in den zentralen Kapiteln über Musik als Ritus bzw. Musik als Mythos – ohne intensivere „Außenbetrachtung“ Adorno methodisch näher als ihm bewusst ist.¹² Mit Adorno verbindet ihn ein Interesse an Kulturkritik, demgegenüber fachspezifisch soziologische Argumentation zurücktritt. Ich zitiere:

⁹ Zur Logik der Musiksoziologie, Tübingen 1990.

¹⁰ Musiksoziologie, Berlin-Ost 1984, bzw. Wilhelmshaven 1985.

¹¹ Die Musik in Geschichte und Gegenwart Sachteil Bd. 6 hrsg. von L. Finscher, Kassel/Stuttgart 1997 Sp.1618 – 1670.

¹² W.L.B. bezieht sich auf K. Mannheims Unterscheidung von „Typen der Interpretation“ in dessen Abhandlung „Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde“ (1926).

Eine Konsequenz der aktuellen gesellschaftlichen Konstellation ist eine „Atomisierung der gesellschaftlichen Beziehungen und ein scheinbarer Individualisierungsschub, dem die Mehrheit der Bevölkerung jedoch nicht gewachsen ist: Statt nach Individuation suchen sie „Identifikation“ und nach „kollektiven Übergangsobjekten“ in Form von charismatischen Führern, von Idolen und Fetischen, von Stars und pseudoreligiösen Kulturen und Kultobjekten. Dabei spielt die Musik keine geringe Rolle, da sie relativ leicht verfügbar ist und die fehlende soziale oder politische Gemeinschaft durch eine fiktive musikalische Gemeinschaft zu ersetzen scheint. Allerdings hat diese Art der Identifikation auch ihre Auswirkungen auf die Struktur oder Strukturlosigkeit der Musik die einerseits als transkulturelle „Weltmusik“ erscheint, andererseits aber der „Mac Donaldisierung“ verfällt, d.h.: nur noch in standardisierten Happen zum sofortigen Verzehr zu haben ist ... Soweit eine Musik „klassisch“ geworden ist wird sie mit Eifer musealisiert, gerade dadurch aber auch enthistorisiert, keiner Tradition und keiner musikalischer Gemeinschaft mehr zuordenbar. Der größere Teil der U- wie der E-Musik aber ist energetisch durch Motorik und Sound, durch Lautstärke und hysterische Ausbrüche derart aufgeladen, dass eine unmittelbare libidinöse oder aggressive Triebabfuhr gar nicht zu vermeiden ist. Die „populäre Musik“ ist jedenfalls nicht volkstümlich, weil sie besonders volksverbunden wäre, sondern weil sie Entwurzelten und unsicheren Menschen eine scheinbar einfache und problemlose, eine urtümliche und affektiv erfüllte Gemeinschaft in Aussicht stellt“ (S.133f).

Nicht Adorno spricht sondern W.L.B! Man meint einen Schüler Adornos zu vernehmen, der allerdings die marxistisch-idealistische Entfremdungssprache eliminiert hat.

Lesenswert und anregend die Kapitel II (Musik als Klangsystem) und IV (Musik und Emotion), die deutlich machen, dass der Verfasser bewusst „unterhalb“ soziologischer Theoriebildung ansetzt und über die konventionellen Grenzen der Musiksoziologie hinausgeht und gerade hier seine besondere Kompetenz in philosophischer und naturwissenschaftlicher Anthropologie einbringt, die von M. Scheler bis zur aktuellen Hirnforschung reicht.

Das eigentliche Ziel der umfangreichen Arbeit (von 362 Seiten) wird in den Kapiteln V (Musik als Ritus) und VI „Musik als Mythos“ erreicht – hier kommt der Autor zu seinem zentralen Anliegen – hat damit allerdings – die Soziologie mehr oder weniger verlassen.

Cl. Lévi-Strauss, C.G. Jung, E. Neumann und P. Sorokin sind die zentralen Autoren, auf die sich W.L.B. stützt. Es geht nicht um die in Geschichte und Gegenwart vielfältigen Beziehungen von Musik und Ritus, bzw. Musik und Mythos. Musik ist für W.L.B. immer schon Ritus und immer schon Mythos. Offensichtlich geht es um die Analyse von Tiefenstrukturen von Musik, die von Musikwissenschaft, Musikästhetik und Musiksoziologie nicht mehr erkannt werden und wieder freizulegen sind. W.L.Bs Verhältnis zur deutschen Musikwissenschaft ist ambivalent – gerade zentrale Vertreter wie H. Eggebrecht oder C. Dahlhaus werden wiederholt kritisiert, jedoch auch in eigene Argumentation eingebunden. Eigenartigerweise vertraut er Arbeiten ähnlichen Typs aus dem angelsächsischen Raum bereitwilliger.

W.L.B. ist sich seiner kulturanthropologischen strukturalistischen und zumal psychoanalytischen Fundamente so sicher, dass kritische Fragen nicht gestellt werden – obwohl doch C.G. Jung und zumal E. Neumann selbst innerhalb der Psychoanalyse zumindest umstritten sind. W.L.B. hat eine Botschaft: Unbefangen erklärt er schlechthin jede Musik zum Ritus und zum Mythos – dies ist originell aber doch auch nicht wenig einseitig. Vergessen sind die unverzichtbaren Standards in Methode und Theoriekonstruktion, die in den Kapiteln I und III gefordert werden. Man hat Grund zur Annahme, dass eine Musiksoziologie, die musikwissenschaftliche Standards beachtet, W.L.Bs Methode, immanente musikwissenschaftliche Werkanalyse phantasievoll psychoanalytisch oder ritentheoretisch umzuformulieren, relativ skeptisch sehen wird. Eigentlich ist die „Innenbetrachtung“ analog zu den Perspektiven der „Außenbetrachtung“, zu entwickeln – will man K. Mannheims Vorschläge zur Methode der Analyse produktiv weiterentwickeln.

W.L.B. hat sich die musiksoziologische Analyse eigentlich besonders schwer gemacht, da er – vergleichbar Adorno – die Werkstruktur soziologisch dechiffrieren will. Er hat sich die Analyse andererseits relativ leicht gemacht, da er die soziologische Dechiffrierung durch Mythen- und Ritenanalyse ersetzt und Werke heterogenen Charakters im Riten- und Mythenmodell vereinnahmt. Wie könnte z.B. die Behauptung intersubjektiv plausibel gemacht werden (S.191), „dass in der Musik idealtypische Zeitverläufe modelliert werden, in denen mittelbar die in einer Gesellschaft charakteristischen oder jedenfalls allgemein verständlichen Verlaufsformen und sozialen Grundverhältnisse oder auch strukturellen Grundprobleme kodifiziert werden“? Das ambitionierte Programm kann nicht überzeugend eingelöst werden. Eine Reihe von Abschnitten, zumal im Kapitel über Musik und Ritus sind interessant und anregend – u.a. der Abschnitt über die Messe als kollektiver Wandlungsritus. Die Interpretation geht zu Recht von den Sequenzen

der Liturgie aus – die Messkompositionen bleiben funktional über die vertonten Texte des Ordo Missae auf den Ritus bezogen – eine ritenorientierte Analyse der spezifisch musikalischen Werkstruktur von Messkompositionen in ihrer stilistischen Vielfalt (von der Kunst der Niederländer bis heute) unterbleibt.¹³

W.L.B. hat intensiv Musik gehört – er hat sich zumal in Sinfonik und Orchestermusik einen Fundus an Hörerfahrungen angeeignet, dessen zentrale Gestalten Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner, im Zentrum des deutschen Kanons sinfonischer Musik stehen. Reger hat ihn beeindruckt, noch stärker Bruckner, wohl der Komponist, den er besonders schätzte und liebte. Distanz bzw. Ablehnung galten der 2. Wiener Schule, negativ und ohne Verständnis seine Charakterisierung des späten Strawinski (S. 222). Ich verbinde persönliche Erinnerung mit der Lektüre der Musiksoziologie. Auch für ältere Musik hat er sich interessiert – seine Wissbegierde reichte zurück bis zu Gregorianik, deren Traditionen allerdings nur bis zur ersten Jahrtausendwende zurückverfolgt werden können. Eigenartigerweise spielte die i.d.R. besonders eingängige Barockmusik eine relativ geringe Rolle. Nur Bach und Händel werden wiederholt genannt. Von Bruckner war er tief beeindruckt – ich kann seine Interpretation der Sinfonien Bruckners als „Messen ohne Worte“ aus seiner Begeisterung heraus verstehen, allerdings so nicht akzeptieren, da er Bruckner nicht in Auseinandersetzung mit der Sinfonik, sinfonischen Dichtung, dem Musikdrama (Wagner) seiner Zeit zeigt, sondern den religiösen Habitus des Komponisten auf dessen sinfonisches Werk projiziert, als ob jeder Hörer dies erkennen und akzeptieren müsste. Verblüffend oft verstößt W.L.B. in den aus dem Herzen und mit persönlicher Identifikation geschriebenen Abschnitten der beiden zentralen Kapitel gegen die Normen, die er selbst aufgestellt hat.

W.L.B. hat Klavier gespielt. Das Musikzimmer in Bruckberg war mit Kurzflügel und Klavier ziemlich zugestellt. Sein Klavierspiel war recht ausdrucksvoll – markant, ohne das neutrale Parlando geübter männlicher oder weiblicher „höherer Töchter“. Gemeinsam Musizieren war ihm ungewohnt. Dass auch der „einsame“ Hörer einer CD mit der gesamten musikalischen Welt in einer Kommunikationsbeziehung steht, wird in der „Musiksoziologie“ wiederholt deutlich gemacht. Die Rede ist vom „einsamen Hörer“ – es geht nicht darum, dass man allein eventuell konzentrierter hören kann. Seine Liebe zur Orgelmusik insbesondere zu den zentralen Orgelkompositionen von J.S. Bach und

¹³ Eine Einführung gibt Th. Georgiades: Musik und Sprache. Das Werden der abendländischen Musik dargestellt an der Vertonung der Messe. Berlin 1954 - letzte Neuauflage Kassel 2008.

M. Reger führte zu dem Wunsch nach einer eigenen kleinen Orgel. Leider hat er auf meinen Rat nicht gehört, sich eine funktionierende Hausorgel für sein Haus in Bruckberg zu leisten. Er hat sich einen Orgelbausatz gekauft und nach längerem Montagefrust aufgegeben und die Bauteile entsorgt.

W.L.Bs. Wertschätzung galt dem klassischen Kanon in der eben skizzierten Auswahl und Akzentuierung. Eben diese Werke sind auch der Musiksoziologie zentral. Seine Liebe gilt sozusagen „unsoziologisch“ einzelnen Komponisten, genauer einzelnen Werken. Die Kette der Einzelinterpretationen soll 1000 Jahre europäischer Musikgeschichte als Gestalt- und Funktionswandel mythischer und ritueller Tiefenstrukturen rekonstruieren. Die Dynamisierung des Konzepts wird mit Hilfe von Sorokins Kulturzyklen-Theorie und mit Elementen einer Theorie der Postmoderne plausibel gemacht. W.L.B. glaubt, dass in der Gegenwart ein ca. 1000 Jahre dauernder Zyklus ans Ende gekommen ist und nun ein neuer Zyklus beginnt. Modernisierungstheorien – egal welcher Gestalt sind ebenso wie Elias' Modell zivilisatorischer Prozesse irrelevant geworden. Eine angeblich „modernistische“ Musikwissenschaft wird wegen ihrer Befangenheit in unerkannten modernisierungstheoretischen Positionen ausdrücklich kritisiert. Da Ritus und Mythos im Zentrum des Interesses stehen, ergibt sich häufig eine Denkfigur des „nicht mehr“, eine Denkfigur, die Nähe zu Theoremen der Säkularisierung verrät. Hier spricht nicht ein Soziologe sondern ein Musikphilosoph und Kulturkritiker. Allerdings legt W.L.B. mit dem Riten- und Mythenkonzept die Fundamente für eine in Interessen und Horizont weit geöffnete Analyseperspektive, die das Potential hat, die Phänomene globalisierter Musikkulturen, massenmedial verbreiteter Musik (Rock, Pop, Weltmusik) originell anzugehen. Die zitierte kulturkritische Abwertung und das Postulat sich den von der traditionellen Musikwissenschaft vernachlässigten, bzw. abgewerteten Bereichen außerhalb der musikalischen Hochkultur zuzuwenden, wollen jedoch nicht so recht zusammenpassen. Dass die Soziologie ihre Position als Leitdisziplin der Kulturwissenschaften an die Ethnologie, bzw. Kulturanthropologie verlieren wird, hat er wohl bereits in den frühen 90er Jahren erkannt und in der Musiksoziologie Konsequenzen auf seine Art daraus gezogen.¹⁴

¹⁴ In einer Reihe von „Cultural Turns“ wurde die „große Erzählung Moderne“ (der Soziologie) von der „großen Erzählung Kultur“ (der Ethnologie und Kulturanthropologie) abgelöst. W.L.B. hat dazu selbst beigetragen, wie seine bereits 1982 erschienene bedeutende Arbeit „Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens“ belegt. Einen Überblick über die Neuorientierungen in den Lite-

Fazit: Bereits im dritten Kapitel hat W.L.B. sein Ausgangsaxiom formuliert, das im Mythen- und Riten-Kapitel zum Tragen kommt (S. 123): Psychologisch lassen sich musikalische Transformationen als seelische Transformationen auffassen, soziologisch ist damit ... immer der Mensch oder die Menschheit ... angesprochen“. Erst nach Akzeptanz dieses Axioms sind dann Formulierungen denkbar wie „dass die Sonate wohl der wichtigste Katalysator oder Transformator der soziokulturellen wie der kollektiv- und individualpsychologischen Wandlungsprozesse der Komponisten, der Musiker und Musikhörer dieser Zeit“ war. Von einer empirischen Analyse, die „nur vom tatsächlich realisierten Kommunikationszusammenhang“ (S. 43) ausgeht, der „über das Medium der Musik bzw. Musikproduzenten und Rezipienten hergestellt wird“ hat W.L.B. sich weit entfernt. Auch die Forderung Innen- und Außenbetrachtung (Mannheim) in ein produktives Verhältnis zu bringen wird nicht eigentlich eingelöst. Eine anthropologisch, ethnologisch, bzw. psychoanalytisch generierte Innenbetrachtung bleibt vor der Soziologie, bzw. vor der Sozialgeschichte stehen – eine Außenbetrachtung ohne Innenbetrachtung bleibt vor der Werkanalyse stehen. Zumal in der ersten Variante, für die sich W.L.B. entschieden

raturwissenschaften, die sich inzwischen als Kulturwissenschaften verstehen und durch das Paradigma „Kultur als Text“ charakterisiert werden können, gibt D. Bachmann-Medick, *Cultural Turns*, Hamburg 2007. Besondere Beachtung fand U. Daniel mit ihrem „Kompendium Kulturgeschichte“ Frankfurt 1991 und öfter. Dieser Hinweis deshalb, weil sie 1995 eine „dichte Beschreibung“ (Clifford Geertz) zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert vorgelegt hat, die W.L.B. nicht berücksichtigt. Dichte Beschreibung ist eine der zentralen Aufgaben von Musiksoziologie. Im unübersichtlichen Feld der diversen Turns sollte auch nicht vergessen werden, dass die von H.U. Wehler, J. Kocka u.a. seit den 70er Jahren in dezidiert orientierter Orientierung an der Soziologie vorangetriebene „Historische Sozialwissenschaft“ sicher nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, sich jedoch noch recht guter Gesundheit erfreut. Hinweise dazu finden sich im 2006 zum 30-jährigen Jubiläum der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ von J. Osterhammel u.a. herausgegebenem Sonderheft der Zeitschrift „Wege der Gesellschaftsgeschichte“ (Göttingen 2006). Das aktuelle Interesse an transnationaler Geschichte, an historischen Analysen der Genese globaler Vernetzung bietet sicher Chancen einer Erneuerung der Kooperation von Soziologie (Systemtheorie, Netzwerkanalyse u.a.) und Geschichtswissenschaft. Ganz erheblich sind die Defizite der Cultural Turns im Bereich der Ökonomie und der politischen Ökonomie. Zu „transdisziplinären Synergiepotentialen“ vgl. H. Berghoff u.a. (Hg.): *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt 2004. Übersehen wird auch, dass Elementen der großen Erzählung „Moderne“ in der Mediävistik und Frühneuzeitforschung erhebliches Interesse entgegengebracht wird.

hat, wird der beschwerliche Analyseweg verkürzt und ein differenziertes In-Beziehung-Setzen der beiden Analyseperspektiven umgangen. Gerade in deren Relation liegt die Chance auf anspruchsvolle musiksoziologische Einsicht, eben soweit sie Werkstrukturen und Gesellschaftstrukturen in Beziehung setzen kann.

Zwei umfangreiche Rezensionen zur Musiksoziologie W.L.Bs sind mir bekannt:

G. Steingress, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (Vol. 32) 2007 Heft 3 S.98-103.

R. Kurt, Alte und neue Wege der Musiksoziologie in: Soziologische Revue (27.Jg.) 2005 Heft 4 S.339-344 - zugleich Rezension der kritischen Ausgabe von M. Webers Fragment zur Musiksoziologie, Tübingen 2002.

VI Theorie in der Praxis

9 Michaela Pichlbauer, Ingegerd Schäuble, Johanna Zebisch: Verantwortung der Wissenschaft für Soziale Systeme – ohne Genderbezug?

9.1 Der Anlass

Die Tagung „*Systemdynamik und Systemethik. Gibt es eine Verantwortung für Soziale Systeme?*“ hatte eine Form der Würdigung für Walter Bühl gewählt, die sowohl seine theoretischen Interessen aufgriff als auch „Fernwirkungen“ seiner politischen Steuerungsinteressen berücksichtigte. Daher fanden neben klassischen Vorträgen auch Workshops statt, die die Praxis stärker fokussierten. Und da ihn nicht die kritiklose Huldigung interessiert hätte, sondern der konstruktive, *deviant view*, den der wissenschaftliche Fortschritt braucht, werden wir nachfolgend aus verschiedenen *praxisnahen Perspektiven* einen „anderen Blick“ auf *Theorieprobleme* werfen.

Zahlreiche Teilnehmerinnen und ein Teilnehmer der Tagung haben sich in einem der Workshops mit der Frage auseinandergesetzt, warum die Genderthematik von Walter Bühl, der sich doch neugierig den unterschiedlichsten Themen zugewandt hatte, nie aufgegriffen wurde, auch nicht in seinem Buch „Verantwortung für Soziale Systeme“. Dazu gab es unterschiedliche (kollegiale) Vermutungen, wissenschafts- und frauensoziologische Thesen sowie „subjektive“ Einsichten. Diese können hier nicht zureichend wiedergegeben werden, aber vor diesem Diskussionshintergrund¹ werden wir die Frage beleuchten, wie sich aus praxisnahen und feministischen Perspektiven die wissenschaftliche Theorie-Praxis-Differenz und das darauf fußende Objektivitätspostulat darstellt und warum trotz aller Bedeutsamkeit des *Begriffsraums Selbstreferenz* in der Systemtheorie der Sprung zur Selbstreflexion der wissenschaftlichen AkteurInnen auf ihre eigene Verantwortung als immer auch Handelnde blockiert zu sein scheint.

¹ Wir danken den TeilnehmerInnen des Workshops sehr herzlich für alle Anregungen, die wir erhalten haben und hoffen auf Verständnis, dass wir nicht alles in diesem Aufsatz zureichend und theoretisch im Detail abgeleitet, verarbeiten konnten! Unser Dank geht an: Frau Gudrun Bühl, Frau Prof. Dr. Susanne Grimm, Frau Dr. Stefanie Handschuh-Heiss, Frau Susanne Kappler, Herrn Karl Kreuser, Frau Karin Lohr, Frau Elisabeth von der Ohe und Frau Dr. Margit Wehrich.

Die Teilnehmenden waren sich darin einig, dass von der Frauen- und Genderforschung zukunftssträchtige, innovative Impulse für die theoretische und praktische Weiterentwicklung der Wissenschaften insgesamt², nicht nur der Soziologie zu erwarten sind. Der nachfolgende Artikel ist von feministischen Praktikerinnen geschrieben, die Theorien aufgrund ihres Reflexionspotenzials schätzen, die aber auch wissen, dass Theorien nur die eine Hälfte sind, dass die zweite Hälfte tatsächlich *Praxis* ist, und dass Praxis immer auch heißt: eigenes Erleben!

9.2 Geschlecht und Objektivität

„Geschlecht“ bzw. „Zweigeschlechtlichkeit“ sowie die dazu gehörigen geschlechtsspezifischen Rollenbilder und ihre je unterschiedlichen sozialen Wertungen sind in unserer Gesellschaft so selbstverständlich, dass eine Thematisierung zunächst oft auf heftigen Widerstand stößt. Die Frauenbewegungen mehrerer Jahrhunderte mussten dies immer wieder auf's Neue erleben und aushalten. Auch die Wissenschaft ist ein Teilsystem dieser Gesellschaft, nicht nur in der Beschreibung der Systemtheorie. Deshalb ist es auch in der Soziologie „normal“, dass Personen nicht unabhängig von den Themen, die sie bearbeiten, und nicht unabhängig von ihrem Geschlecht reüssieren³. Nicht nur in der Selbstbeschreibung der Wissenschaft schlechthin, sondern auch in der Soziologie wird dies aber nur begrenzt reflektiert, denn jede Wissenschaft geht methodisch so vor, dass Objektivität sichergestellt ist und nur der Code wahr/falsch gibt den Ausschlag.⁴ Die Personalrekrutierung ist eine Bestenauslese, natürlich unabhängig von Geschlecht, Schichtzugehörigkeit etc., und seit Frauen überhaupt studieren dürfen, haben sie natürlich die gleichen Chancen.⁵ Vom Gegenteil betroffene Personen (und meist sind es Frauen), hatten große

² Sehr interessante Entwicklungen zeigen sich derzeit in der Gendermedizin, siehe z.B. Rieder/Lohff (2008) oder im interdisziplinären Bereich siehe z.B. Rippl/Mayer (2008).

³ Dies trifft nicht nur für das gesellschaftliche Diskriminierungsmerkmal „Geschlecht“ zu.

⁴ Die interessante wissenssoziologische Studie von Knorr-Cetina (2002) hat leider nur die „anderen“, die Naturwissenschaften im Blick.

⁵ Während heute etwa gleich viele Männer und Frauen ein Studium beginnen (49,5% Frauen 2006) gehen die Zahlen im Verlauf der Karriere deutlich zurück und enden bei 15% bei Professuren (2006). Wer an aktuellen Zahlen zur „leaky pipeline“ interessiert ist, sei verwiesen auf das Kompetenzzentrum für Frauen in Wissenschaft und Forschung: Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten, 2005; ebenso auf die Veröffentlichung des Statistischen Bundesamtes (2007): Personal an Hochschulen, und dass.: (2005) Frauenanteile in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn. Oder für

Mühe, diesem Thema überhaupt Sichtbarkeit zu verschaffen und es „wissenschaftsfähig“ zu machen. Das heißt konkret, nicht selbst aus dem System Wissenschaft auszusteigen (oder herauszufallen), sich an einen schon bestehenden Literaturkanon zu halten, akzeptierte wissenschaftliche Methoden anzuwenden, in einflussreiche Netzwerke Eingang zu finden, mikropolitisch erfolgreich Ressourcen zu beschaffen, Publikationshürden zu überspringen und trotzdem immer am „eigenen Themadran zu bleiben“.

„Wenn wir versuchen, feministische Fragestellungen mit dem Ziel der Frauenbefreiung in die Wissenschaft einzuführen, dann stoßen wir notwendigerweise an die Grenzen des herrschenden Wissenschaftsverständnisses, der anerkannten Forschungskonzepte und Forschungsmethoden. Das gilt insbesondere, wenn wir unsere Betroffenheit als Frauen – ohne die wir uns der Frauenbewegung ja nicht angeschlossen hätten – an unserem Arbeitsplatz in der Praxis, in Forschung und Lehre nicht verleugnen. Wir werden daher nicht umhin können, nach neuen, unserer Zielsetzung angemessenen Forschungskonzepten, Methoden und wissenschaftstheoretischen Grundlagen zu suchen. Das beinhaltet gleichzeitig die Erarbeitung einer die Frauenfrage umfassenden Gesellschaftstheorie“ steht in der Einleitung zu Band 1 der Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis bereits 1978 (S. 11) zu lesen.

Und weiter heißt es, „... dass die Suche nach einem neuen Wissenschaftsverständnis und einer theoretischen Fundierung und adäquater Methodologie nicht losgelöst von den Praxisfeldern erfolgen kann, in denen Frauen arbeiten und kämpfen. Die Einbeziehung der vielfältigen Erfahrungen von Frauen in verschiedenen Frauenprojekten und Berufsfeldern, ihre Erfahrungen in einzelnen Kampagnen in die Frauenforschung, ist kein herablassendes Zugeständnis von „Theoretikerinnen“ an „Praktikerinnen“ sondern ist die Voraussetzung dafür, dass die Frauenforschung die strukturelle Trennung zwischen Theorie und Praxis, Hand-Herz-Baucharbeit und Kopfarbeit tendenziell aufhebt.“ (S.12)

internationale Vergleiche: She Figures (2006): Women and Science. Statistics and Indicators. Oder auf Stehbut, Nina von (2003): Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft. Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft oder auf Rothe, Andrea u.a.: Gender Budgeting as a Management Strategy for Gender Equality at Universities.2008 oder auf Schäuble, I./Schreifeldt, K. (2007): Karrieremuster von Frauen in Universitäten.

Nach vielen Jahren harter Arbeit vieler Wissenschaftlerinnen, die auch mit Abwertung und Ausgrenzung für diese verbunden waren, sind Frauenfragen und die Genderthematik mittlerweile in der Wissenschaft angekommen. Allerdings hat sich dadurch am „System Wissenschaft“ – abgesehen von einer gewissen Erleichterung des Zugangs für Frauen – wenig Grundsätzliches verändert. Vor allem ist sich wohl die Generation, zu der auch Walter Bühl gehört, weitgehend darin einig, dass die Frauenfrage vielleicht ein quantitatives Problem ist (Zugang zur Institution, Gerechtigkeitspostulat), mit der aber keine qualitative Komponente (Wissensschöpfungsprozess, Erkenntniserweiterung) verbunden ist. Feministische Wissenschaft, die es schon seit einigen Jahrzehnten gibt, ohne dass sie großen Einfluss erreicht hätte „... konstatierte dagegen die Geschlechtszugehörigkeit schon immer als zentrale Kategorie der Gesellschaftsanalyse und verlangte, dass die unvollständige, einseitige und teilweise verzerrte Wahrnehmung der Gesellschaft korrigiert werden sollte“ (Brück et al. 1992). Der vorliegende Aufsatz will nicht auf die vielen, höchst interessanten inhaltlichen Weiterentwicklungen in den Gender Studies eingehen, auch nicht auf die inhaltlichen Weiterentwicklungen der Beziehung zwischen feministischer Forschung, Gender Studies und Systemtheorie⁶, wir werden vielmehr dem Diskurs weitere Sichtweisen hinzufügen.

Die Workshop-Teilnehmenden waren sich darin einig, dass die Weiterentwicklung mehr erfordert als nur wissenschaftliche „Rationalität“. Selbstreferenz auf der eigenen Prozessebene einer Person, sprich Selbstreflexion, ist hierzu erforderlich. Männer und Frauen müssen sich selbst als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihre jeweiligen gesellschaftlichen Verortungen als strukturierendes Moment der Erkenntnisgewinnung wahrnehmen, zur Disposition stellen und damit aktiv in den Diskussionsprozess einbringen. Damit könnte gleichzeitig ein Schritt getan werden in Richtung gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaftstreibenden für die Wissenschaft wie für die Gesellschaft aber auch für das eigene Erkennen und Handeln. Das erfordert Mut zu Neuem im äußeren, professionellen Handeln wie auch im eigenen Inneren.

⁶ Hierfür sei beispielsweise verwiesen auf Butler 1990, Pasero/Braun 2001, Pasero/Weinbach 2003, Weinbach 2004 und 2007 oder Kampmann u.a. (Hrsg.) 2004.

9.3 Verantwortung und Selbstreferenz

Bühl legt seiner *Verantwortung für soziale Systeme* einen Moralbegriff zu Grunde, der nicht nur „... mikrosoziologisch auf das Verhalten zu den Mitmenschen bezogen ist sondern makrosoziologische, also interorganisatorische und internationale Beziehungen“ mit einschließt, die sich nicht nur auf „... Respekt, sondern einerseits auf die Gleichgewichtsbedingungen von Fairness, Gerechtigkeit und Solidarität, andererseits aber auch auf die Ungleichgewichtsbedingungen von Macht, Selbstbehauptung, Ausbeutung und Miss-trauen beziehen“ (Bühl, 1998, 12). „Verantwortung ist primär ein SOZIALVERHÄLT-NIS“ (ebd., 13, Hervorh. Im Original). Im Anschluss an Luhmann (1991, 14) definiert er Ethik als „Reflexionstheorie der Moral“ (Bühl 1998, 12) und beschreibt die Notwendigkeit einer dynamischen Systemethik, einer mehrstufigen Weltethik. Ihm ging es um die theoretische Verbindung von Handlungs- und Designverantwortung.

Verantwortung ist nicht ohne Bezug zu „Menschen“, zu Personen und deren je unterschiedlicher Lebenspraxis verstehbar und einlösbar. Verantwortung für soziale Systeme beinhaltet daher auch, die unterschiedlichen Interessenlagen wahrzunehmen und einzu-beziehen auf Grund derer ein Mensch handelt: die Interessenlagen von Älteren und von Jüngeren, von Frauen und von Männern, von Privatleuten und von Unternehmen, von heutigen und späteren Generationen etc.

Verantwortung für soziale Systeme unterschiedlicher Art muss auch eine Verantwortung der Wissenschaft (d.h. der Wissenschaft betreibenden Personen) für die Wissenschaft und deren Folgen beinhalten. Wissenschaft wird nicht (nur) zum Selbstzweck betrieben, Wissenschaft hat gesellschaftliche Konsequenzen, das Wissenschaftssystem ist einer der wichtigsten Multiplikatoren in fast allen Gesellschaften, es bildet die WissensträgerInnen einer Gesellschaft, ihre Elite aus.

Diese Verantwortung übernehmen zu können, verlangt von den Verantwortenden Selbstreflexionsfähigkeit zur Hinterfragung des eigenen Tuns, der eigenen Moralität und Ethik, aber auch der sozialisatorischen und sozialstrukturellen Ursprünge des eigenen Denkens und Handelns, als Teil des Systems Wissenschaft.

So hat Maria Mies mit ihren „Methodischen Postulaten zur Frauenforschung“ bereits 1978 eine wichtige international geführte Diskussion zur Verantwortung im System Wis-senschaft angestoßen und dabei auf die konsequente und schon geschichtliche Vernach-lässigung der Genderfragen und der Genderperspektiven hingewiesen. In der (andro-

zentrischen) wissenschaftlichen „Mainstream-Literatur“ – auch zum Thema Verantwortung in der Wissenschaft – wurden diese Anregungen der in feministischen Wissenschaftskreisen sehr angesehenen Maria Mies aber konsequent ignoriert, von Walter L. Bühl ebenso wie von fast allen seinen Kollegen. Wir wissen spätestens seit Robert K. Merton und Thomas S. Kuhn, dass Nicht-Beachtung die stärkste wissenschaftsimmanente Sanktion für AbweichlerInnen ist. Mit Nicht-Beachtung werden Entwicklungen und Innovationen im Keim erstickt. Dass das so machbar war, haben Männer *und* Frauen der Wissenschaft in je anderer Weise mitgetragen. Wer sich mit dem Wissenschaftssystem nur selbstreferenziell identifizierte, konnte die kritischen Fragen von Maria Mies nicht aufgreifen, da sie die zentralen Organisationsprinzipien (Kreativität, organisierte Skepsis, gift giving system) des Wissenschaftssystems und seine Postulate (Wertfreiheit, Neutralität, intersubjektive Wiederholbarkeit von Ergebnissen) in Frage stellten. Wenn aber, wie auch Bühl sagt, das Systemdesign und seine Organisationsprinzipien insgesamt zur Reflexion anstehen, dann würde auch die Reflexion des eigenen Standpunktes, der eigenen Stellung und Karriere als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler gedanklich nicht weit entfernt liegen.

Niklas Luhmann hatte Anfang der 80er Jahre mit seinem Buch „Soziale Systeme“ einen Grundriss für eine allgemeine Theorie vorgelegt, der die Anbindung an Theorien selbstreferentieller Systeme als einen interdisziplinären Ausweg aus der soziologischen Theoriekrise wählt. Selbstreferenz wird von ihm als das Grundproblem sowohl im Gegenstandsbereich der Theorie gesehen als auch bei ihrer epistemologischen Fundierung. Wir werden kurz den Begriffsraum „Selbstreferenz“ umreißen, da er einen sinnvollen Überbegriff für Phänomene wie etwa Selbstorganisation, Selbstbeobachtung, Selbstherstellung, Kreiskausalität etc. darstellt. Luhmann reklamiert, eine Theorie mit Universalitätsanspruch für die Soziologie zu generieren mit der Konsequenz, dass sie als soziologische Theorie alles Soziale behandeln können muss und somit auch selbst wiederum in der Theorie vorkommen muss. „Theorien mit Universalitätsanspruch sind also selbstreferentielle Theorien. Sie lernen an ihren Gegenständen immer auch etwas über sich selbst. Sie nötigen sich daher wie von selbst, sich selbst einen eingeschränkten Sinn zu geben – etwa Theorie als eine Art Praxis, als eine Art von Struktur, als eine Art von Problemlösung, als eine Art von System, als eine Art von Entscheidungsprogramm zu begreifen.“⁷ Zusätzlich zu dieser epistemologischen Verwendung des Begriffs leistet er

⁷ Luhmann 1984, S. 10.

eine fruchtbare Ebenendifferenzierung, denn schaut man sich genauer an, was der Wortteil „Selbst“ alles meinen kann, wird deutlich: wenn man auf der Ebene der Elemente eines Systems denkt und Selbstreferenz konstatiert, wird das Autopoiesis-Phänomen der *Selbsterstellung* eines Systems fokussiert. Denkt man auf der Ebene von Strukturen, nimmt der Selbstreferenzbegriff Phänomene wie *Selbstorganisation* in den Blick. Und auf der „Ebene eines Systems als Ganzes“ werden *Selbstbeobachtung* und *Selbstbeschreibung* zum Inhalt des Begriffs Selbstreferenz. Bühl hatte an Luhmann stets kritisiert, dass dieser eine Flucht in selbstreferenzielle Schleifen gewählt habe und nur noch in Kategorien der Beobachtung mindestens zweiter Ordnung gedacht und geschrieben habe.⁸ Auch von hier aus, von selbstreferenziellen Denkfiguren aus, wäre der gedankliche Schritt in die andere Richtung, zu sich selbst als Wissenschaftler oder Wissenschaftlerin gar nicht so weit.

Wir schließen diesen Exkurs mit zwei „nicht systemtheoretischen“ Zitaten. Das erste ist von G.H. Mead, der in den 20er Jahren angetreten war, den psychologischen Behaviorismus um die soziale Dimension zu erweitern, um zu erklären, wie personale Identität entsteht. Das zweite stammt von Erving Goffman, der die Interaktionsordnung, auch die der Geschlechter, als Wirklichkeit eigener Art herausgearbeitet hat.

„Der Einzelne erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als Ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Erfahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht in dem er für sich selbst zu einem Subjekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selber wird, genauso wie andere Individuen für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in dem er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist.“⁹

⁸ Siehe hierzu Pichlbauer/Rosner und Bauernfeind in diesem Band.

⁹ G.H. Mead, *Geist, Identität und Gesellschaft*, Suhrkamp 1968 (University of Chicago 1934), S. 180.

„Das Geschlecht dient in modernen Industriegesellschaften, und offenbar auch in allen anderen, als Grundlage eines zentralen Codes, demgemäß soziale Interaktionen und soziale Strukturen aufgebaut sind; ein Code, der auch die Vorstellung der Einzelnen von ihrer grundlegenden menschlichen Natur entscheidend prägt. Dies ist eine gängige Ansicht, doch bis vor kurzem blieb uns ihre verwirrend vielschichtige Bedeutung verborgen. Denn die herkömmliche soziologische – scheinbar ausreichend klare – Auffassung, das Geschlecht sei ein 'erlerntes, diffuses Rollenverhalten' hat frühere Generationen von Sozialwissenschaftlern offenbar eher gegen Erkenntnisse immunisiert, als dass sie dieser 'Seuche' eine Ausbreitung erlaubt hätten. Diese Forscher handelten, noch deutlicher als sie es beim Phänomen der sozialen Klassen getan haben, einfach wie alle anderen Menschen: Sie stützten durch ihr eigenes Verhalten genau das, was wenigstens einige von ihnen in Frage stellen sollten. Und wie in letzter Zeit üblich, mussten wir von den Betroffenen selbst an unseren eigentlichen Forschungsgegenstand erinnert werden.“ (Goffman, 1977, S. 30, in der Übersetzung von 2001, S. 105).

9.4 Objektivität und Forschungspraxis

„Objektivität' wird allgemein verstanden als eine Form der Erkenntnisgewinnung, die unabhängig von der Person, die forscht, stattfindet. Ein solcher Anspruch ist jedoch nur durch eine willkürliche Trennung von Forscherin oder Forscher und Forschungsgegenstand aufrecht zu erhalten. Die eigene Beteiligung und Betroffenheit muss dazu ausgesetzt werden, was gleichzeitig Herrschaft über das Forschungsobjekt bedeutet. ‚Objektive Wissenschaft' will Gewissheit, will Eindeutigkeit und Quantifizierbarkeit der Realität, sei es auch um den Preis der Zerstückelung, der Atomisierung, bis hin zur Zerstörung ihres Forschungsgegenstandes. In den Sozialwissenschaften hat sich der Objektivitätsanspruch niedergeschlagen in der Entwicklung von immer verfeinerten statistischen Methoden der empirischen Datenerfassung und -auswertung, in denen die handelnden Menschen in ihren sozialen Bezügen nicht mehr erkennbar sind“ (Brück u.a.1992).

„Wenn Frauen systematisch von der Planung und Durchführung wissenschaftlicher Projekte ausgeschlossen werden und ihre Arbeit abgewertet wird, dann ist der personenbezogene Status innerhalb der Wissenschaft ebenso wenig wertfrei, objektiv und unvoreingenommen wie die Bewertung der Forschungsergebnisse, und dergleichen scheint auch gar nicht vorgesehen zu sein. Stattdessen steht dieser Diskurs der Wertfreiheit, Objektivität und sozialer Unvoreingenommenheit offensichtlich eher im Dienst gesellschaftlicher Kontrolle. Eine Institution, die beharrlich darauf verweist, dass sie solche Ziele bereits erreicht habe, bedient sich eines machtvollen rhetorischen Instruments, um ihren eigenen Einseitigkeiten eine Grundlage zu verschaffen, die durch eine gleichermaßen einseitige Gesetzgebung und Öffentlichkeit abgesegnet werden kann“ (Harding 1990, S. 69).

Parallel zum nach wie vor gültigen Postulat der Wertfreiheit und der universellen Gültigkeit gibt es aber seit längerem wissenschaftstheoretische Ansätze, die eine Perspektivität oder Seinsgebundenheit des Denkens betonen. Die Wissenssoziologie befasst sich explizit mit dem Zusammenhang zwischen Arten der Weltauslegung („Denklagen“) und dem historisch-sozialen Schicksal („Seinslage“) der zu diesen Arten der Weltauslegung tendierenden Gruppen¹⁰. In diesen Ansätzen wurde bereits ausführlich die soziale Gebundenheit der Denk- und Erkenntnisformen diskutiert, so z.B. von Durkheim (er spricht unter anderem von einer „sozialen Bedingtheit der Denkformen“), von Max Scheler (er spricht von „Sozial- und Realfaktoren“), von Karl Mannheim („Seinsgebundenheit des Denkens“) und ebenso von Jürgen Habermas („Erkenntnis und Interesse“). Innerhalb der Systemtheorie und der Theorie autopoietischer Systeme befassen sich neuere Ansätze aus der Biologie, Neurophysiologie und Psychologie mit dem Problem der vorstrukturierten Wahrnehmung und Wirklichkeitsinterpretation durch Subjekte. Dieser Diskussionszusammenhang wird mit dem Begriff „Radikaler Konstruktivismus“ umschrieben und belegt mehr und mehr die bereits bei Kant formulierte Erkenntnis, dass „... wir nie mit der Wirklichkeit an sich umgehen, sondern stets mit unseren Erfahrungswirklichkeiten“ (Schmidt 1988, S. 7).

Wissen bedeutet demnach also nicht im Besitz einer ontologischen „Wahrheit“ zu sein, sondern Wissen ist stets nur „empirisches“ Wissen. In diesem Verständnis ist Wissen

¹⁰ Siehe auch Basis-Überbau-Thematik der marxistischen Theorie und des historischen Materialismus.

also stets „intersubjektiv geteiltes operationales Wissen in unserem Kognitionsbereich“ (Schmidt 1988, S. 34 ff.).

Grundgelegt wurde dieser neue Ansatz unter anderem durch den Neurophysiologen, Biologen und Philosophen Gerhard Roth. Über die neurophysiologischen Bedingungen der Wissensproduktion kommt er zu einer Theorie der Kognition, die davon ausgeht, dass das menschliche Gehirn gar nicht in der Lage ist, „Wirklichkeit als solche“ abzubilden. Nach Roth (1985) erzeugt das Gehirn aufgrund seiner spezifischen Arbeitsweise als selbstreferenziell geschlossenem System, in dem der signalverarbeitende und der bedeutungserzeugende Teil eins sind, zusammen mit der Wahrnehmung von Signalen gleichzeitig auch deren Bedeutung. Wahrnehmung *ist* damit gleichzeitig Interpretation und *ist* gleichzeitig Bedeutungszuweisung. Es ist deshalb nach Roth davon auszugehen, dass wir es beim Erkenntnisprozess mit einem „ontologischen Sprung zu tun [haben], nämlich dem Sprung von der materiellen *Realität*, die uns kognitiv unzugänglich ist, zur kognitiven *Wirklichkeit*, die für uns die einzig existierende Welt ist“ (Roth 1988, S. 275). Damit ist aber jedes „Wissen“ ein Ergebnis subjektiver Interpretation, ein Ergebnis von Bedeutungszuweisungsprozessen. Objektivität im Sinne einer bruchlosen und „richtigen“ Abbildung einer ontologischen „Wahrheit“ kann es nach diesem Verständnis also gar nicht geben.

In letzter Konsequenz legt diese Erkenntnis aber nahe, alles vorhandene (auch das wissenschaftliche) „Wissen“ umzudeuten, und damit muss in der Tat eine fundamentale Umorientierung der Wissenschaft verbunden sein. „Denn wenn die Idee der Erkennbarkeit einer absoluten Wirklichkeit ihren Sinn verliert, kann das Streben nach absoluter Wahrheitserkenntnis nicht mehr – wie noch heute in der sogenannten Grundlagenforschung oder reinen (sic!) Forschung – als Legitimation wissenschaftlicher Tätigkeit dienen. Vielmehr muss sich jede Forschungstätigkeit in jedem Fall hinsichtlich ihres Nutzens für menschliches Leben ausweisen“ (Schmidt 1988, S. 37). Das neue Wissenschaftskonzept ist also ein pragmatisches, das der Sicherung und Verbesserung unserer Lebensbedingungen und dem Überleben der Menschheit zu dienen hat.

„Die konstruktivistische Umorientierung wissenschaftlicher Forschung von wahren (= objektivem) auf brauchbares (= für Menschen nützliches) Wissen, von Deskriptivität auf Problemlösungskapazität, von Objektivität auf Intersubjektivität von Erfahrungen in kognitiven Welten interagierender Partner, von Ontologie auf kognitive Methodologie (ohne externe Ontologie) bringt

eine Reihe von hartnäckigen traditionellen erkenntnistheoretischen Problemen (wie z.B. Verifikation und Falsifikation, Adäquatheit, Approximativität) erfolgreich zum Verschwinden (...). Der Radikale Konstruktivismus ist ein *Modell*, wie E. von Glasersfeld immer wieder betont hat, das auf seine Nützlichkeit und nicht auf seine Wahrheit untersucht werden soll“ (Schmidt 1988, S. 43).

Auch im Kontext der Evaluationsforschung, die ja auch sehr nahe an der Theorie-Praxis-Differenz operiert, zeigt sich, dass „(...) der innerwissenschaftlichen Reflexion des wissenschaftstheoretischen Problems, ob bzw. wie das zu evaluierende Projekt (das 'Objekt der Forschung') durch den Vorgang der wissenschaftlichen Beobachtung beeinflusst wird, eine neue 'praktische Reflexionsperspektive' hinzugefügt werden kann“ (Pichlbauer 2006, S. 886).¹¹ Der wissenschaftliche Grenzfall (der Nicht-Beeinflussung) muss nämlich von seiner eigenen Prozessebene, der Interaktion bzw. Nicht-Interaktion abstrahieren und nur noch die Effekte auf die Beobachteten aber nicht mehr auf sich selbst wahrnehmen. „Wenn wir wissenschaftlich arbeiten, betrachten wir die Objekte als etwas dem Subjekt, das wir selbst sind, äußerlich gegenüberstehendes: der Wissenschaftler selbst wird in der Wissenschaft zu einem Objekt, das dem Subjekt äußerlich ist“ (Bataille 1994, S. 39).

Feministische Wissenschaft geht demgegenüber von der Einheit der ForscherIn und dem Erforschten aus. Evelyn Fox Keller bietet als Alternative die Vorstellung von einer ‚dynamischen Objektivität‘ an, in der sich das forschende Subjekt dem Forschungsobjekt als einem Gleichen nähert.

Auf Grund des Objektivitätspostulats im System Wissenschaft wurde die reale Person des Wissenschaftstreibenden exkludiert, so dass hinter der funktionalen „Fassade“ Gefühle wie Angst, Unsicherheit, Selbstherrlichkeit, Machtstreben, Interessenslagen, Lust, Sympathie etc. verborgen bleiben. Die Person mit ihrem Eigeninteresse und ihren Erkenntnisbegrenztheiten verschwindet hinter der Idee von Objektivität und Wertfreiheit der Wissenschaft. Mit diesen Ansprüchen an wissenschaftliches Arbeiten sollte die Ambition der universellen Gültigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse eingelöst werden.

¹¹ Vgl hierzu ausführlicher die Beiträge der Ad-Hoc-Gruppe „Evaluationsforschung – Evaluationspraxis“ auf dem 32. Soziologiekongress 2004 in München, Pichlbauer/Lohr 2006, Lohr 2006, Haubrich 2006, Dill 2006 und mit einem äußerst interessanten handlungstheoretischen Rahmen für Evaluationsprozesse Wehrich 2006.

Wenn es aber zutrifft, dass sich die Wissenschaft – wie alle Wissensschöpfungsprozesse – nicht aus den sozialen Kontexten lösen kann, in denen sie entsteht und auf die sie zurückgreift, kann sie nicht universell, sondern nur partiell gültig sein. Weil das moderne westliche Wissenschaftssystem aber weitgehend patriarchal und männlich strukturiert ist, ist es auch parteilich für männliche Interessen.

Mit diesen neueren teilweise empirischen Herangehensweisen an erkenntnistheoretische Positionen wird nun „evident“, was auch früheren Philosophen schon klar war: Wissenszuwachs beruht auf einer tatsächlichen „Produktion“ mit Hilfe bereits beim erkennenden Subjekt angelegter Raster, in welche neue Erkenntnisse sukzessive eingeordnet und adaptiert werden. Das jeweilige Raster sowie der weitere sukzessive Prozess der Wahrnehmung und Einordnung „neuen“ Wissens ist damit auch ein Ergebnis der jeweiligen Lebenslage, in der sich ein erkennendes Subjekt befindet.

Diese Erkenntnis ist nun eigentlich nichts Neues und in Philosophie, Erkenntnistheorie und Wissenssoziologie seit langem wohl bekannt. Hier wird längst auf viele mögliche Formen von Seinsgebundenheit der Wissensproduktion und damit auch der Wissenschaft selbst hingewiesen, auch Historizität bleibt nicht unerwähnt. Wie konnte es aber sein, dass eine so offensichtliche Seinslage wie die Geschlechtszugehörigkeit, mit der in allen Gesellschaften mehr oder weniger starke, zum Teil aber gravierende Unterschiede in der sozialen Stellung und in den Rollenerwartungen verbunden sind, nicht als wichtig erachtet wurde? Auch von den TeilnehmerInnen des Workshops (von denen einige keine Wissenschaftlerinnen waren) wurde offenes Unverständnis für dieses Defizit in der Wissenschaft geäußert. Eine Teilnehmerin sagte etwa sinngemäß: „Ich verfolge mit großem Erstaunen, mit welcher Hingabe sich die Wissenschaft jedem Detail widmet, aber an der Lebensrealität der Menschen – und besonders der Frauen – vorbeischaud und diese gar nicht zur Kenntnis nimmt.“

Dies war und ist wohl Aufgabe von feministischen Wissenschaftlerinnen, die oft um den Preis der Ausgrenzung aus der scientific community das Geschlecht als zentrale Kategorie ganz nach vorne stellen. Viele, die versucht haben, über das hinaus zu denken, was als sanktioniertes Spielfeld „Wissenschaft“ gilt, sind als „unwissenschaftlich“ negiert worden. Solche existentiell relevanten Erfahrungen haben z.B. Mary Daly, Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz gemacht. Senta Trömel-Plötz (1991) formuliert ihre Erfahrungen unter der Kapitelüberschrift „Der Ausschluss von Frauen aus der Universität“.

Ein interessantes Konzept bietet die Biologin und Kulturwissenschaftlerin Kerstin Palm an (siehe Palm 2007). Sie versucht, ausgehend von einer Kritik des wissenschaftlichen Objektivismus, Geschlecht als interdependente Kategorie zu fassen, deren jeweilige Ausprägungen sogar auf die vermeintlich völlig neutralen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse durchschlagen. Palm greift auf das Konzept des „Multiple Subject“ von Sandra Harding zurück (Harding 1991). Sie bezeichnet dieses Konstrukt als ein epistemologisches Interdependenzenkonzept, weil es auf die „wechselseitige soziale und kulturelle Strukturierung von Wissenspositionen entlang verschiedener Kategorien verweist“ (Palm 2007, S. 152). Verbunden mit diesem Konzept war bei Harding auch eine Formulierung der Perspektivität naturwissenschaftlicher Erkenntnisse aufgrund dieser interdependenten Situierung von Subjekten. Für Harding ist deshalb die eigentlich anzustrebende Objektivität in der Wissenschaft („Strong Objectivity“) dadurch gekennzeichnet, dass sie „... im Zeichen einer radikalen Selbstaufklärung des naturwissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs [steht], der bisher gerade dadurch, dass er seine Wertegeleitetheit nicht kenne, ihr umso mehr erliege und letztlich das Gegenteil eines souveränen Wissens produziere“ (Palm 2007, S. 154). Dieses so entstandene Wissen ist dann nach Harding „... das Ergebnis eines durch Machtverhältnisse geprägten Aushandlungsprozesses, also konsensual hergestellte temporär gültige Weltdeutung“ (Palm 2007, S. 154). Das Konzept von Harding wurde von Donna Haraway noch ergänzt um die Idee des „Situated Knowledge“ sowie um die Idee, dass auch nicht-menschliche Forschungsobjekte in Form einer „quasi-sozialen“ Interaktion einen bedeutungsgenerierenden Dialog mit den Forschungssubjekten aufnehmen. Damit ist das Wissensobjekt gleichsam als „Akteur“ oder als „aktives Objekt“ zu verstehen (siehe u.a. Haraway 1995).

Palm zeigt nun anhand zweier Beispiele von Naturwissenschaftlerinnen (Biologinnen), wie sich verschiedene Positionen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als „Multiple Subjekte“ innerhalb der Wissenschaft ebenso auf das Objekt der Erkenntnis auswirken wie Interpretationen bezüglich des Erkenntnisobjektes, welche wiederum mit Assoziationen bezüglich Rasse, Migration, Sexualität und Geschlecht zu tun haben (Palm 2007, S. 159 ff.). „Beide Biologinnen sind durch ihre unterschiedliche marginalisierte Position im Wissenschaftsbetrieb zu abweichenden Perspektiven auf gängige Forschungspraxen und -begriffe gekommen, die es ihnen ermöglichten, sowohl die eigene Wertegeleitetheit als auch die normative Basis der dominanten Position ihrer eigenen Forschungsbereiche offenzulegen.“ (Palm 2007, S. 164).

9.5 Geschlecht und Lebenswelt

Das Geschlecht als Basis für eine spezifische Form von „Seinsgebundenheit“ ist dem Denken am wenigsten zugänglich, weil es zu selbstverständlich – und deshalb schwer hinterfragbar ist. Es ist so unmittelbar vor-formend, dass diese Prä-Okkupation des Denkens durch spezifische Denkmuster gar nicht mehr in die Wahrnehmung gerät – Wahrnehmen und Interpretieren sind eins.¹²

Die Wissenschaft wurde bis vor kurzem nahezu ausschließlich von Männern und männlichen Erfahrungen geprägt. Denkmuster, Regeln, Normen, Vorgaben, die dem System Wissenschaft ihre Struktur und Organisation geben, sind männlichen Denkvorgängen entsprungen. Es ist vielen Wissenschaftlern aber (oft immer noch) nicht in letzter Konsequenz bewusst, dass dies so ist. Es kann nicht wahrgenommen werden, solange kein Rezeptor für diese (weibliche) Welt vorhanden war (und ist). Änderungen im Wissenschaftssystem und im wissenschaftlichen Denken und Handeln werden immer noch von vielen weit von sich gewiesen mit dem Hinweis auf die Hartnäckigkeit der Institution Wissenschaft, der ein einzelner Mann mit einem eventuellen Veränderungswillen nicht gewachsen ist. Sie behandeln die Genderfrage daher vielleicht eher mit väterlicher Nachsicht, souverän mit eloquenten Wortspielen (siehe z.B. Luhmann 1988)¹³ oder mit offensiver Ablehnung.

Warum war es leichter möglich, andere „Seinsgebundenheiten“ wahrzunehmen, z.B. Klassenlagen-, Macht-, Interessensspezifik, historische Spezifik, Generations-, Kulturspezifika etc.? Es kann vermutet werden, dass es mit den Möglichkeiten eines konkreten Perspektivenwechsels zusammen hängt. So ist ein Wechsel zwischen den genannten spezifischen Seinslagen möglich, zumindest theoretisch, er kann durch bestimmte Erfahrungen (Wechsel zwischen Kulturen, sozialer Auf- oder Abstieg, Brüche im Lebenslauf)

¹² Vgl. Schmid 1988.

¹³ Im vorliegenden Aufsatz kann nicht in zureichender Form auf den Aufsatz von Luhmann 1988 eingegangen werden, denn die Form müsste vor allem darstellen, warum einerseits aufwendig differenzlogisch argumentiert wird, um der Frauenforschung zu einem verbesserten Reflexionsniveau zu verhelfen, um dann andererseits auf James Keys, alias George Spencer-Brown hinzuweisen, der in seinem Buch „Dieses Spiel geht nur zu zweit“ bekennt, die Laws of Form in einem „unerleuchteten Zustand“ verfasst zu haben um dann in sehr poetischer Weise eine unglückliche Liebe zu verarbeiten!

ausgelöst werden¹⁴ oder ist in jedem Leben ohnehin unvermeidlich durch den Alterungsprozess. Dagegen ist ein Wechsel des Geschlechtes bis heute nur in bestimmten Ausnahmefällen möglich. Ein rein theoretischer Perspektivenwechsel aber kann niemals einen Wechsel der realen Seinslage mit allen Konsequenzen ersetzen.

Offenbar ist es Frauen erziehungsbedingt (Zuarbeiterin und Helferin des Mannes in einer nach männlichen Maßstäben und Zielen funktionierenden Welt) eher möglich (nötig?), eine männliche Perspektive einzunehmen, als es umgekehrt Männern möglich ist, sich in die – sozial weniger relevante und wertgeschätzte – weibliche Perspektive hineinzuversetzen. Es ist wohl auch nicht attraktiv, sich (wenn auch nur gedanklich) mit einer untergeordneten Position zu identifizieren. Vielleicht gereicht es hier Frauen zum Vorteil, dass sie sich eine tendenziell „männliche“ Lebenssituation denken und heutzutage teilweise auch schaffen können (finanzielle Unabhängigkeit, Freiheit in ihrer Lebensgestaltung, Freiheit von Zwängen der Familienversorgung und Freiheit von Zwängen der rigiden Unterordnung unter soziale Normen). In Paarbeziehungen bleibt Männern zwar selbst in deprivierten Lebensverhältnissen in der Regel mehr persönliche Freiheit, und die „Frau an ihrer Seite“ sorgt für die tägliche Stützstruktur, Männer bleiben aber dadurch auch abhängig von der Stützstruktur. Dies gilt für Wissenschaftler wie für Hilfsarbeiter gleichermaßen. Da sich diese zwei unterschiedlichen Lebenswelten – die männliche und die weibliche – aber gleichzeitig *innerhalb derselben Kultur, innerhalb derselben Historie, innerhalb derselben sozialen Gruppe* abspielen, liegen sie quer zu den anderen Lebenswelten. Sie werden bestenfalls als persönlich nachteilige Situation wahrgenommen, die aber den jeweiligen privaten Umständen zuzuschreiben sind. Als Strukturmerkmal oder vielmehr als *Strukturprinzip*, was sie tatsächlich sind, werden sie nicht (gerne) wahrgenommen.

Die Wahrnehmung dieser *Perspektivität der Wissenschaft als Ganzer* (auch als *Androzentrismus der Wissenschaft* bezeichnet) wurde begünstigt durch den Einzug von mehr und mehr Frauen in die Wissenschaft und die frühen feministischen theoretischen Arbeiten, die jene Lücken geschlossen haben, die am schmerzlichsten klafften. Dies war möglich, weil Frauen ihre kooptierte Situation wahrnahmen und kritisch hinterfragten und dies an die

¹⁴ Auch Klassenlagen sind von Wissenschaftlern durchaus wahrgenommen worden, aber sie haben die Klasse dennoch nicht de facto gewechselt. Von ihren privilegierten Positionen aus haben sie die Objekte in anderen Klassen beobachtet und nach ihren Kriterien, wie sie eben denken konnten, analysiert (Veranda-Soziologen).

männliche Wissenschaft heran- und schließlich teilweise auch in sie hineinbringen. Diese Welt der Wissenschaft als etwas Fremdes wahrzunehmen, in der vieles, was ihnen – aus ihrer Perspektive heraus – eigentlich selbstverständlich schien, und dies auch noch zu thematisieren, lockerte – nach den massiven Autoritätszweifeln der 68er-Generation – patriarchale Blockaden. Eine „kritische Masse“ von Wissenschaftlerinnen hat dieses Thema aufgegriffen und sichtbar gemacht. Hätten nur einzelne Stimmen innerhalb der Wissenschaftsgemeinde Abweichendes postuliert, hätten sie gar keine Aufmerksamkeit erfahren. Die systemimmanenten Prozesse der Qualitätsbewertung mittels Peer-Review-Verfahren sind vielfach beschrieben worden.

9.6 Geschlecht und (System-)Theorie im Netzwerk

Im Mainstream sozialwissenschaftlicher Theorien kommen Frauen noch nicht als eigene Kategorie und ihr spezifisches Denken und Handeln nicht als mögliche spezifische Form der Wissensschöpfung vor.

Seit einiger Zeit wird diese Lücke allerdings zunehmend gefüllt. Vor allem in neueren systemtheoretischen Ansätzen wird versucht, die Kategorie Gender mit systemtheoretischen Begriffen und Erklärungsmustern zu fassen und in das bestehende Theoriegebäude zu integrieren. Diese Diskussion wurde wohl nicht zuletzt durch Luhmanns polemischen Aufsatz von 1988 („Frauen, Männer und George Spencer Brown“ in der Zeitschrift für Soziologie) angestoßen.

Die Systemtheorie beschreibt die moderne Gesellschaft als primär funktional differenziert. Wenn man davon ausgeht, dass es sich hier vor allem um eine offizielle Selbstbeschreibung handelt, wird der Blick geöffnet für das, was die Selbstbeschreibung ins Inoffizielle, Informelle abgedrängt hat. Man könnte auch sagen, Gender fehlte bisher systematisch in der Systemtheorie, weil sich Geschlechtsstereotype vor allem in der Bildung informeller Netzwerke auswirken. Informelle Netzwerke haben aber bisher in der Systemtheorie noch einen ungeklärten und wenig bearbeiteten Stellenwert¹⁵. Die Systemtheorie tut sich schwer mit informellen Strukturen, das Geschlecht wirkt sich aber gerade in modernen Gesellschaften, wo es formal keine Rolle mehr spielen darf und dies auch durch legale Regelwerke, Gesetze und ein formales Beauftragtenwesen auf breiter Front

¹⁵ Siehe hierzu Tacke 2007. Sie spricht von einem „relativ ungeklärten Status des Netzwerkkonzepts in der Systemtheorie“; vgl. insgesamt auch: Baecker 2003.

abgesichert werden soll, insbesondere in informellen Zusammenhängen um so stärker aus. Informelle Netzwerke entziehen sich der Formalisierung. Deshalb sind die Umstände und Bedingungen, unter denen sich Ein- und Ausschlüsse in soziale Netzwerke vollziehen, unsichtbar oder zumindest formal unangreifbar. „Netzwerke kennen keine Stellenausschreibungen und keine formalen Regeln der Personalauswahl und folglich auch keine „Frauenbeauftragten““ (Tacke 2007, S. 175). Damit dürften informelle Netzwerke weiterhin gut funktionierende Bastionen geschlechtlicher Exklusionsmechanismen auch in modernen Gesellschaften sein, in denen dies eigentlich qua offizieller Normen nicht mehr akzeptabel erscheint und mit Hilfe formaler Regeln eigentlich verhindert werden soll (vgl. Tacke 2007, S. 184).

Auch Lutz Ohlendieck stellt den Mechanismus der informellen Netzwerkbildung in einen Zusammenhang mit der Geschlechtszugehörigkeit (Ohlendieck 2003). Er greift zur Erklärung auf Luhmanns Organisationstheorie zurück und macht sich dessen Unterscheidung der Organisation in „offiziell“ und „privat“ zunutze. Nach Luhmann ist in der offiziellen Organisation ein Individuum nur in dem für die Organisation relevanten Bereich als „Person“ (nach dem Konzept der „Form Person“ von Luhmann) wichtig. Das gilt aber nur für die formale Struktur einer Organisation. In den informellen Netzwerken innerhalb einer Organisation spielen aber auch (und vermutlich *vor allem*) die individuellen Merkmale einer Person eine wichtige Rolle, und hier kommt dem Geschlecht eine entscheidende Bedeutung zu.

Was ist aber der Grund für die geringeren Chancen von Frauen, mit Hilfe informeller Netzwerke an die „Fleischtpöfe“ der Karrierechancen oder an den „glass lift“ zu gelangen, der sie die „glass ceiling“ mühelos durchstoßen lässt? Es dürfte sich um ein Ursachenbündel handeln, das sich aus mehreren Faktoren zusammenstellt, die alle mit Hilfe netzwerktheoretischer Argumente erklärbar sind:

„Für die Funktionstüchtigkeit von Netzwerken besteht geradezu ein Zwang zur Kooperation der Angehörigen, so dass Vertrauen, Bekanntschaft und ein hoher Grad an Kohäsion erforderlich sind. Weil solche Netzwerke ohne formales Regularium operieren und auf individuellen Beziehungen gründen, bedürfen sie besonders sensibler Auswahlverfahren, der Kooptation“ (Ohlendieck, 2003, 176 ff). Dies führt in aller Regel zu „Homosozialität“ von Netzwerkangehörigen, weil diese nach „stereotyper Selbstähnlichkeit“ ausgewählt werden, dies gilt auch in bezug auf das Geschlecht. Es wird vermutet, dass dies aufgrund der „Illusion einer zuverlässigeren Einschätzbarkeit“ entsteht. Der Zweck von informellen Netzwerken besteht ja gerade darin, Unsicherheiten im System zu

vermindern, und dafür scheint „Homosozialität die vertrauensbildende Maßnahme schlechthin“ zu sein (Ohlendieck 2003, S. 177).

9.7 Gender und Verantwortung

Eine neue Wissenschaftslogik, die bei der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt Machtverhältnisse und eigene Interessen mitreflektieren will, die hegemoniale Ansprüche jeglicher Art aufgeben will, sei es den Androzentrismus in der Wissenschaft wie in der allgemeinen Lebenspraxis, sei es die Dominanz der bürgerlichen Welt oder sei es die Dominanz der Weißen, wird mit den „alten Mitteln“ alleine nicht auskommen. Sandra Harding (1994) plädierte in dieser Erkenntnis für eine neue Konzeption wissenschaftlicher Objektivität und Forschung, in denen Rassismus, Klassenherrschaft und Geschlechterverhältnisse überwunden werden. Damit käme ein neues Verständnis für Verantwortung für soziale Systeme zustande. Folgt man Horst-Eberhard Richter, ist dafür aber ein grundlegender Paradigmenwandel auch in der Wissenschaft erforderlich: Nach Richter (2006, S. 12) entsteht der moralische Fortschritt nicht durch Zunahme von Rationalität, sondern durch Erweiterung von Mitgefühl und Empfindsamkeit.

Siegfried J. Schmidt weist darauf hin, dass sich aus der oben beschriebenen, neuen Empirie-Konzeption eine wichtige Konsequenz ergibt, die darin besteht, dass Wissenschaft damit „radikal menschenbezogen konzeptualisiert“ wird (Schmidt 1988, S. 37). Die Wissenschaft begibt sich damit auf einen neuen Weg, weg von der Suche nach *der* Wahrheit, nach *dem* Absoluten, hin zur „... Welt *relativer* Wahrheiten, die wir selbst erzeugen und für die daher der Mensch allein den absoluten Bezugspunkt darstellt“ (Maturana 1982, S. 29). Das bedeutet aber, dass der Mensch die Verantwortung, auch als Wissenschaftler und Wissenschaftlerin für sein/ihr Tun in jeder Beziehung übernehmen muss. Die wissenschaftliche Theorie ist eben immer auch Praxis, die „... an ihren Gegenständen immer auch etwas über sich selbst lernen“ (nochmals Luhmann 1984, S. 10) könnte! Wenn es keine absolute Wahrheit gibt, muss richtiges Handeln im historischen und kulturellen Konsens, auch unter den Geschlechtern, ausgehandelt werden. An anderer Stelle schreibt Maturana: „Soziales Verhalten basiert auf Kooperation, nicht auf Kampf. Wettbewerb ist wesentlich asozial, weil er die Negation des anderen bedeutet. Und es gibt auch keinen gesunden Wettbewerb, weil die Negation des anderen schließlich auch die eigene Negation impliziert (...) Soziale Probleme sind stets kulturelle Probleme, weil sie mit den Welten zu tun haben, die wir im Zusammenleben mit anderen aufbauen. Deshalb fällt auch die Lösung jedes beliebigen sozialen Problems in den Bereich der Ethik,

d.h. in den Bereich der Ernsthaftigkeit des Handelns in jeder Situation“ (Maturana 1988, S. 300-301).

Auch die TeilnehmerInnen des Workshops waren sich darin einig, dass hier noch eine Menge korrigierende Arbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu leisten ist, bevor sich das System Wissenschaft dem selbst gesteckten ethischen Anspruch wirklich nähert.

Literatur:

- Baecker, Dirk (2003): Männer und Frauen im Netzwerk der Hierarchie. In: Pasero, Ursula / Weinbach, Christine (Hg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt/Main.
- Bataille, Georges (1994): Die Erotik. München.
- Biermann, Ingrid (2007): Die Geschlechterdifferenz und die gesellschaftlichen Resonanzen zweier Gleichheitskonzeptionen der modernen Gesellschaft: Anthropologische Verschiedenheit und Gleichstellung. In: Weinbach, Christine (Hg.) (2007): Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. Wiesbaden.
- Butler, J. (1990): Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. New York.
- Bühl, Walter (1969): Das Ende der zweiwertigen Soziologie, in: Soziale Welt, S. 163-180.
- Bühl, Walter (1998): Verantwortung für soziale Systeme. Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart.
- Brück, Brigitte, Heike Kahlert, Marianne Krüll, Helga Milz, Astrid Osterland, Ingeborg Wegehaupt-Schneider (1992): Feministische Soziologie. Eine Einführung. Frankfurt/Main.
- Daly, Mary (1981), Gyn-Ökologie. Eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus, Verlag Frauenoffensive: München.
- Dill, Helga (2006): Was bewirkt Evaluation? Thesen zu den verändernden Wirkungen im Prozess partizipativer Evaluation. In: Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3882-3885.
- Gilligan, Carol (1988): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. Serie Pieper Frauen, München
- Goffman, Erving (1977): The arrangement between sexes. In: Theory and Society 4, 301-331, in deutscher Übersetzung erschienen in ders. (2001): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt.
- Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt am Main.
- Harding, Sandra (1990): Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Argument Verlag: Hamburg.

- Haraway, Donna (1995): *Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: Haraway, Donna, *Die Neuerfindung der Natur*. Frankfurt am Main/New York.
- Harding, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu*. Frankfurt am Main/New York.
- Harding, Sandra / Scheich, Elvira et al. (1991): 'Multiple subject' – Feminist perspectives on postmodernism, epistemology and science. Hamburg.
- Haubrich, Karin (2006): *Die Konstruktion des Untersuchungsgegenstandes in der Evaluation innovativer multizentrischer Programme*. In: *Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede*. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3872-3881.
- Hausen, Karin, und Helga Nowotny (Hg) (1986): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt.
- Hellmann, Kai-Uwe (2004): 1988 – und was nun? Eine Zwischenbilanz zum Verhältnis von Systemtheorie und Gender Studies. In: Kampmann, Sabine / Karentzos, Alexandra / Küpper, Thomas (Hg.) (2004): *Gender Studies und Systemtheorie. Studien zu einem Theorietransfer*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hornscheidt, Antje (2007): *Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung*. In: Walgenbach u.a. (2007), 141–165.
- Kampmann, Sabine / Karentzos, Alexandra / Küpper, Thomas (Hg.) (2004): *Gender Studies und Systemtheorie. Studien zu einem Theorietransfer*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Keller, Evelyn Fox (1986), *Liebe. Macht und Erkenntnis*. München.
- Knorr Cetina, Karin (2002): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main.
- Kompetenzzentrum für Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS (2005): *Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten*. Bonn.
- Lichtblau, Klaus (1992): *Auf der Suche nach einer Neuen Kultursynthese. Zur Genealogie der Wissenssoziologie Max Schelers und Karl Mannheims*. In: *Sociologica Internationalis* 30 (1992), 1-33.

- Lohr, Karin (2006): Soziale und berufliche Integration arbeitsloser Menschen durch Beschäftigung und Qualifizierung. Ausgewählte Ergebnisse des Evaluationsprojektes der Münchner Arbeitsgemeinschaft Arbeitsförderungsinitiativen. In: Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3860-3871.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt.
- Luhmann, Niklas (1988): Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Zeitschrift für Soziologie 17, Heft 1, 47-71.
- Luhmann, Niklas (1991): Paradigm lost: Über die ethische Reflexion der Moral. Frankfurt.
- Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung. Opladen.
- Mannheim, Karl (1987): Ideologie und Utopie. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Maturana, H.R. (1982): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. Braunschweig-Wiesbaden: Vieweg. (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie Bd. 19, autorisierte deutsche Fassung von W.K. Köck).
- Maturana, Humberto R. (1988): Biologie der Sozialität. In: Schmidt (1988), 287–302.
- Mead, Georg Herbert (1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt (University of Chicago 1934).
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, München, S. 41 – 63.
- Neusel, Ayla (2005): Technik und Gender. Ingenieurwissenschaften als Studium und Wissenschaft von Frauen. In: Spellerberg, Annette (Hg.) (2005): Die Hälfte des Hörsaals. Frauen in Hochschule, Wissenschaft und Technik. Berlin: edition sigma. S. 75-95.
- Ohlendieck, Lutz (2003): Gender Trouble in Organisationen und Netzwerken. In: Pase-ro, Ursula / Weinbach, Christine (Hg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt/Main.

- Palm, Kerstin (2007): Multiple Subjekte im Labor? Objektivismuskritik als Ausgangsbasis für interdependenztheoretische Theorie und Praxis der Naturwissenschaften. In: Walgenbach u.a. (2007), 141–165.
- Pasero, U./Braun, F. (Hg.) (2001): Konstruktion von Geschlecht. Herbolzheim.
- Pasero, U./Weinbach, C. (Hg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble. Frankfurt.
- Pichlbauer, M. (2006): Intendierte und nicht intendierte Folgen von Interaktionsprozessen in Evaluationen am Beispiel eines Organisationsentwicklungsprozesses an einer deutschen Universität, in: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3886-3896.
- Pichlbauer, M./Lohr, K. (2006): Evaluationsforschung – Evaluationspraxis in: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3855-3860.
- Pusch, Luise (1983): Feminismus, Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, edition Suhrkamp, Frankfurt.
- Pusch, Luise (1990) Alle Menschen werden Schwestern – Frauenbewegung und Sprachwandel, Frankfurt.
- Richter, Horst-Eberhard (2008): Die seelische Krankheit Friedlosigkeit ist heilbar. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Richter, Horst-Eberhard (2006): Die Krise der Männlichkeit in der unerwachsenen Gesellschaft. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Rieder, Anita /Brigitte Lohff (Hg.) (2008): Gender Medizin. Geschlechtsspezifische Aspekte für die klinische Praxis, Wien.
- Rippl, Daniela/Mayer, Verena (Hg.) (2008): Gender Feelings, München.
- Roth, Gerhard (1985): Erkenntnis und Realität. Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit. In: G. Pasternack (Hg.) (1985): Erklären, Verstehen, Begründen. Bremen: Zentrum philosophische Grundlagen der Wissenschaften, 87-109. Ebenso in: Schmidt (1988), 229-255.
- Roth, Gerhard (1988): Autopoiese und Kognition: Die Theorie H.R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung. In: Schmidt (1988), 256 – 286.

- Rothe, Andrea /Erbe, Birgit /Fröhlich, Werner /Klatzer, Elisabeth /Lapniewska, Zofia/ Mayrhofer, Monika/ Neumayr, Michaela/ Pichlbauer, Michaela /Tarasiewicz, Malgorzata/ Zebisch, Johanna (2008): Gender Budgeting as a Management Strategy for Gender Equality at Universities, München.
- Rusch, Gebhard (1985): Von einem konstruktivistischen Standpunkt. Erkenntnistheorie, Geschichte und Diachronie in der empirischen Literaturwissenschaft, Braunschweig-Wiesbaden.
- Schäuble, Ingegerd/Schreifeldt, Karin (2007): Karrieremuster von Frauen in Universitäten: Erschwernisse durch strukturelle und sexualisierte Diskriminierung, München. (download: www.schaeuble-institut.de, weiter: Sozialwissenschaftliche Untersuchungen/Publicationen).
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1988): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main.
- She Figures (2006): Women and Science. Statistics and Indicators, edited by th European Commission. Community Research. Luxemburg.
- Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.) (1978): Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis, Bd. 1. München.
- Spellerberg, Annette (Hrsg.) (2005): Die Hälfte des Hörsaals: Frauen in Hochschule, Wissenschaft und Technik. Berlin.
- Spencer-Brown, George (1994): Dieses Spiel geht nur zu zweit. Soltendieck.
- Statistischen Bundesamtes (Hg.) (2007): Personal an Hochschulen. Wiesbaden.
- dass. (Hg.) (2005): Frauenanteile in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn. Wiesbaden.
- Stehbut, Nina von (2003): Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft. Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft. Opladen.
- Tacke, Veronika (2007): Netzwerk und Geschlecht – im Kontext. In: Weinbach, Christine (Hg.) (2007): Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Trömel-Plötz, Senta (1991): Vatersprache Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik, Verlag Frauenoffensive, München.

- Walgenbach, Katharina / Dietze, Gabriele / Hornscheidt, Antje / Palm, Kerstin (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Weinbach, Christine (2003): Die systemtheoretische Alternative zum Sex-und-Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form „Person“. In: Pasero, Ursula / Weinbach, Christine (Hg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt/Main.
- Weinbach, Christine (2004): Systemtheorie und Gender: Geschlechtliche Ungleichheit in der funktional differenzierten Gesellschaft. Kampmann, Sabine / Karentzos, Alexandra / Küpper, Thomas (Hg.) (2004): Gender Studies und Systemtheorie. Studien zu einem Theorietransfer. Bielefeld: transcript Verlag.
- Weinbach, Christine (Hg.) (2007): Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. Wiesbaden.
- Wehrich, Margit (2006): Interessenskonstellationen in Evaluationsprozessen – Ein handlungstheoretischer Systematisierungsvorschlag. In: Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, S. 3897-3906.
- Wisselinck, Erika (Erstausgabe 1984), Frauen denken anders. Sophia Verlag: Straßlach.

10 Nicole Saam, Willy Kriz: Die Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren politischer Partizipation. Theoretische Unmöglichkeiten und empirische Befunde aus einer Fallstudie zu Planungszelle und Zukunftskonferenz

10.1 Einleitung

Does deliberative democracy work? Jüngst hat Ryfe (2005) einen hervorragenden Überblicksartikel beigetragen, der Ergebnisse empirischer Forschung aus der politischen Psychologie und Sozialpsychologie zur Kommunikation in kleinen Gruppen und zur Meinungsbildung darauf hin auswertet, welche Konsequenzen sich hieraus für die Nachhaltigkeit von Verfahren der politischen Partizipation ergeben. Er kommt zu dem Urteil, dass „deliberation is difficult to achieve and sustain over time“ (Ryfe 2005: 49). Ryfe leistet damit einen wesentlichen Beitrag, den wissenschaftlichen Blick auf deliberative Verfahren zu weiten. International wie im deutschsprachigen Raum war dieser Blick bisher durch die Dominanz der normativen deliberativen Demokratietheorie (Habermas 1981, 1992, Gutmann/Thompson 1996, 2004, Cohen 1996, 1997, Benhabib 1996, 2002, Bohman 1997, Dryzek 2000, Chambers 2003) geprägt.

Sein Aufsatz endet mit einem Appell: Empirische Studien zu deliberativen Verfahren seien “not yet very rich or deep” (Ryfe 2005: 64) und ihre Zahl stehe in keinem Verhältnis zur Breite und Tiefe der Diskussion in der normativen deliberativen Demokratietheorie. „The theory of deliberative democracy needlessly remains removed from its practice. Theorists and applied researchers alike would benefit from greater interaction. We need to know more about the specific political contexts in which deliberation is likely to succeed.” (Ryfe 2005, 64). Diesem Urteil schließt sich zwei Jahre später Rosenberg (2007) an, der einen ersten Sammelband mit empirischen Studien zu deliberativer Demokratie vorgelegt hat: „... little systematic research has been done. As a result, relatively little is known about the general quality and dynamics of deliberative processes or about the effect these processes have either on the collective decisions made or on the individuals who participate” (Rosenberg 2007, 3).

An dieser Stelle möchte der vorliegende Aufsatz einen Beitrag leisten. In unserer Analyse wollen wir uns auf die Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren politischer Partizipation

konzentrieren, wobei der zu Grunde gelegte Begriff von Nachhaltigkeit einer des politischen Systems ist. Im politischen Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff Nachhaltigkeit nicht mehr den im Umweltdiskurs angestrebten Einklang ökonomischer mit ökologischen und sozialen Entwicklungen. Stattdessen wird er dann eingesetzt, wenn von Dauerhaftigkeit und Beständigkeit die Rede ist und wenn auf Veränderungsprozesse abgestellt wird, die ihre eigenen Grundlagen nicht untergraben, sondern sie fortentwickeln (Hauff 2003, 31). D.h. wir wollen aus der Perspektive des politischen Systems fragen, ob partizipative deliberative Verfahren nachhaltig gestaltet werden können. Wir definieren partizipative deliberative Verfahren vorläufig als zeitlich befristete dialogische Beteiligungsverfahren, in denen BürgerInnen auf freiwilliger Basis politische Fragen diskutieren und beratschlagen. Ihre Entscheidungen haben keine bindende Wirkung für politische Legislativ- oder Exekutivgremien.

Zur Präzisierung unserer Forschungsfrage greifen wir auf den systemtheoretischen Ansatz (Luhmann 2002) zurück, wodurch der wissenschaftliche Blickwinkel gegenüber den oben genannten Perspektiven erneut erweitert wird. Mit dieser Entscheidung durchbrechen wir bewusst die übliche „theorie-strategische“ Wahlverwandtschaft zwischen der deliberativen Demokratietheorie und der Theorie kommunikativen Handelns. Jede all zu enge Verbindung zwischen einem normativ gehaltvollen Theorieprogramm und einem praktischen Reformprogramm produziert nicht nur spezifische blinde Flecke. Ebenso schwächen sich beide wechselseitig, wenn Misserfolge der Theorie den Stellenwert der Praxis bedrohen und umgekehrt (Feindt 2001, 42f.). Dagegen setzen wir auf die besondere Stärke der Luhmann'schen Systemtheorie, „objektive“ constraints politischer bzw. sozialer Prozesse zu identifizieren. Für die vorliegende Forschungsfrage führt die systemtheoretische Analyse zur Formulierung eines Unmöglichkeitstheorems (Saam 2008).

Dieses Unmöglichkeitstheorem wird in unserer empirischen Studie mit Aussagen von Personen konfrontiert, die an der Gestaltung und Durchführung von deliberativen Verfahren mitgewirkt haben. Wir haben qualitative Interviews mit ehemaligen Auftraggebern, Organisationsberatern und ehemaligen Teilnehmern der Verfahren Planungszelle und Zukunftskonferenz durchgeführt. Darüber hinaus haben wir wissenschaftliche Experten zu diesen Verfahren befragt. Wir analysieren die Erfahrungsaussagen dieser Befragten und die Erklärungsmuster, auf die sie zurückgreifen. Erfahrungsaussagen und Erklärungsmuster bestätigen, wie schwer es ist, deliberative Verfahren nachhaltig zu gestalten. Sie geben aber auch Hinweise zu Bedingungen, unter denen dies doch als möglich erachtet wird: Im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf

liegen günstige Bedingungen für die Nachhaltigkeit der Verfahren Planungszelle und Zukunftskonferenz vor.

Im Folgenden zeichnen wir in einer gekürzten Fassung die Herleitung des systemtheoretischen Unmöglichkeitstheorems aus Saam (2008) nach. Im Rahmen dieses Kapitels wird auch eine systemtheoretische Beschreibung deliberativer Verfahren, sowie ein systemtheoretisches Nachhaltigkeitskonzept erarbeitet (Kap. 2). Daran schließt sich die Beschreibung unserer empirischen Studie zu den Verfahren Planungszelle und Zukunftskonferenz an. Wir stellen wichtige Erfahrungsaussagen der Interviewten sowie Erklärungsmuster, auf die sie sich beziehen, in einer strukturierten Weise dar (Kap. 3). Anschließend interpretieren wir Erfahrungsaussagen wie Erklärungsmuster vor dem Hintergrund des Unmöglichkeitstheorems (Kap. 4). Unser Ausblick richtet sich abschließend unter anderem auf Aspekte, die wir aufgrund des empirischen Designs unserer Studie nicht berücksichtigen konnten.

10.2 Zur Theorie der politischen Inklusion

In seiner systemtheoretischen Konzeption des politischen Systems definiert Niklas Luhmann Politik als das „Bereithalten der Kapazität zu kollektiv bindendem Entscheiden“ (Luhmann 2002, 84). Bindung bedeutet hierbei, dass eine Entscheidung als nicht mehr in Frage gestellte Prämisse für weitere Entscheidungen fungiert. Auch der Entscheider selbst ist gebunden. Nur neue Entscheidungen können bereits getroffene Entscheidungen ändern. Die Bindungswirkung von Einzelentscheidungen kann von erheblicher Zeitdauer sein (z.B. wenn eine Verfassung verabschiedet wurde).

Luhmann betrachtet Demokratie als die „Vollendung der Ausdifferenzierung eines politischen Systems“ (Luhmann 2002, 105). Das System gründet sich selbst auf Entscheidungen, die es selber eingerichtet hat. In der repräsentativen Demokratie schaffen Wahl-Entscheidungen die Bedingungen für die Möglichkeit weiterer Entscheidungen, die von den gewählten Repräsentanten zu treffen sind.

Nachhaltigkeit im Sinne von Dauerhaftigkeit und Beständigkeit bedeutet für das politische System daher Erhaltung seiner Autopoiesis, in der politische Entscheidungen an politische Entscheidungen anknüpfen. Damit ist eine erste bedeutende Randbedingung für die Nachhaltigkeit partizipativer Verfahren herausgearbeitet. Es stellt sich nämlich die Frage, wie weit eine Entscheidung im Rahmen eines Partizipationsverfahrens ihrer Zukunft (nicht der Zukunft) Bindungen, Konsistenz, Prinzipientreue zumutet oder wie

weit sie sich mit der Aussicht begnügt, als Vergangenheit zukünftiger Entscheidungen unabänderlich geworden zu sein (vgl. Luhmann 2002, 160).

Bevor diese Frage weiter verfolgt werden kann, ist zunächst zu klären, wie partizipative Verfahren aus Sicht der Systemtheorie Luhmanns zu beschreiben sind. Aus Sicht der soziologischen Systemtheorie stellen diese Verfahren im Rahmen des gesamtgesellschaftlichen Trends zur Vollinklusion (Stichweh 2005: 71ff.) funktionssystembezogene Komplementärrollen (Publikumsrollen) zur Verfügung, die den Bürger und die Bürgerin als politischen Laien in neuer Weise gegenüber der Leistungsrolle des Politikers positionieren. Vollinklusion heißt, dass für jedes Gesellschaftsmitglied eine Möglichkeit seiner Adressierung oder seiner Partizipation in jedem Funktionssystem der modernen Gesellschaft vorgesehen ist. Die moderne Gesellschaft besitzt keine Legitimationsgrundlagen für Exklusion mehr (Stichweh 2005, 61). Politische Inklusion im demokratischen Modell heißt, dass Personen über das aktive und das passive Wahlrecht verfügen und dadurch in die Leistungs- und die Komplementärrollen des politischen Systems inkludiert sind (Stichweh 2005, 75f.).

10.2.1 Politik, Organisation und Entscheidung

Für die weitere Argumentation ist es zentral, dass sich Systembildung durch Organisation aus der politischen Wirklichkeit nicht hinwegdenken lässt, ohne dass alles zusammenbräche (Luhmann 2002, 228). Organisationen sind die einzigen sozialen Systeme, die über Kommunikationsfähigkeit verfügen. Weder die Gesellschaft, noch gesellschaftliche Funktionssysteme, noch bloße Interaktionssysteme verfügen über Kommunikationsfähigkeit (Luhmann 2002, 241). Dagegen können Organisationen (ebenso wie Personen) im eigenen Namen kommunizieren, weil sie die Entscheidung zur Kommunikation an Adressaten der Umwelt intern auch als verbindlich durchsetzen können. Die Autopoiesis von Organisationen benutzt die Operationsform des Entscheidens. Der spezifische Inklusions/Exklusions-Mechanismus der Organisation beruht darauf, Mitglieder und Nichtmitglieder zu unterscheiden. Das politische System differenziert sich im Schema von Zentrum und Peripherie und es erreicht dieses Differenzierungsmuster nur mit Hilfe von Organisation. Es errichtet den Staat als Zentralorganisation, für den alle anderen politischen Organisationen, z.B. politische Parteien und Interessenorganisationen, Zulieferdienste erbringen (Luhmann 2002, 244f.). Das Publikum hingegen ist keine Organisation (Luhmann 2002, 253). Ein erheblicher, wenn nicht überwiegender Teil politischer Kommunikation besteht in der Vorbereitung und Kritik von kollektiv bindenden Ent-

scheidungen (Luhmann 2002, 76, 137, 166). Die Entfaltung solcher politischer Aktivitäten setzt Organisation (und damit Organisationsmitgliedschaften) voraus, „weil anders Unterstützungsbereitschaften und Gegnerschaften gar nicht registriert werden könnten und das Einwerben von Konsens ins Unbestimmbare ausfließen würde“ (Luhmann 2002, 254).

Bisher bezieht das politische System das Publikum über „voice“ und „exit“ (Hirschman 1970) als zwei und zugleich als die beiden einzigen vorkommenden Äußerungsformen in den Systemprozeß ein. Dabei werden Kommunikationen des Publikums nur über die quantitative Aggregation von Äußerungen, nicht jedoch als individuelle Äußerungsakte, für das System und die Leistungsrollenträger des Systems interpretationsrelevant. Das Publikumswissen um den Sachverhalt, dass die einzelne Äußerung an sich gar nicht interessiert, führt zu Motivationsproblemen bei der „voice“-Option. Das politische System formuliert mittels der neuen Publikumsrollen, die partizipative Verfahren bieten, Reintegrationsangebote, die im Extremfall die Ausprägung sekundärer Leistungsrollen annehmen können (Stichweh 2005: 35f.). Ein solches Reintegrationsangebot ist die organisationsförmige Zusammenfassung des Publikums, wie sie beispielsweise in Beiräten gegeben ist. So zusammengefasst, wird das Publikum den Leistungsrollen gegenüber in die Form der Verhandlungs- oder Konfliktfähigkeit gebracht. In der Peripherie des politischen Systems sind damit durch die deliberativen Verfahren neue Organisationen entstanden, die Zulieferdienste von Seiten des Publikums erbringen.

Aus systemtheoretischer Perspektive lassen sich deliberative Verfahren der politischen Partizipation daher rekonstruieren als eine temporäre Inklusion von Publikumsrollenträgern in organisationsförmige Verfahren, die auf der Selektion der Freiwilligkeit beruhen, und die in der Peripherie des politischen Systems Zulieferdienste von Seiten des Publikums erbringen. Je nach Art des Verfahrens können optional weitere Selektionen hinzutreten, beispielsweise Repräsentativität.

10.2.2 Das Unmöglichkeitstheorem

Auf diese Beschreibung greift nun die Beantwortung der Frage zurück, ob es möglich ist, deliberative Verfahren auf Nachhaltigkeit hin anzulegen. Können diese Veränderungsprozesse so gestaltet werden, dass sie ihre eigenen Grundlagen nicht untergraben, sondern sie fortentwickeln? Die systemtheoretische These ist: nein. In einer repräsentativen Demokratie ist dies nicht möglich. Ursache hierfür ist die für repräsentative Demokratien typische strukturelle Kopplung organisationsförmiger deliberativer Verfahren an

den Staat als Zentralorganisation, die vorsieht, dass Entscheidungen politischer Repräsentativgremien nicht gebunden sind an Entscheidungen aus partizipativen Verfahren.¹

(i) Die Anschlussfähigkeit von Entscheidungen in organisationsförmigen deliberativen Verfahren an Entscheidungen in Repräsentativgremien des Staates ist durch das Primat der internen Operationsweise beschränkt. Beide nehmen sich wechselseitig als Organisationen in ihrer Umwelt war. Beide bilden und reproduzieren sich durch Entscheidungen, die sich im Netzwerk der eigenen Entscheidungen rekursiv identifizieren. Beide können die Operationen der anderen Organisation beobachten, jedoch ihre Entscheidungen nur an eigene Entscheidungen anknüpfen. Da kein System über seine strukturellen Koppungen disponieren kann (Luhmann 2002, 375), können Entscheidungen anderer Organisationen nur irritierend, nie aber determinierend auf Entscheidungen der eigenen Organisation wirken. Hierin liegt eine grundsätzliche Grenze – ein ‚objective‘ constraint, – die durch keinerlei politische Maßnahmen jedweder Art aufgehoben werden kann. Nur im Rahmen dieser Grenze gestattet es der Rechtsstaat, Regeln für die Bindung von Entscheidungen einer Organisation an Entscheidungen einer anderen Organisation zu erlassen. Deswegen sind im Weiteren die Regeln der repräsentativen Demokratie maßgebend.

Repräsentation heißt zunächst: für andere bindend sprechen zu können; dann aber auch: etwas nicht Anwesendes vertreten zu können; und schließlich: etwas Nichtsichtbares darstellen zu können (Luhmann 2002, 329). Dies schließt die Bindung repräsentativer Gremien an Entscheidungen aus partizipativen Verfahren aus. Würde eine solche Bindung eingeführt, so würde das eine Einschränkung der Rechte der VolksvertreterInnen bedeuten, mit negativen Konsequenzen für die motivationalen Grundlagen dieser Leistungsrollenträger. Negative Konsequenzen hat es auch für das Bereithalten der Kapazität zu kollektiv bindenden Entscheidungen. Im Rahmen des basalen Codes des politischen Systems würde die Herstellung einer solchen Bindung als Machtverlust codiert werden. Im Extremfall finden sich nicht nur keine Personen mehr, die ihre Mitgliedschaft in politischen Repräsentativgremien aufrechterhalten. Die repräsentative Demokratie hätte sich ihrer eigenen Grundlagen enthoben. Dadurch ist die Nachhaltigkeit der repräsentativen Demokratie gefährdet.

¹ Kritisch sei darauf hin gewiesen, dass die einfache Übernahme von Entscheidungen aus partizipativen Verfahren nicht immer wünschenswert sein muss. Eine Bindung liegt auch dann vor, wenn für die Berücksichtigung dieser Entscheidungen bei anschließenden Entscheidungen in Repräsentativgremien des politischen Systems klare Regeln vorliegen.

(ii) Partizipative Verfahren zeichnen sich durch Freiwilligkeit der Teilnahme und durch das Fehlen der Möglichkeit aus, Abwesende formal zu binden. Die Nicht-Bindung von Entscheidungen demokratisch legitimierter VolksvertreterInnen an die Entscheidungen vollinkludierter Bürger untergräbt ihrerseits die Motivation der PublikumsrollenträgerInnen für die zukünftige Teilnahme an partizipativen Verfahren. Wieso sollten PublikumsrollenträgerInnen erneut Mitgliedschaft in organisationsförmigen partizipativen Verfahren suchen, wenn die LeistungsrollenträgerInnen nicht an ihre Entscheidungen gebunden sind? Das Problem der Nicht-Dauerhaftigkeit wird auch auf sekundäre Leistungsrollen ausgedehnt. Sie benötigen eine Klientel und treten darum in direkte Konkurrenz zu den primären Leistungsrollen. Da sekundäre Leistungsrollen nicht dauerhaft Bereiche überlegener Kompetenz ausgrenzen können, sind sie ständig davon bedroht, dass ihre Klientel wieder zu den primären Leistungsrollen abwandert (Stichweh 2005, 36). Dadurch ist die motivationale Grundlage der partizipativen Verfahren gefährdet.

Hiermit ist die Grenze für die Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren der politischen Partizipation in der repräsentativen Demokratie markiert: ihre Nachhaltigkeit würde eine andere strukturelle Kopplung kollektiv bindender Entscheidungen von Leistungsrollenträgern an Entscheidungen von Publikumsrollenträgern oder sekundären Leistungsrollenträgern erfordern.² Diese Markierung gilt für alle organisationsförmigen deliberativen Verfahren. Denn sie bilden und reproduzieren sich durch Entscheidungen, die sich im Netzwerk der eigenen Entscheidungen rekursiv identifizieren. Diese Markierung gilt nicht für jene deliberativen Verfahren, die nicht organisationsförmig gestaltet sind. Solange deliberative Verfahren nur das Publikumswissen inkludieren ohne kollektiv bindende Entscheidungen zu treffen, untergraben sie weder ihre eigenen Grundlagen noch diejenigen der repräsentativen Demokratie.³ Freilich stehen ihre motivationalen Grundlagen auf eher schwachem Fundament, so dass die Möglichkeiten ihre Grundlagen fortzuentwickeln aus systemtheoretischer Sicht eher vorsichtig zu beurteilen sind.

² Dies auszuführen übersteigt die Möglichkeiten dieses Aufsatzes. Es sei angemerkt, dass alternative strukturelle Kopplungen in der direkten Demokratie teilweise realisiert sind.

³ Ähnlich Feindt (2001: 443), allerdings auf der Basis eines heterogenen theoretischen Bezugsrahmens (hierzu zusammenfassend Feindt 2001: 41f.). Interessant ist deshalb auch das Klassifikationskriterium „Nähe zu Entscheidungen“ für eine Taxonomie von deliberativen Beteiligungsverfahren (vgl. Feindt 2001: 356-359).

10.2.3 Dimensionen der Nachhaltigkeit

Die obige, theoretische Argumentation zur Frage, ob partizipative Verfahren so gestaltet werden können, dass sie ihre eigenen Grundlagen nicht untergraben, sondern sie fortentwickeln, gestattet nun die theoriegeleitete Ableitung von Dimensionen der Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren in der Politik. Die Nachhaltigkeit ist nur dann gegeben, wenn folgende Aussagen gelten:

- Die Entscheidungen partizipativer Verfahren werden – obwohl sie nicht bindend sind – als nicht mehr in Frage zu stellende Prämissen für kollektiv bindende Entscheidungen in politischen Repräsentativgremien aufgegriffen und umgesetzt;
- Die Entscheidungen politischer Repräsentativgremien untergraben nicht die Motivation der PublikumsrollenträgerInnen für die zukünftige Inklusion an partizipativen Verfahren;
- Die Entscheidungen partizipativer Verfahren untergraben nicht die Motivation der LeistungsrollenträgerInnen zur Mitgliedschaft in politischen Repräsentativgremien.

10.3 Fallstudie zu Zukunftskonferenz und Planungszelle

Die Planungszelle (Dienel 2002, Leyenaar 2008) und die Zukunftskonferenz (Weisbord/Janoff 2001, Burow 2008) stellen zwei Verfahren dar, die in deutschsprachigen Ländern seit mehr als dreißig bzw. seit etwa zehn Jahren als Instrumente partizipativer Zukunftsgestaltung eingesetzt werden. Beide Verfahren zeichnen sich durch eine Reihe von Gemeinsamkeiten aus: So liegt die typische Teilnehmerzahl zwischen 60 und 70 Repräsentanten einer Organisation bzw. einer Gemeinschaft. Die Teilnahme ist freiwillig. Die Verfahren sollen „das ganze System“ in einem Raum versammeln, weshalb die Teilnehmer möglichst repräsentativ für alle die Organisation, Region oder Gemeindeglieder tangierenden Bereiche sein sollen. Während die Teilnehmer hierzu bei der Planungszelle nach einem Zufallsverfahren aus der wahlberechtigten Bevölkerung ausgewählt und eingeladen werden, wendet man bei der Zukunftskonferenz eine Quotenauswahl an, die sich auch nur auf Führungskräfte beziehen kann. Da nicht alle ausgewählten und eingeladenen Personen tatsächlich teilnehmen, wird die Repräsentativität in der Praxis bei keinem der Verfahren wirklich erreicht. An der Planungszelle wirken darüber hinaus Experten und/oder Vertreter von Interessensgruppen mit. In die Zukunftskonferenz werden Schlüsselpersonen aus dem Umfeld der Organisation, Region oder Gemeinde ein-

bezogen. Während das Ergebnis der Planungszelle aus einem Bürgergutachten besteht, das an die Öffentlichkeit, an die Verwaltung und/oder politische Entscheidungsgremien weitergeleitet wird, verpflichten sich die Teilnehmer der Zukunftskonferenz am Ende unter Benennung von eindeutig Verantwortlichen und verbindlichen Terminplänen auf die Umsetzung von Aktionsplänen, die sie im Rahmen der Zukunftskonferenz entwickelt haben.

Die Daten zu der nun vorgestellten Fallstudie zu Zukunftskonferenz und Planungszelle wurden innerhalb eines größeren Projektes erhoben,⁴ in dem wir acht ausgewählte partizipative Verfahren in Organisation und Politik vergleichend untersucht haben.⁵ Dabei konnten 20 Interviews zu den Verfahren Zukunftskonferenz und Planungszelle (je 7 ehemalige AuftraggeberInnen bzw. TeilnehmerInnen, sowie je 3 OrganisationsberaterInnen bzw. wissenschaftliche ExpertInnen) durchgeführt werden.

⁴ Vielen Dank an Michaela Pichlbauer und Werner Fröhlich für ihre Kooperation in der Datenerhebungsphase dieses Projekts.

⁵ Dazu wurde ein einheitlicher Interviewleitfaden entwickelt. Mit diesem Interviewleitfaden wurden zwischen Dezember 2003 und August 2005 insgesamt 107 qualitative Interviews vorwiegend im Raum Süddeutschland, vereinzelt aber auch in Österreich und Norddeutschland durchgeführt. Für die Auswahl der Interviewpartner wurde die Methode des strukturierten Sampling (Flick 1999: 79f.) angewendet: Dem Prinzip der bewußt heterogenen Auswahl folgend wurden vier Gruppen von Interviewpartnern gebildet: in der Durchführung von Großgruppenverfahren erfahrene AuftraggeberInnen, OrganisationsberaterInnen, wissenschaftlichen ExpertInnen und ehemaligen TeilnehmerInnen an Großgruppenverfahren. Zu jedem Großgruppenverfahren sollten aus jeder Gruppe von Interviewpartnern je drei Interviews durchgeführt werden. Die Auswahl der konkreten Interviewpartner erfolgte in einem mehrstufigen Verfahren. Dazu wurden zunächst durch Recherche im Internet OrganisationsberaterInnen ermittelt, die sich auf die Durchführung von Großgruppenverfahren spezialisiert haben. Nach dem Schneeballverfahren wurden dann ausgehend von den OrganisationsberaterInnen ehemalige AuftraggeberInnen und TeilnehmerInnen ermittelt und für Interviews angefragt. Wissenschaftliche ExpertInnen wurden durch Analyse von Veröffentlichungen zu Großgruppenverfahren ermittelt. Die Interviews wurden mit Tonband aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Als Auswertungsmethode wurde die qualitative Inhaltsanalyse (Mayring 2003) eingesetzt. Es wurde zunächst eine zusammenfassende Inhaltsanalyse durchgeführt, mit dem Ziel, das Material so zu reduzieren, daß die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, und einen überschaubaren Text zu schaffen, der immer noch Abbild des Gesamtmaterials ist. In einem zweiten Schritt wurden die Zusammenfassungen einer strukturierenden Inhaltsanalyse unterzogen. Dabei wurden häufig besetzte oder theoretisch interessante Merkmalsausprägungen identifiziert.

In den Interviews wurden die Befragten zu ihrer erstmaligen Begegnung mit dem jeweiligen Verfahren befragt, sowie zu ihren Erfahrungen in Bezug auf die Rolle von Auftraggeber und Berater, zu den Problemen, die man mit dem Verfahren lösen kann oder auch nicht lösen kann, zu den Alternativen, die man in Erwägung ziehen könnte, zu den Gestaltungsspielräumen, die man bei der Durchführung hat, sowie zu den Bedingungen für den Erfolg bzw. den Ursachen für den Misserfolg eines Verfahrens. Sodann wurde den Befragten folgende Frage zur Nachhaltigkeit der Verfahren gestellt: „Ein Großgruppenverfahren wie die Planungszelle (Zukunftskonferenz) findet ja über einen begrenzten Zeitraum hinweg statt. Was darf man sich langfristig von der Durchführung eines Großgruppenverfahrens wie der Planungszelle (Zukunftskonferenz) versprechen, und was sollte man nicht erwarten?“ Die offenen Fragen endeten mit einer Frage danach, ob der Befragte sonst noch etwas zu dem Großgruppenverfahren äußern möchte, was ihm wichtig ist. Die Befragung schloß mit einem sozio-demographischen Frageblock zum Alter, zur aktuellen beruflichen Position, zur Ausbildung sowie zu Weiterbildungsmaßnahmen des Befragten. Das Geschlecht wurde vom Interviewer vermerkt.

Wir geben im Folgenden die Erfahrungsaussagen dieser Befragtengruppen und die Erklärungsmuster wieder, auf die sie zurückgreifen. Aus den Antworten lässt sich ein differenziertes Bild in Bezug auf die Nachhaltigkeit partizipativer Verfahren in der Politik rekonstruieren.

10.3.1 Umsetzung und Akzeptanz

Die Aussagen der Befragten bestätigen, dass es Planungszellen gab, deren Ergebnisse dauerhaft gewirkt haben. So beschreibt ein wissenschaftlicher Experte (PZ⁶_EXP⁷_62_3, Zeile 594-606) die Beispiele der Gestaltung eines Rathausplatzes und die Schaffung eines Ausländerbeirats, die für Jahrzehnte die räumliche Gestaltung geprägt bzw. die Kommunalpolitik verändert haben. Der Experte berichtet, dass die Planungszelle in beiden Fällen nicht das einzige Entscheidungsverfahren war. Seine Aus-

⁶ Im folgenden sind Interviewte, die zu ihren Erfahrungen mit der Planungszelle (Zukunftskonferenz) befragt wurden am Kürzel PZ (ZK) zu erkennen.

⁷ Im folgenden ist die Zugehörigkeit des Interviewten zu einer der vier Befragtengruppen an den Kürzeln AUF (Auftraggeber), BER (Organisationsberater), EXP (wissenschaftliche Experten) und TEIL (ehemalige Teilnehmer an partizipativen Verfahren) zu erkennen.

sagen lassen jedoch nicht erkennen, warum gerade diese Ergebnisse in der Politik umgesetzt wurden.

Aus den Aussagen von Beratern, Auftraggebern und wissenschaftlichen Experten lässt sich ein zusammenhängendes Erklärungsmuster rekonstruieren, dessen zentrale Elemente sachliche Diskussion, frühes Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf und Akzeptanz darstellen.

Ein Berater argumentiert, dass Empfehlungen aus Bürgergutachten dann von politischen Gremien übernommen werden, wenn sachlich gearbeitet wurde und die Ergebnisse gut aufbereitet und nachvollziehbar sind:

„Aber eigentlich muss ich sagen ist meine Erfahrung die, dass politischer Streit in Planungszellen nicht stattfindet. Und das ist sehr, sehr angenehm. Also politischer Streit im Sinne von ideologischer Streit. Also Sachargumente ja, aber dass jetzt eine (.) eine Gruppe aus ideologischen Gründen (.) rot argumentiert und die anderen schwarz, um es jetzt mal plakativ zu sagen, hab ich bisher nicht erlebt. – (Interviewer) Aha, das ist interessant. – Ja. Das ist auch etwas, wo ich einen großen Wert sehe, wenn so was in politische Gremien kommt, dass da auch deutlich wird, welche Argumente, die dann da ausgetauscht werden, eben doch eher ideologische sind, und welche Sachargumente sind. Und wenn (.) wenn das Ergebnis der Planungszelle sorgfältig aufbereitet ist, nachvollziehbar ist: Wann, warum werden Bedenken, Anregungen da erhoben? Also es ist im hohen Maße (.) ich will das nicht in Zahlen fassen, aber es ist im hohen Maße so, dass die Politik dem folgt. Und dass die das (.) dass die das wirklich als eine Hilfe ansehen.“ (PZ_BER_14, Zeile 406-419).

Diese Aussage lässt sich ergänzen durch die Aussage eines Auftraggebers, der eine Bedingung dafür nennt, dass man sachlich diskutieren kann. Die sachliche Diskussion sei nur im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf möglich.

„Ich glaube auch, aber des ist bei allen Verfahren so, dass es nicht möglich ist, auch nicht über die Planungszelle vorgefertigte Meinungen oder Positionen zu verändern. (Ähm) des, des glaub ich einfach nicht. (Äh) da, man, des ist so ähnlich, wie wenn man sagt, man kann nicht miteinander diskutieren. Man

kann, man kann Standpunkte, Meinungen austauschen und dann ist es aber erledigt. Wenn Sie jetzt dann versuchen den anderen mit Ihren Argumenten zu überzeugen, dann werden Sie immer Schiffbruch erleiden, also, weil dann verfestigt sich die Meinung des anderen immer mehr und dann geht's nur hin und her und Sie können ewig diskutieren. Und ich glaube einfach, dass das auch mit den Planungszellen, wenn das irgendwann festgefahren ist, auch mit den Planungszellen zu keiner, zu keiner vernünftigen Lösung mehr kommen können. Und von daher mein Appell noch mal, möglichst frühzeitig, wenn eben die Positionen noch nicht so (äh) festgefahren sind, und wenn sich eben hier noch (äh) ja wenn alles noch im Fluss ist, sich alles noch entwickeln kann, dann müsste man mit solchen Verfahren ansetzen, da kann man noch Überzeugungsarbeit leisten und da kann man dann, wie gesagt, auch sehr komplexe Zusammenhänge dann sachlich diskutieren. Und das scheint mir sehr wichtig zu sein, also und ich glaube nicht, dass man Positionen, die dann schon festgefahren sind mit Hilfe dieser Methode ändern kann.“ (PZ_AUF_60, Zeile 562-579)

Im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf, in dem die Mitglieder politischer Gremien sich noch keine Meinung gebildet haben, sind partizipative Verfahren für die Entscheidungsträger hilfreich, weil sie ihnen Informationen geben, welche Entscheidungen auf Akzeptanz oder Widerstand der Bevölkerung treffen werden. Dieses Argument wird von einem Berater und von zwei wissenschaftlichen Experten angeführt.

„Ja, also es hat sich gezeigt, später wenn die Ergebnisse in politische Gremien gebracht werden, dass solche Planungszellen in der Regel, also fast alles an Argumenten bringen, was nötig ist und was angeguckt gehört. Und gleichzeitig bekommt man ja auch ein Bild, welche Gruppen hinter welchen Meinungen stehen. Nicht, und wenn dann die Repräsentativität gelungen ist, dann kann man auch als Politiker oder Stadtrat ziemlich gut einschätzen: Wenn wir uns jetzt so entscheiden, treffen wir bei der realen Bevölkerung auf Akzeptanz oder Widerstand. Also was bei den 20 sich abbildet kann man gut übertragen auf 100.000 oder was (.) je nachdem wie groß die Gemeinde ist, die nicht dabei sind, aber bei einer guten Auswahl das repräsentieren.“ (PZ_BER_14, Zeile 315-323).

„Also versprechen kann man sich, dass man wirklich eine gute Akzeptanz der Ergebnisse hat und dass man (.) also allgemein, in der Bevölkerung gut akzeptiert wird“ (PZ_EXP_62_1, Zeile 208-209).

„Also was man sich versprechen kann, ist ein Ergebnis, was von einer breiten Bevölkerung getragen wird. D.h., man kann denke ich, viele Konflikte im Vorfeld lösen und erreicht, dass die Bürger mit dem Ergebnis identifizieren“ (PZ_EXP_62_2, Zeile 363-365).

Im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf liegen also nach diesem Erklärungsmuster günstige Bedingungen vor, unter denen weder die Entscheidungen politischer Repräsentativgremien die Motivation der PublikumsrollenträgerInnen für die zukünftige Inklusion an partizipativen Verfahren untergraben, noch die Entscheidungen in partizipativen Verfahren die Motivation der LeistungsrollenträgerInnen zur Mitgliedschaft in politischen Repräsentativgremien.

Dies bedeutet nicht, dass die Bürgerbeteiligung generell nachhaltig gestärkt wird. Mehrere Befragte bringen ihre Einschätzung zum Ausdruck, dass man nicht erwarten sollte, dass die Teilnehmer durch die Planungszelle oder Zukunftskonferenz hinaus motiviert werden, sich längerfristig zu engagieren (ZK_TEIL_102, Zeile 238-240, ZK_AUF_88, S. 6, Z. 19, PZ_EXP_62_1, Zeile 214-220). Es wird ein Teilnehmerkreis genannt, der einen Sonderstatus einnimmt: An Zukunftskonferenzen nehmen vielfach Bürger teil, die bereits in der Vereinsarbeit engagiert sind (ZK_AUF_87, S. 4, Z. 31-36, S. 5, Z. 1-2, ZK_AUF_88, S. 6, Z. 19-29).

Die Befragten führen zwei Erklärungsmuster für ihre Einschätzung an. Ein ehemaliger Teilnehmer einer Zukunftskonferenz verweist auf zeitliche Restriktionen der Teilnehmer durch die Verpflichtungen in Beruf und Freizeit.

„(Ähm) man sollte sich glaub ich nicht erwarten, dass sich die Teilnehmer über die Zukunftskonferenz hinaus engagieren zu egal zu dieser Thematik. Des kon man nicht erwarten, weil jeder hat sei Arbeit dem geht er nach. Jeder hat ja irgendwie sei Firma zu leiten oder a seis a der gemeinnützige Verein. Die Zeit, die ist nicht da.“ (ZK_TEIL_102, 238-242)

Ein Auftraggeber einer Zukunftskonferenz und ein Berater für Planungszellen ergänzen sich in ihren Aussagen zu einem Erklärungsmuster, in dessen Zentrum der Zusammenhang zwischen Eigeninteresse und nachhaltigem Engagement und Gemeinwohl und kurzfristigem Engagement von Bürgern steht. Interesse am Gemeinwohl kann nur eine kleine Bevölkerungsschicht zu nachhaltigem Engagement für die örtliche Gemeinschaft motivieren.

„Man kriegt aus solchen Themen, die was mit Gemeinsinn zu tun haben – nicht mit ganz eigenem Interesse –, kriegt man keine Massen. Und das ist immer eine Geschichte einer kleinen, aber feinen Bevölkerungsschicht.“
(ZK_AUF_88, S. 6, Z. 20-22)

„Wir sehen ja, dass diese repräsentative Demokratie gar nicht so repräsentativ ist, und dass zu viel eigene Interessen von Verbänden und so rein fließen. Und das Schöne an der Planungszelle ist ja, dass das Eigeninteresse völlig zurück gestellt wird, weil jeder weiß, ich bin vier Tage dabei, und dann nie wieder. Ich vertrete hier keinen Verband. Ich vertrete eigentlich mich, oder eigentlich das übergeordnete Gemeinwohl. (.) Die brauchen nicht schauen, ob sie wieder gewählt werden, ob sie ihre Stellung behalten. Die brauchen keine Partikularinteressen zu vertreten, wofür sie bezahlt werden, nichts desgleichen.“
(PZ_BER_56, Zeile 472-479)

10.3.2 Auseinandersetzung und Diskussion

Die Befragten stellen überwiegend fest, dass man keine Eins-zu-Eins-Umsetzung der Vorschläge von Bürgergutachten erwarten darf. Ein Berater bringt klar zum Ausdruck, dass es die politischen Gremien sind, die die Verantwortung für kollektiv bindende Entscheidungen tragen:

„Also was man nicht erwarten kann (.) manchmal stoß’ ich auf diese politisch naive Haltung - dass sozusagen die Planungszelle entscheidet. Ne? Ja, also manchmal gibt’s in den Köpfen dieses Bild: Jetzt kommen die Bürger hier mal zusammen, jetzt dürfen die endlich mal sagen, wo’s langgeht. Da muss man sagen: Liebe Leut’, eine Planungszelle schiebt nicht die Gemeindeordnung auseinander (ähm) sondern der Stadtrat entscheidet immer noch. Mit oder

ohne Planungszelle. Der wird daraus nicht entlassen, aus der Verantwortung. Insofern: Selbst wenn ihr toll zusammen arbeitet, selbst wenn ihr (lacht) am Ende einer Meinung seid, heißt das noch lange nicht, dass das die Entscheidung ist, nicht? Sondern ihr gebt diese Empfehlung in den Stadtrat rein, der diskutiert darüber, verändert auch durchaus an der einen oder andern Ecke was. Und wenn's dann in weiten Teilen das Ergebnis der Planungszelle widerspiegelt, dann könnt ihr euch schon freuen.“ (PZ_BER_14, Zeile 430-448).

Es lassen sich mehrere Erklärungsmuster unterscheiden, die sich auf die Einschätzung beziehen, warum politische Gremien die Vorschläge aus partizipativen Verfahren nicht eins-zu-eins umsetzen. Sie fügen sich auf den ersten Blick nicht zu einem kohärenten Erklärungsmuster.

Eine ehemalige Teilnehmerin, die sich als Landesabgeordnete, Kreisrätin und Gemeinderätin vorstellt, thematisiert die Notwendigkeit von Kompromissen um Entscheidungen in politischen Gremien herbeizuführen.

„Die Politik tut sich einbringen, indem sie das aufnimmt, was die Bürger in der Planungszelle besprechen. Das wäre im Grunde sehr erfolgreich, wenn das klappen würde (Lachen)“ (PZ_TEIL_57, Zeile 239-241).

„Ja, man sollte sich nicht versprechen, dass das passiert, dass in der Planungszelle alles erarbeitet wird, und (ähm). Also die Konsequenzen müssen sein, dass die Politik es aufnimmt, und (.) und die Politik ist eben oft ja sehr eingeschränkt, und kann vieles nicht aufnehmen, aber (.). Ja, das Problem ist, dass man nicht denken muss, also wenn wir das jetzt sagen, dann passiert das auch, sondern innerhalb unseren politischen Handlungsmöglichkeiten müssen wir versuchen, dass irgendwie hin zu kriegen, aber zu 100% nie, weil (.) – (Interviewer) Es ist wahrscheinlich nicht so einfach, wie man sich vorstellt. – Ja, weil wir z.B. bei den Grünen sind wir alle im Grunde 7% Partei, und haben wenig, eigentlich nie die Mehrheit in den Ausschüssen und Plenum, und wir brauchen natürlich immer die CSU und die SPD, und da muss es im Grunde dann sehr viele (ähm), sehr viel aufeinander zu gehen geben, und (.) sehr viele Kompromisse“ (PZ_TEIL_57, Zeile 243-258).

Ein Berater und ein Experte verweisen darauf, dass partizipative Verfahren nicht geeignet seien, Konflikte zu überwinden oder manifeste Interessensunterschiede zu klären. Dies bleibe Personen vorbehalten, die über ein Verhandlungsmandat in politischen Gremien verfügen.

„Die unlösbaren Fragen sollte man sich davon nicht versprechen (Lachen) (ähm). Die Planungszelle kann auch nicht die Verantwortung und den Konsens derer ersetzen, die von Verfassung und Rechtswegen berufen sind, für uns zu arbeiten, arbeitsteilig, und die Probleme in den Griff zu kriegen (.) (ähm). Und die Planungszelle erleichtert zwar den Bürgern über das Stamtischniveau zu kommen und ihre eigenen Interessen bisschen außen vor zu lassen, oder zu überwinden. Aber die Planungszelle ist, sagen wir mal, (.) ja da sind auch nicht die Heiligen drin, sondern die Menschen, wie die sind. Wie der Adenauer schon gesagt hat: Wir müssen die Menschen nehmen, wie sie sind, andere gibt's nicht (Lachen), und die gibt's tatsächlich nicht. Und man darf sich, glaube ich, davon nicht erhoffen, dass reale Konflikte, die es einfach gibt, jetzt da irgendwie, was weiß ich wie toll, überwunden können. Die bilden sich dann im gewissen Sinne ab. Sie werden im gewissen Sinne auch überwunden, aber manche Dinge bleiben einfach so, wie sie sind, das liegt in der Natur der Sache.“ (PZ_BER_56, Zeile 501-513).

„Ja, was man sich nicht erwarten kann ist die Klärung von manifesten Interessensunterschieden, (hmm). Auch, wie gesagt, liegt auch daran, dass die Planungszelle auch in öffentlichen Bereichen so statt findet, dass die Teilnehmer, die Bürger nach dem Zufallsverfahren ausgewählt werden. Dadurch werden Leute ausgewählt, die kein Verhandlungsmandat haben, oder die mächtige Positionen haben an einem Entscheidungsfeld. ... Was man machen kann ist eine Klärung der betroffenen Werte und (hmm) eine Beurteilung von Handlungsoptionen durch Bürger, die daran keine Interessen haben, aber Sie stellen dann noch eben keine Verbindlichkeit her, weil die Bürger in der Planungszelle hier ausdrücklich eben keine eigene Betreffen haben sollen, sondern als Bürgergutachter eben handeln. Das ist sozusagen immer die Grenze. Sie können keine Interessenkonflikte mit der Planungszelle lösen. Was Sie machen können und was oft passiert ist, dass Sie natürlich den Kontext, in dem

Interessenkonflikte ausgetragen werden, dass Sie den verändern.“ (PZ_EXP_62_3, Zeile 623-637).

Ein weiteres Erklärungsmuster bezieht sich darauf, dass die Vorschläge aus Bürgergutachten oder Zukunftskonferenzen für eine direkte Umsetzung in politische Beschlüsse zu allgemein sind.

„Auf keinen Fall erwarten würde ich mir, was ich vorher schon gesagt habe, zu konkrete nächste Schritte oder eine Konzeption für das weitere Vorgehen. Das glaube ich, kann ich von einer Zukunftskonferenz nicht erwarten. Ich kann von einer Zukunftskonferenz Daten bekommen, die dann Grundlage sind für die nächsten Schritte – des kleinen Organisationsteams, wenn man so will.“ (ZK_AUF_97, 300-304).

„Des was man eigentlich aus dem Bürgergutachten ableiten kann, also ich kann keine, eins zu eins, (ah), Anleitung ableiten, sondern nur Hinweise, Trends, (äh), vielleicht auch Defizite.“ (PZ_AUF_59, Zeile 527-529).

„Man kann sich von der Planungszelle nicht erwarten, dass sie die Experten ersetzt. Also der Plan oder auch die Berechnung oder was immer es ist muss dann immer noch von den Experten gemacht werden. Die Bürger können zwar sagen: ‚So stellen wir uns das vor! So haben wir in der Stadtplanung (.) so könnte die Straßenführung sein.‘ Aber wie breit die Straße ist und wie genau die Führung sein muss, das bleibt immer noch den Experten überlassen.“ (PZ_BER_13, Zeile 424-428).

Als relevant wird weiterhin bewertet, dass die Vorschläge der Planungszelle meistens Geld kosten und wegen des finanziellen Spielraums nur schrittweise umgesetzt werden könnten (PZ_BER_14, Zeile 442-445). Dies bestätigt auch ein Auftraggeber.

„Man darf sich aber nicht erwarten, dass man das Gutachten hernimmt und sagt, so erstens muss ich machen, zweitens muss ich machen, drittens muss ich machen. Ich muss also in jedem Fall all die Vorschläge, all die Überlegungen, all die Tendenzen und die Trends, muss ich exakt dann, (äh), ich sag

a mal so übersetzen, dass sie auch durchführbar sind. Ich muss die Mittel bereitstellen, ich muss die organisatorischen Einheiten schaffen.“ (PZ_AUF_59, Zeile 496-505).

Ein weiteres Erklärungsmuster für die begrenzte Wirkung der Ergebnisse partizipativer Verfahren auf politische Entscheidungen und praktische Veränderungen ist die Annahme, dass diese Verfahren nur nachhaltig wirken würden, wenn sie langfristig angelegt sind.

„Man sollte nicht erwarten, dass eine einzige Konferenz die Zukunft von Pfaffenhofen ändert. Was man erwarten könnte, wenn man das hier schon professionell aufzieht mit Imageberatung und was weiß ich wem, dass (ähm) dass auch weiterhin (ähm) betreut wird, was wie vorhin schon gesagt, dass das einfach ein Startpunkt ist, diese Konferenz, dann funktioniert das auch mit diesen Emotionen. Und dann muß das aber weitergehen alle Vierteljahre, alle halben Jahre. Ja.“ (ZK_TEIL_98, 132-138).

„Es kann man aber sicher nicht überschätzen, des wenn ich einmal mach und zweimal mach und dann nicht wieder, oder nicht durch andere, begleitende Maßnahmen immer wieder ins Gespräch führe, dann ist es verpufft. Man muss dann auch dran bleiben an diesen Verfahren und man sollte sie durch andere noch unterstützen.“ (PZ_AUF_58, Zeile 263-267).

Darin kommt die Hoffnung zum Ausdruck, die politischen Gremien mögen durch wiederholte Auseinandersetzung mit den Ergebnissen aus partizipativen Verfahren deren Empfehlungen doch berücksichtigen.

„Versprechen tut man sich eigentlich, wenn man teilgenommen hat, dementsprechend Interesse hat, kann etwas passieren, dass etwas verändert wird, dass verschiedene Sachen berücksichtigt sind, die in dieser Planungszelle ausgearbeitet wurden, oder beantwortet wurden. Was man nicht erwarten darf, dass das morgen noch passiert. Man muss auch den ausführenden Organe (.) geben und Zeit lassen dazu, das auch verarbeiten und auch einzuführen oder zu bestimmen. Oder das hat auch größere Hintergründe. Die gesetzgeberischen

Bereiche und Gesetze kann man nicht von heute auf morgen ändern. Und das ist auch eine Diskussionssache und Grundlage der einzelnen Organisationen, die auch unterschiedliche Meinungen haben. Und das dauert ja dann auch einige Zeit. Aber man sollte immer wieder diese Probleme aufgreifen. Vielleicht auch in der Zeit, in der sie wohl schon rübergekommen sind von der Planungszelle in der Politik sage ich jetzt. Und man sollte dann aber auch vielleicht nach einiger Zeit genau das solche Problem in wieder so einer Planungszelle fragen, um weiter zu kommen, weil vielleicht in der Zeit Sache schon verändert haben. Und man kann etwas anderes übergreifen. Man sollte das also nicht nur einmal machen und man sollte kontinuierlich weiter machen, auch in dieser Planungszelle nicht nur dann wegschieben zu den Institution, das verlangt oder verursacht hat, sondern man sollte es auch wieder zurücklaufen lassen. Und noch mal wieder einbringen. Oft kommen dann vielleicht bessere Lösungsvorschläge auch zustande.“ (PZ_TEIL_54, Zeile 367-385).

Häufig liegen also ungünstige Bedingungen vor, die die Eins-zu-Eins-Umsetzung von Entscheidungen partizipativer Verfahren in politischen Gremien gefährden. Berater, Auftraggeber und wissenschaftliche Experten geben Empfehlungen, die verhindern sollen, dass hierdurch auch die motivationalen Grundlagen der Publikumsrollenträger untergraben werden.

Die befragten ehemaligen TeilnehmerInnen an Planungszellen berichten nicht, mit welchen Erwartungen sie ursprünglich an diesen Verfahren teilgenommen hatten. Sie bringen ihre Hoffnung zum Ausdruck, dass „wenigstens ein Teil davon in Gesetze einfließt, und wenn es ein Minimum ist, und wirklich fruchten und Erfolg bringen“ (PZ_TEIL_55_1, Zeile 338-339) bzw. dass „wenigstens der Punkt, wo sich fast alle einig sind, das der berücksichtigt wird“ (PZ_TEIL_55_2, Zeile 341-342).

Die Empfehlungen eines Beraters richten sich darauf, bei den Bürgern von vorne herein falschen Erwartungen vorzubeugen.

„Aber zu glauben, es würde sofort eins zu eins umgesetzt, das wär naiv und da würd ich sagen, man muss dafür sorgen, dass das gar nicht erst als Erwartung auftaucht.“ (PZ_BER_14, Zeile 447-448).

Ein Auftraggeber bringt ein Problembewusstsein dafür zum Ausdruck, dass bei Bürgern der Eindruck einer Alibi-Veranstaltung entstehen könnte, wenn sie nicht erfahren, wie die Ergebnisse aus der Planungszelle in die Arbeit von Legislativ- oder Exekutivgremien eingeflossen sind.

„Man muss dann auch dran bleiben an diesen Verfahren und man sollte sie durch andere noch unterstützen und man sollte die Ergebnisse, die daraus kommen, Umsetzungsberichte machen und auch die wieder in die Öffentlichkeit bringen, dass klar wird, wir haben das durchgeführt und wir haben auch was damit getan. Wir haben`s nicht nur durchgeführt um der Durchführung Willen, sondern wir haben die Ergebnisse verwertet. Und wie wir die verwertet haben, das haben wir den Personen, die mitgewirkt haben auch wieder ganz konkret verdeutlicht. Und wir haben`s auch in unserem Verwaltungsapparat als Ergebnisse vorgegeben, mit denen man etwas tun muss. Also, und diese Bedingungen müssen gewährleistet sein, sonst, also nur Durchführen und dann nix – nicht verwerten, nicht nach draußen wieder publik machen, was man denn damit gemacht hat, kein Feedback geben an diejenigen, die es mitgemacht haben, das ist einfach schlecht.“ (PZ_AUF_58, Zeile 265-276).

Berater weisen mit ihren Empfehlungen in dieselbe Richtung: Die politischen Gremien müssen das Bürgergutachten diskutieren. Sie müssen sich damit auseinandersetzen, darauf reagieren. Auseinandersetzen bedeutet nicht akzeptieren. Wenn die Vorschläge des Bürgergutachtens abgelehnt werden, muss es eine Begründung für die Ablehnung geben. Die Bürger müssen ein Feedback zu der Zeit und Arbeit erhalten, die sie investiert haben (PZ_BER_13, Zeile 408-421, PZ_BER_14, Zeile 393-399, PZ_EXP_62_2, Zeile 377-382). Die Bürger sollen den Eindruck erhalten, dass ihr Gutachten einen Einfluss auf politische Entscheidungen hatte. Wie schwierig es ist, diesen Einfluss im Einzelfall nachzuweisen, verdeutlicht ein Experte anhand eines Fallbeispiels.

„Sie haben andere planungszellenartige Verfahren. Also ich denke jetzt z.B. an die Bürgerkonferenz an einem Museum in Dresden zu Fragen von Gendiagnostik, deren Ergebnisse die zum Teil zur Kenntnis genommen worden sind. Aber da ist es jetzt sehr schwer nachzuweisen, inwiefern die Ergebnisse wirklich ein Einfluss gehabt haben. Also da eben, tja, wo Sie ein planungszellen-

artiges Verfahren haben, eine Bürgerkonferenz, nicht genau eine Planungszelle, aber funktioniert auch sehr ähnlich, die Empfehlungen ausgesprochen haben, aber letztlich hat der Gesetzgeber gehandelt. Und der Bundestag hat natürlich sein eigenes Verfahren, sich schlau zu machen und da haben einige Abgeordnete nachweislich diese Konferenz und ihre Ergebnisse zur Kenntnis genommen, einige waren in Dresden sogar vor Ort und haben sich das angeguckt. Aber da ist schwer nachweisbar, wie das jetzt in der Gesetzgebung eingeflossen ist. Also man kann sagen, dass dann wenn eine Planungszelle durchgeführt wird, dass es in der Regel schon Wirkungen hat, weil sie einfach auch Leute aktiviert, weil darüber berichtet wird und weil die betroffenen Entscheidungsträger darauf irgendwie reagieren müssen, also auf die Ergebnisse.“ (PZ_EXP_62_3, Zeile 606-621).

10.3.3 Kenntnisnahme und Schubladisierung

Berater und Experten bringen wiederholt zum Ausdruck, dass die Nachhaltigkeit grundlegend auf dem Spiel steht, wenn politische Gremien nicht auf das Gutachten reagieren oder wenn sie es verwerfen.

„Was ich halt als äußerst bedauerlich betrachte ist, dass es nicht immer dazu kommt, dass die Ergebnisse auch umgesetzt werden (.). Also ich finde, kann man so die Verfahren irgendwie an die Wand laufen lassen, weil wenn Leute so viel Zeit investieren, möchten natürlich auch Ergebnisse haben. Und wenn sie merken, dass sie aus der Beteiligung keine Ergebnisse kommen, dann werden sie sich kein zweites Mal an so einem Verfahren beteiligen. D.h., man muss auch, meiner Meinung nach, vorsichtig damit umgehen, solche Verfahren zu initiieren und nachher nichts daraus zu machen.“ (PZ_EXP_62_2, Zeile 392-399).

„Und wenn man dann gar nicht auf dieses Gutachten reagieren würde, und es nur zur Kenntnis nimmt, verschleißt man dann die Leute. Und sie werden sich immer weniger beteiligen an irgendwelchen Verfahren.“ (PZ_BER_13, Zeile 414-417).

„Wenn allerdings in so einem Gremium das verworfen wird, das Ergebnis der Planungszelle (.) ja dann hat’s – was weiß ich – vier Wochen gelebt und ist tot. So, und dann ist es überhaupt nicht nachhaltig, nicht?“ (lacht) (PZ_BER_14, Zeile 424-426).

10.4 Interpretation

Wie lassen sich diese Erfahrungsaussagen und Erklärungsmuster vor dem Hintergrund des Unmöglichkeitstheorems interpretieren? Wir verzichten im Folgenden auf eine Klärung der Wahrheitsansprüche der Erklärungsmuster der Befragten, die sich als Alltagstheorien auffassen lassen. Wir konfrontieren diese Alltagstheorien mit dem aus der Systemtheorie Luhmanns abgeleiteten Unmöglichkeitstheorem. Für dieses Theorem kann die Wahrheitsvermutung nur innerhalb der Luhmann’schen Theoriekonstruktion überprüft werden. Fragen nach der empirischen Prüfbarkeit seiner Theorie hat er bekanntermaßen zurückgewiesen (hierzu kritisch: Bühl 1987, 229-234). Aus diesem Grund beschränken wir uns darauf zu fragen, welche Anregungen die Alltagstheorien für die Reformulierung des Unmöglichkeitstheorems geben und welche blinde Flecke der Systemtheorie durch die Alltagstheorien sichtbar werden. Ist Nachhaltigkeit doch möglich?

10.4.1 Bindung als Machtgewinn

Die Herstellung einer Bindung politischer Repräsentativgremien an Entscheidungen partizipativer Verfahren kann unter günstigen Bedingungen als Machtgewinn codiert werden. Im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf, in dem die Mitglieder politischer Gremien sich noch keine Meinung gebildet haben, sind partizipative Verfahren für die Entscheidungsträger hilfreich, weil sie ihnen Informationen geben, welche Entscheidungen auf Akzeptanz oder Widerstand der Bevölkerung treffen werden. Sie können sich dann freiwillig an die Entscheidungen aus partizipativen Verfahren binden, die von einer breiten Bevölkerung getragen werden. Das politische System wird diese Bindung als Machtgewinn codieren.

10.4.2 Dokumentation der Irritation

Die motivationalen Grundlagen der Publikumsrollenträger werden – übertriebene Erwartungen ausgeräumt – nicht untergraben, wenn die Bürger den Eindruck erhalten, dass ihr Gutachten einen Einfluss auf politische Entscheidungen hatte. Indem die Mitglieder politischer Gremien Entscheidungen aus partizipativen Verfahren diskutieren,

sich damit auseinandersetzen und darauf reagieren, indem sie die Verwertung der Entscheidungen durch Umsetzungsberichte belegen und die Ablehnung ihrer Umsetzung begründen, und indem sie die Umsetzungsberichte veröffentlichen und den Teilnehmern eine Rückmeldung geben, dokumentieren sie in der Terminologie der Systemtheorie die irritierende Wirkung der Entscheidungen aus partizipativen Verfahren auf die Entscheidungen in politischen Gremien.

10.4.3 Motivationale Grundlagen der Publikumsrollenträger

Blinde Flecke der Systemtheorie Luhmanns ergeben sich aus dem Fehlen handlungstheoretischer Annahmen. Diese erweisen sich in den Alltagstheorien der Befragten vor allem relevant in den Erklärungsmustern dafür, dass eine langfristige Stärkung der Bürgerbeteiligung nicht beobachtet werden kann. Eine Handlungstheorie, die das politische Handeln der Bürger durch Präferenzen und Restriktionen erklärt, kann die Erklärungsmuster aufnehmen, die hervorheben, dass berufliche und Freizeitverpflichtungen unter der Bedingung der Knappheit von Zeit, sowie eine von den Verfahren vorausgesetzte Präferenz für Gemeinwohlorientierung nicht für nachhaltiges Engagement motivieren.

10.4.4 Der Mythos der Nachhaltigkeit langfristig angelegter Verfahren

Vor dem Hintergrund der Luhmann'schen Systemtheorie wird man ein Erklärungsmuster als Mythos interpretieren müssen. Die Alltagstheorie, nach der deliberative Verfahren nur nachhaltig wirken, wenn sie langfristig angelegt sind, trifft auf eine grundsätzliche Grenze – ein ‚objective‘ constraint, – die durch keinerlei politische Maßnahmen jedweder Art aufgehoben werden kann. Da kein System über seine strukturellen Kopplungen disponieren kann, können Entscheidungen anderer Organisationen nur irritierend, nie aber determinierend auf Entscheidungen der eigenen Organisation wirken. Auch langfristig angelegte Verfahren können diese Grenze nicht einreißen.

10.5 Ausblick

In dieser Studie haben wir aus der Perspektive des politischen Systems gefragt, ob deliberative Verfahren nachhaltig gestaltet werden können. Wir haben das Unmöglichkeitstheorem mit Aussagen von Personen konfrontiert, die an der Gestaltung und Durchführung von deliberativen Verfahren mitgewirkt haben. Dies waren ehemalige Auftraggeber, Organisationsberater und ehemalige Teilnehmer der Verfahren Planungszelle und Zukunftskonferenz sowie wissenschaftliche Experten zu diesen Verfahren. Wir haben die

Erfahrungsaussagen dieser Befragtengruppen ausgewertet und die Erklärungsmuster analysiert, auf die sie zurückgreifen. Erfahrungsaussagen und Erklärungsmuster bestätigen, wie schwer es ist, deliberative Verfahren nachhaltig zu gestalten. Sie geben aber auch Hinweise zu Bedingungen, unter denen dies doch als möglich erachtet wird: Im frühen Stadium von Fragestellungen mit Entscheidungsbedarf liegen günstige Bedingungen für die Nachhaltigkeit der Verfahren Planungszelle und Zukunftskonferenz vor.

Möglicherweise gibt es noch weitere Bedingungen, unter denen deliberative Verfahren nachhaltig wirken. Hinweisen möchten wir in diesem Zusammenhang auf den Wandel politischer Kontextbedingungen. Die Planungszelle wird beispielsweise seit mehr als 30 Jahren eingesetzt. In diesen Jahren haben alle deutschsprachigen Länder einen politischen Wandel erlebt, verbunden mit dem Entstehen neuer politischer Parteien – konkret: ökologischer Parteien –, die vielfach aus Bürgerinitiativen und anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen hervorgegangen sind. Diese Parteien tragen ein gegenüber Partizipation aufgeschlosseneres Demokratieverständnis in die politische Arena. Ihre Etablierung und Beteiligung an der Regierung führt zwar nicht grundsätzlich zu einer anderen strukturellen Kopplung organisationsförmiger deliberativer Verfahren an den Staat. Man kann aber vermuten, dass diese Parteien die freiwillige Bindung politischer Repräsentativgremien an Entscheidungen partizipativer Verfahren öfter als Machtgewinn codieren als die bis dato etablierten Parteien. Freilich könnte dies auch nur ein vorübergehender Effekt sein, der sich mit zunehmender Etablierung abschwächt. Aufgrund des Querschnittsdesigns unserer empirischen Studie können wir zu dieser interessanten Forschungsfrage keine Aussagen machen. Wir wollen daher zu empirischen Langzeitstudien über das Wechselverhältnis von partizipativen Verfahren und Demokratieentwicklung anregen.

Von kritischer Bedeutung für die Nachhaltigkeit erweist sich in der Praxis die Rückmeldung (Feedback) an die Teilnehmer eines partizipativen Verfahrens. Hier formulieren alle unsere Befragten nur Sollens-Aussagen: Die Bürger müssen ein Feedback zu der Zeit und Arbeit erhalten, die sie investiert haben. Die Bürger sollen den Eindruck erhalten, dass ihr Gutachten einen Einfluss auf politische Entscheidungen hatte. Alle Befragtengruppen verfügen über ein diesbezügliches Problembewusstsein. In keinem einzigen Interview wird jedoch von einem konkreten Beispiel berichtet, in dem Feedback gegeben wurde. Unsere Frage im Interviewleitfaden („Ein Großgruppenverfahren wie die Planungszelle (Zukunftskonferenz) findet ja über einen begrenzten Zeitraum hinweg statt. Was darf man sich langfristig von der Durchführung eines Großgruppenverfahrens

wie der Planungszelle (Zukunftskonferenz) versprechen, und was sollte man nicht erwarten?“) beinhaltete einen expliziten Sollens-Aspekt, war aber so offen formuliert, dass Aussagen dazu, was der Befragte erlebt hat, jederzeit möglich gewesen wären. Unserer Meinung nach liefern die Antworten der Befragten daher durchaus einen Anhaltspunkt dafür, dass mit Bezug auf das Feedback in der Praxis Umsetzungsdefizite vorliegen könnten. Dieses Umsetzungsdefizit könnte auf Akteursebene das Machtgefälle zwischen Auftraggeber und Teilnehmern, bzw. auf institutioneller Ebene das Machtgefälle zwischen partizipativen Verfahren und politischen Entscheidungsgremien reflektieren.

Abschließend sei der Blick in eine andere Richtung erweitert: Eines der oben genannten Verfahren, die Zukunftskonferenz, wird nicht nur im politischen System, sondern auch in Organisationssystemen eingesetzt. Die Frage der Nachhaltigkeit stellt sich dort ebenso. Darüber hinaus gibt es eine Fülle von partizipativen Verfahren, die in Organisationen zum Einsatz kommen. Dazu zählen etwa Open Space, Real Time Strategic Change, Planspielmethode, Appreciative Inquiry und Storytelling, die in jüngerer Zeit unter dem Begriff der Großgruppenverfahren (Bunker/Alban 1997, Holman/Devane 2002) subsumiert werden. Vergleichende Studien zur Nachhaltigkeit dieser Verfahren können dazu beitragen, unsere Kenntnisse über die Nachhaltigkeit deliberativer Verfahren politischer Partizipation zu vertiefen. Dies ist u.a. eine der Zielsetzungen unseres in Fußnote 5 beschriebenen größeren Projektes, aus dem wir hier Teilergebnisse vorgelegt haben. In diesem Projekt werden einige zentrale Konzepte neben der organisationssoziologischen Sichtweise zusätzlich auch aus einer organisationspsychologischen Perspektive betrachtet werden. Durch diesen interdisziplinären Zugang sollen auch neue Schlussfolgerungen in Bezug auf die beiden hier dargestellten Verfahren im Kontext von politischen Systemen gezogen werden (z.B. im Bereich der Motivation und des Wissensmanagements in Bezug auf die Motivation der Publikums- und LeistungsrollenträgerInnen). In diesem Zusammenhang sollen auch alternative psychologisch-systemtheoretische Ansätze, etwa die „personenzentrierte Systemtheorie“ nach Jürgen Kriz (2004), zur Interpretation herangezogen werden, um die oben angedeuteten Schwächen der Luhmannschen Systemtheorie in der Erklärung psychodynamischer Prozesse zu kompensieren.

Literatur:

- Benhabib, S. (1996). Toward a Deliberative Model of Democratic Legitimacy. In: dies. (Hrsg.). *Democracy and Difference. Contesting the Boundaries of the Political*. Princeton, NJ: Princeton University Press. S. 67-94.
- Benhabib, S. (2002). *The Claims of Culture: Equality and Diversity in the Global Era*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Bohman, J. (1997). Deliberative Democracy and Effective Social Freedom: Capabilities, Resources and Opportunities. In: Bohman, J. und W. Rehg (Hrsg.). *Deliberative Democracy: Essays on Reason and Politics*. Cambridge, MA: MIT Press. S. 321-348.
- Bühl, W.L. (1987). Grenzen der Autopoiesis. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39: 225-254.
- Bunker, B.B. und B. Alban (1997). *Large Group Interventions: Engaging the Whole System for Rapid Change*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Burow, O.-A. (2008). Zukunftskonferenz. Anspruch, Wirklichkeit und Perspektiven. In: Kersting, N. Hrsg. *Moderne politische Partizipation. Zwischen Legitimation und Innovation. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 233-245.
- Chambers, S. (2003). Deliberative Democratic Theory. In: *Annual Review of Political Science* 6: 307-326.
- Cohen, J. (1996). Procedure and Substance in Deliberative Democracy. In: Benhabib, S. (Hrsg.). *Democracy and Difference. Contesting the Boundaries of the Political*. Princeton, NJ: Princeton University Press. S. 95-119.
- Cohen, J. (1997). Deliberation and Democratic Legitimacy. In: Bohman, J. und W. Rehg (Hrsg.). *Deliberative Democracy: Essays on Reason and Politics*. Cambridge, MA: MIT Press. S. 67-91.
- Dienel, P.C. (2002). *Die Planungszelle. Der Bürger als Chance*. 5. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dryzek, J. (2000). *Deliberative Democracy and Beyond: Liberals, Critics, Contestations*. New York: Oxford University Press.

- Feindt, Peter H. (2001). Regierung durch Diskussion. Diskurs- und Verhandlungsverfahren im Kontext von Demokratietheorie und Steuerungsdiskussion. Frankfurt/M.: Lang.
- Flick, U. (1999). Qualitative Forschung – Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. 4th ed. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gutmann, A. und D. Thompson (1996). Democracy and Disagreement. Cambridge, MA: Belknap Press.
- Gutmann, A. und D. Thompson (2004). Why Deliberative Democracy? Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Habermas, J. (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1992). Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hauff, Volker (2003). Nachhaltige Beratung. Die Rolle von nationalen Nachhaltigkeitsräten im Zeichen der Globalisierung. In: Linne, Gudrun und Michael Schwarz. Hrsg. Handbuch Nachhaltige Entwicklung. Opladen: Leske + Budrich. S. 31-38.
- Hirschman, Albert O. (1970). Exit, Voice and Loyalty. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.
- Holman, P. und T. Devane. Hrsg. (2002). Change Handbook. Zukunftsorientierte Großgruppen-Methoden. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Kriz, J. (2004). Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe, A.v. und Kriz, W.C. (Hrsg.). Systemtheorie und Personenzentrierung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 13-67.
- Leyenaar, M. (2008). Citizen Jury. In: Kersting, N. Hrsg. Moderne politische Partizipation. Zwischen Legitimation und Innovation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 267-284.
- Luhmann, Niklas (1981). Theoretische Orientierung der Politik. In: ders. Soziologische Aufklärung 3. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Opladen: Westdt. Verlag. S. 287-292.
- Luhmann, Niklas (2002). Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Mayring, P. (2003). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 8. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Rosenberg, S.W. Hrsg. (2007). *Deliberation, Participation, and Democracy*. London: Palgrave MacMillan.
- Ryfe, David M. (2005). Does Deliberative Democracy Work? In: *Annual Review of Political Science* 8: 49-71.
- Saam, Nicole J. (2008). Können transformative Verfahren politischer Partizipation nachhaltig gestaltet werden? Theoretische Unmöglichkeiten und Konsequenzen für die Evaluierung. In: Kersting, Norbert (Hrsg.). *Moderne politische Partizipation. Zwischen Legitimation und Innovation. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 255-269.
- Stichweh, Rudolf (2005). *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: Transkript Verlag.
- Weisbord, M.R. und S. Janoff (2001). *Future search - die Zukunftskonferenz: Wie Organisationen zu Zielsetzungen und gemeinsamem Handeln finden*. Übers. von Christoph Trunk. Stuttgart: Klett-Cotta.

11 Claudius Gellert: Ethik, Eliten und die Rolle der Universitäten

Mit Blick auf die entstehende Wissensgesellschaft wird immer wieder eine Qualitätssteigerung der Universitäten gefordert. Und nicht erst seit dem Beginn des Bologna-Prozesses spielen bei diversen Reformbemühungen und -vorschlägen die angelsächsischen Länder eine besondere Rolle. Ihnen wurde und wird in vielen Bereichen eine Vorbildfunktion zugesprochen. Im Hinblick auf diese anglo-amerikanischen Modelle ergibt sich bei genauerer Betrachtung allerdings die Frage, worin denn der spezifische Beitrag der Hochschulen dort besteht. Der geht offenbar über die reine Wissensproduktion und -vermittlung hinaus. Außerdem haben wir es schon in Europa mit ganz unterschiedlichen Universitätstraditionen und -funktionen zu tun. Während Deutschland historisch als das Forschungsmodell gilt, stand in Frankreich, nicht zuletzt an den Grandes Ecoles, immer die professionelle Ausbildung im Vordergrund. Die Forschung war und ist dort in einem separaten institutionellen Sektor mehr oder weniger ausgelagert. In England und Amerika lag dagegen immer ein besonderes Gewicht auf der Persönlichkeitsbildung der Studierenden. Auch heute noch haben dort eine gemeinschaftliche Lebensweise, extra-curriculare Aktivitäten und die Vermittlung bestimmter multi-funktionaler Attribute besondere Bedeutung. Nur auf diesem Hintergrund ist die traditionelle Bachelor-Ausbildung und ihr Verhältnis zu den Erwartungen des Arbeitsmarktes zu verstehen. Ein „well-twisted mind“ ist den Arbeitgebern oft wichtiger als im Studium vermittelte berufspraktische Fertigkeiten. Dies wird aber im Bologna-Prozess Kontinentaleuropas weitgehend vernachlässigt. Hier stehen Effizienzsteigerung und Einsparungen im Vordergrund. Nach wie vor wird „Berufsbefähigung“ eher traditionell definiert. Es wird sich zeigen, ob der Bologna-Prozess unter diesen Voraussetzungen überhaupt gelingen kann.

Eine besondere Rolle bei diesen Bemühungen um Effizienz- und Qualitätssteigerung im Hochschulsystem spielt dabei immer wieder der Verweis auf die Existenz von Eliteuniversitäten in Amerika und England, zuletzt im Zusammenhang mit der „Exzellenzinitiative“ der Bundesregierung. Auf die werde ich gegen Ende meiner Ausführungen eingehen. Hauptsächlich werde ich im folgenden jedoch versuchen, die Zusammenhänge zwischen spezifischen Universitätsidealen und der Elitenreproduktion im Mutterland der Bachelor-Abschlüsse, also in England, darzustellen.

11.1 Universitätstraditionen in England und Deutschland

Auch wenn wir in Zeiten der Umsetzung des Bolognaprozesses und einer generellen europäischen Integrationsentwicklung auf dem Hochschulsektor leicht den Eindruck gewinnen können, als seien die Universitätssysteme der verschiedenen Länder in ihren grundsätzlichen Zielsetzungen durchaus vergleichbar, haben wir es, wie bereits erwähnt, in Wirklichkeit mit gravierenden Unterschieden nicht nur diverser Universitätstraditionen zu tun, sondern auch ihrer Auswirkungen in der Gegenwart. Im folgenden soll versucht werden, einem spezifischen Unterschied des englischen Universitätsideals im Vergleich zu den deutschen Gegebenheiten nachzuspüren. Dabei soll in unserem Zusammenhang weniger die gewiss auch bedeutende Tatsache eine Rolle spielen, dass sich die Forschungsfunktion an englischen Universitäten später durchsetzte als in Deutschland, oder dass dort auch die Funktion der Berufsausbildung lange Zeit von geringerer Bedeutung war als an den deutschen (vgl. Gellert 1988). Vielmehr wollen wir uns dem Umstand widmen, dass zum einen die englischen Universitäten immer schon von einem zusätzlichen Funktionsaspekt gekennzeichnet waren, dem der Persönlichkeitsbildung, und dass zum anderen innerhalb dieses Bildungszieles spezifische schichtbestimmte Verhaltensideale eine Rolle spielten, die im Rahmen der gegenwärtigen Reformbemühungen in Deutschland sogar noch weniger Beachtung finden als der grundsätzliche Zielunterschied der Persönlichkeitsbildung. Dabei sind diese Zielsetzung und ihre spezifischen Ausprägungen unverzichtbare Bestandteile für das Verständnis der Bachelorabschlüsse.

Das Ideal der Persönlichkeitsbildung, das ursprünglich am ethischen Code der "landed gentry" orientiert war und auf die Vermittlung sozialer Fähigkeiten und persönlicher Eigenschaften wie gutes Benehmen und Selbstdisziplin abzielte, diente der Transmission der englischen Oberschichtkultur und bereitete auf Führungsaufgaben in Staat und Gesellschaft vor. Im Gegensatz zu Humboldts Konzept der Bildung durch Wissenschaft (vgl. Leitner 1984) war dieses "gentlemanly ideal of education" nicht an intellektuellen oder wissenschaftlichen Standards ausgerichtet, sondern bestand in den nicht-akademischen Sozialisationseffekten einer gemeinschaftlichen Lebensweise von Dozenten und Studenten und in einer starken Betonung "extra-curricularer" Aktivitäten.

Von zentraler Bedeutung ist hierbei, dass die Studenten an englischen und amerikanischen Universitäten, anders als an deutschen, bewusst Einflüssen ausgesetzt werden, die über die Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse hinaus persönliches und soziales Verhalten formen. Die Universitäten sorgen nicht nur dafür, dass ein Großteil der Studenten auf dem Campus wohnen kann, sondern sie tragen durch vielerlei bauliche und

organisatorische Maßnahmen dazu bei, dass die Studenten sich in unzähligen extracurricularen Aktivitäten entfalten und sich Dozenten und Studenten informell begegnen können. Einerseits wird so ein relativ reibungsloser Studienablauf unterstützt, andererseits werden durch die institutionell angebotenen Möglichkeiten, sich auf extracurricularen Gebieten zu betätigen, bei den Studenten eine Vielzahl sozialer Fähigkeiten freigesetzt, die nicht nur von potentiellen Arbeitgebern nachgefragt werden, sondern auch von gesamtgesellschaftlicher Relevanz sind (vgl. Münch 1986, S. 202ff.).

11.2 Gentleman-Ideal, soziale Klassen und Elitenrekrutierung

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass es sich bei diesem Bildungskonzept um eine schichtspezifische Verhaltensethik handelte. Aristokratie und Bürgertum hatten sich in England im „Common Law“ eine gemeinsame Grundlage für eine traditionalistisch geprägte Entwicklung von Staat und Gesellschaft gegeben. Die bürgerlichen Intentionen in Industrie und Handel wurden durch das aristokratische Gentleman-Ideal in die Bahnen allgemeiner Bildung und gesitteter gesellschaftlicher Umgangsformen gelenkt (Münch 1986, S. 185). Die Traditionalität der englischen Gesellschaft ist vor allem bestimmt durch die starke soziale Differenzierung mit ihrer ständischen Verteilung von Sozialprestige und Lebensstilen, und einer allseits akzeptierten Autoritätsordnung, und ist primär auf Strenge, Unpersönlichkeit, Disziplin und Autoritätsachtung aufgebaut.

Diese ethischen Grundsätze prägten auch die Schulen und Universitäten. Durch das Studium der griechischen und römischen Klassiker erschlossen sich die zivilisatorischen Grundlagen Europas. Das hierdurch vermittelte Wissen wurde nicht als Berufsausbildung verstanden, sondern als Bildung („formation“) und Entwicklung des Charakters. Die auf diese Weise erworbenen Kenntnisse und Verhaltensmuster waren moralischer und ästhetischer Art. (Für eine genauere Darstellung der historischen Wurzeln dieses Gentleman-Ideals, siehe Gellert 2008.)

Das Gentleman-Ideal im englischen Bildungssystem hatte trotz seiner erfolgreichen Durchdringung nicht nur des Privatschulbereichs, sondern auch der Universitäten, einige disfunktionale Folgen. Da ist zum einen der Aspekt der sozialen Selektivität. Erbliche Privilegien waren ein entscheidender Bestandteil der Mystik rund um den Gentleman, so dass ihn nicht nur seine Taten, sondern die Taten aller seiner Vorfahren zu etwas besonderem machten (Wilkinson 1970, S. 141). Ob der von Wilkinson sehr positiv gesehene

Ausgleichsmechanismus der politischen Motivation, sich für öffentliche Ämter zur Verfügung zu stellen, ausreicht, das sehr geschlossene System Oberschichtenorientierter Bildungsideale zu legitimieren, mag bezweifelt werden. Alleine die Zulassungsvoraussetzung von Lateinkenntnissen bei der Bewerbung um einen Platz in einer der bekannten Public Schools zeigt die nach wie vor einseitige soziale Auswahl dieses privilegierten Bildungsweges. Dies ist von besonderer Bedeutung, wenn auf der anderen Seite immer wieder zu Recht darauf hingewiesen wird, dass die Eliteuniversitäten Oxford und Cambridge nicht mehr sozial selektiv sind, sondern nur nach schulischen Erfolgen auswählen. Das stimmt zwar, aber es lässt sich kaum bestreiten, dass die soziale Selektion sich lediglich von den Oxbridge-Colleges auf den Public School-Sektor verschoben hat.

Nun wäre zum anderen dieser Befund nicht weiter irritierend, wenn sich die Sozialstrukturen Englands in den letzten hundert Jahren entscheidend demokratisiert hätten. Daher soll im folgenden kurz der Frage nach der Kontinuität einer "herrschenden Klasse" und ihres Einflusses auf die Elitenrekrutierung nachgegangen werden. John Rex z.B. geht von der beinahe ungebrochenen Vormachtstellung der alten, zum Teil aristokratischen "ruling class" aus, die teilweise mit der Industriebourgeoisie verschmolzen ist und einige vorkapitalistische Institutionen am Leben erhält (wie z.B. das Rechtssystem, das Militär oder auch Oxford und Cambridge).

Das britische Establishment benutzt nach Rex Bildung, um unter denen, die Machtpositionen einnehmen, eine gemeinsame Einstellung zur Legitimität der Sozialordnung herzustellen. Das Establishment wird dabei definiert als "set of professionalised roles, whose dynamic and ethics are dictated by the moral and political education imparted by elite educational institutions" (Rex 1974, S. 211). Noch immer gilt das Modell der "ruling class", deren Macht und Einflusswurzel in Reichtum und Titeln liegen, und die sich den Notwendigkeiten einer industriellen Gesellschaft anpassen muss: "The privileges of this class are legitimated through a framework of 'traditional' norms and values, and the practices and processes of this status system are central to the mechanisms of class reproduction." (Scott 1991, S. 118)

Adonis und Pollard haben diese Analyse mit Nachdruck bestätigt (1997). Sie sehen in der Vorstellung einer klassenlosen Gesellschaft einen mächtigen, aber fehlgeleiteten Mythos. Die Spaltung der Gesellschaft habe sich auf allen Gebieten vergrößert: "... segregation has become more, not less, marked in the last generation as a large and distinct lower class has separated from the old working class, while a smaller but equally distinct and immensely powerful Super Class has taken off at the top." Und sie erklären diese

anwachsenden Klassenunterschiede mit zahlreichen Hinweisen auf "powerful élites and institutions, the most class-segregated education system in the western world, and hereditary privilege extending from the old aristocracy to the new Super Class and beyond" (Adonis/Pollard, S. 33; vgl. auch Adonis 1996, Townsend 1993).

Nun wird in diesem Zusammenhang immer wieder auf die modernen Funktionseliten verwiesen, die vermeintlich den Herrschaftsanspruch der alten sozialen Eliten zurückgedrängt haben. Christopher Lasch hat die modernen, international operierenden Eliten des globalisierten Wirtschaftsgeschehens kritisch analysiert. Dabei handelt es sich in erster Linie um die Kategorie der professionellen Macher, die Robert Reich "symbolic analysts" genannt hat, die sich auf die Interpretation und Entwicklung symbolischer Informationen spezialisieren. Der Arbeitsmarkt dieser Funktionseliten ist international; nationale Loyalitäten zählen kaum noch. Lasch weist in diesem Zusammenhang auf eine Entwicklung hin, die im Zusammenhang mit der Elitenrekrutierung und -reproduktion in Großbritannien von Bedeutung ist, nämlich die Instrumentalisierung von sozialer Mobilität. Die wichtigste Entscheidung, die eine demokratische Gesellschaft zu treffen hat, bestehe nämlich darin, "whether to raise the general level of competence, energy and devotion – 'virtue', as it was called in an older political tradition – or merely to promote a broader recruitment of elites." (Lasch 1995, S. 79) Seines Erachtens hat Amerika eindeutig die zweite Richtung gewählt. Und wir können hinzufügen, dass innerhalb Europas vor allem in Großbritannien der Einfluss dieser Denkposition nach fast zwei Jahrzehnten Thatcherismus ebenfalls dominant ist. Karrierewege zu eröffnen für talentierte Mitglieder der Gesellschaft wird zum allumfassenden Ziel von Sozialpolitik und definiert sozusagen Demokratie selbst.

Hier aber begegnen sich die sozialstrukturellen Voraussetzungen der Elitenreproduktion in Großbritannien mit denen Amerikas, insofern als die Ausbreitung egomaner, karriereverhafteter Funktionseliten, denen das allgemeine gesellschaftliche Anliegen fehlt, als eine in funktionaler Perspektive durchaus adäquate Ergänzung der Interessen der herrschenden Klassen und ihrer Elitendefinition gesehen werden kann. Wenn nämlich das Engagement für öffentliche Belange sozusagen für die traditionellen Eliten, die weitgehend identisch mit der alten "ruling class" sind, "reserviert" ist, wie Wilkinson in durchaus affirmativer Intention den englischen Gentleman-Eliten attestierte, lassen sich tradierte Privilegien und symbolische Machtausübung (etwa im Oberhaus oder durch die Leitung von öffentlichen Organisationen und Komitees) umso leichter rechtfertigen. Die Funktionseliten werden somit gewissermaßen Opfer ihrer begrenzten Interessen, indem

sie durch eine enge Definition von Karrierestreben und sozialer Mobilität nicht auf das politische und gesellschaftliche Ganze gehen und die tiefergreifenden Einflussmechanismen in Wirtschaft und Politik der traditionellen "upper class", bzw. den alten sozialen Eliten überlassen. Die technokratischen Funktionseliten sind somit gegenüber den sozio-politischen Machtpotentialen der traditionellen Oberschicht nicht konkurrenzfähig und aufgrund ihrer utilitaristischen Werteorientierung für ein Leitmodell gesellschaftlicher Entwicklung wenig geeignet.

11.3 „Exzellenzinitiative“ und die Vorbildfunktion von Eliten

Wenden wir uns zum Schluss dem auch in Deutschland geäußerten Verlangen zu, hierzulande Eliteuniversitäten zu schaffen. In der sog. „Exzellenzinitiative“ haben sich Staat und Politik zum zentralen Akteur aufgeschwungen, auch wenn formal DFG und Wissenschaftsrat das Ganze durchgeführt haben. Die Grundidee war, dass die Regierung glaubte, mit knapp 2 Milliarden Euro, verteilt über 5 Jahre, Eliteuniversitäten à la Harvard oder Cambridge schaffen zu können. Auch wenn das angesichts der tatsächlichen finanziellen Ausstattung der amerikanischen Spitzenuniversitäten, oder auch von Oxford und Cambridge, illusionär ist, wurden inzwischen, auf der Basis ihrer bisherigen Forschungsleistung, eine Reihe von sog. Eliteuniversitäten gekürt.

Nun kann man zunächst einwenden, dass es schwer verständlich ist, warum ausgerechnet die Hochschulen, die schon längst bewiesen haben, dass sie in der Lage sind, Spitzenforschung zu ermöglichen, nun für diesen Zweck noch spezielle Förderung brauchen. Aber noch schwerwiegender ist der Einwand, dass das Gros der deutschen Universitäten leer ausgegangen ist und in den nächsten Jahren mit dem Makel leben muss, zu den Verlierern zu gehören. Es steht nämlich zu befürchten, dass dies in Zukunft zu deutlichen Problemen dieser Universitäten bei ihren Bemühungen um Drittmittelwerbungen führen wird. Und das wiederum könnte bedeuten, dass die Mehrheit der Universitäten beim nächsten mal, wenn es vielleicht zu einer Wiederholung der Exzellenzinitiative kommt, noch weniger Chancen haben werden als diesmal.

Entscheidend ist nun in diesem Zusammenhang, dass wir es in den beispielgebenden Hochschulmodellen von Amerika und England mit institutionellen Prozessen zu tun haben, die alle „research universities“ umfassen, und in denen sich auf allen Ebenen Wettbewerbsmechanismen und permanente Leistungsorientierungen entwickelt haben.

Jede Universität, jede Fakultät und jedes Department vergleicht sich in der Auswahl der Studierenden, bei internen Anreizen und Kontrollen, in den Forschungs- und Publikationsbemühungen usw. ständig mit anderen Universitäten und Departments, um so die eigene Position in der Wertschätzung der scientific community und der Öffentlichkeit zu verbessern. Dazu tragen nicht zuletzt die in den Medien breit diskutierten Rankings bei. Wie in einem sportlichen Wettstreit wird von allen Beteiligten ständig versucht, den eigenen Platz in der Qualitäts- und Prestigehierarchie im Vergleich zu den jeweils in der Nähe eingestuften Universitäten anzuheben. In der Folge solcher institutioneller Wettbewerbsmechanismen entstehen u.a. Eliteuniversitäten, ganz einfach, weil in einer Werthierarchie einige ganz oben landen. Für die Entstehung solcher institutioneller Prozesse sind Autonomie und Eigenverantwortlichkeit der beteiligten Organisationen und Personen zentrale Voraussetzungen. (Vgl. Gellert 1992) Handlungsanweisungen von außen sind, sogar im staatlichen Hochschulsektor, eher selten. In die Eigendynamik des Systems von Regierungsseite einzugreifen, wie in der Exzellenzinitiative in Deutschland geschehen, würde von allen Beteiligten dort, gelinde gesagt, als merkwürdig empfunden werden.

Und als selbstverständlich würde in diesen Ländern auch angesehen werden, dass, wenn von Eliteuniversitäten die Rede ist, auch von deren Vorbildfunktion gesprochen werden muss – in der Institution Hochschulsystem, wie in der Gesellschaft insgesamt. Dazu gehören Werte und Normen, an denen sich die Akteure messen lassen müssen. Auf die ethischen Grundlagen des englischen Universitätsideals wurde hinreichend hingewiesen. Die insbesondere in den USA betriebene Political Correctness mag uns in diesem Zusammenhang manchmal ein wenig überzogen vorkommen. Aber angesichts der jüngsten politisch-moralischen Verwerfungen in Deutschland (Stichwort: Liechtenstein) ist es sicher legitim, die Verantwortlichen in staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen an ihre Vorbildfunktion zu erinnern. Das gilt nicht zuletzt für Professoren an Universitäten. In Gesprächen mit Kollegen von sog. Eliteuniversitäten in England und Amerika wurde z.B. überdeutlich, dass es an diesen Hochschulen undenkbar wäre, dass ein wegen massiver Steuerhinterziehung vorbestrafter Universitätspräsident im Amt bleibt und von seinen Professorenkollegen sogar wiedergewählt wird. Manche kontinentaleuropäischen Universitäten haben somit sicher Anlass, ihre ethischen Verhaltensnormen zu überprüfen, um ihrer Vorbildfunktion gerecht zu werden.

11.4 Schlussfolgerung

Die Gentleman-Elite zahlte, wie bereits Wilkinson konzedierte, einen intellektuellen Preis für die Aufrechterhaltung ihrer Privilegien. Der Prozess der Schaffung einer politischen Elite aus den adeligen Familien war sicher über Jahrhunderte in England erfolgreich, indem er soziale Stabilität und demokratische Prozesse (bis zu einem gewissen Grad) beförderte. Die Orientierung an normativen und ästhetischen Kriterien bei der Persönlichkeitsbildung der Eliten an Schulen und Universitäten führte zu einer homogenen Universitätskultur, die nach wie vor in England und in vielen anderen englischsprachigen Ländern als sog. Liberal Education prägend ist. Oxford und Cambridge, sowie ein halbes Dutzend anderer Universitäten in Großbritannien zählen zwar inzwischen weltweit zu den absolut führenden Einrichtungen von Forschung und Lehre. Dennoch gehört das Bildungssystem insgesamt, wie nicht nur Adonis und Pollard festgestellt haben, zu den sozial selektivsten der Welt.

So gesehen findet Elitebildung immer noch auf verschiedenen Ebenen statt. Zum einen dient sie der Qualifizierung von technokratischen Funktionseliten, die gleichermaßen durch globalisierte Orientierung und utilitaristische Beschränktheit charakterisiert sind. Zum anderen ist sie nach wie vor Teil der tertiären Gesamtstruktur, realisiert sich also (von Oxford, über die ENA, bis hin zu Princeton) innerhalb von Systemen der Massenausbildung, ohne hierdurch sichtbar in ihrer entscheidenden Funktion, nämlich der Reproduktion sozialer Eliten und Oberschichten, beeinträchtigt zu sein.

Last but not least, wurde im vorhergehenden deutlich, dass ethische und normative Grundsätze untrennbar mit den Funktionsmechanismen qualitätsdifferenzierter Universitätssysteme wie in England und Amerika verbunden sind. Diese Prinzipien sind zum einen handlungsanleitend für die beteiligten Akteure in den Colleges und Hochschulen; und zum anderen sind sie wesentlicher Bestandteil des Bildungsauftrags dieser Einrichtungen (nicht zuletzt in den extra-curricularen und informellen Aktionsfeldern), auch und gerade im jeweiligen Elitesektor. Das Bewusstsein von der notwendigen Vorbildfunktion an den (im mehrfachen Wortsinn) eliteorientierten Hochschulen ist dabei in den anglo-amerikanischen Universitätssystemen ausgeprägter als in Deutschland.

Literatur:

- Adonis, A. (1996): Big idea in a class of its own. In: Financial Times, 7.2.1996, S. 18
- Adonis, A. und S. Pollard (1997): A Class Act. The Myth of Britain's Classless Society, London: Hamish Hamilton.
- Ashby, E. (1967): The Future of the Nineteenth Century Idea of a University. In: Minerva, VI, 1, Autumn 1967, S. 3-17.
- Ben-David, J. (1977): Centres of Learning: Britain, France, Germany, United States, New York.
- Bourdieu, P. und J.-C. Passeron (1977): Reproduction in Education, Society and Culture, London (zuerst 1970).
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt: Suhrkamp.
- Boyd, D. (1973): Elites and their Education. The Educational and Social Background of Eight Elite Groups, Windsor: NFER.
- Gellert, C. (1981): Zum Übergang von der Schule zur Universität in England. In: W.E. Fthenakis et al. (Hg.): Bildungswirklichkeit, Bildungsforschung, Bildungsplanung, Donauwörth 1981, S. 95-106.
- Gellert, C. (1988): Vergleich des Studiums an englischen und deutschen Universitäten, Frankfurt/New York: Lang (2. Aufl.).
- Gellert, C. (1991): Alternatives to Universities, Paris (OECD).
- Gellert, C. (1992): Wettbewerb und Leistungsorientierung im amerikanischen Universitätssystem, Frankfurt, Frankfurt/New York: Lang.
- Gellert, C. (Hg.) (1995): Diversification of European Systems of Higher Education, Frankfurt: Lang.
- Gellert, C. (1996): Das Ende der Klassengesellschaft? Überlegungen zur Individualisierung sozialer Strukturen. In: Leviathan, vol. 24, nr. 4, pp. 573-586.
- Gellert, C. (1997): Elite Versus Mass Higher Education – A Misconceived Dichotomy? In: Higher Education in Europe, Bd. XXII, No. 2, pp. 193-199.
- Gellert, C. (Hg.) (1999): Innovation and Adaptation in Higher Education, London: Jessica Kingsley.

- Gellert, C. (1999): Zum Wandel von Ausbildungszielen und Studienorganisation in Deutschland und Europa. In: Beiträge zur Hochschulforschung, 1-1999, S. 9-26.
- Gellert, C. (2002): Bleibt alles beim Alten? Eliten und Klassen in der modernen Industriegesellschaft. In: Evangelische Aspekte, Nr. 1, S. 30-35.
- Gellert, C. (2008): Ästhetik und Normativität im Gentleman-Ideal der englischen Universitätstradition. In: Thomas Koebner (Hg.), Ästhetische Existenz – Ethische Existenz. Ein zeitgenössisches Entweder – Oder?, München: Richard Boorberg Verlag, Edition Text + Kritik, S. 61-71.
- Gellert, C., E. Leitner u. J. Schramm (Hg.) (1990): Research and Teaching at Universities. International and Comparative Perspectives, Frankfurt/New York 1990.
- Hornbostel, S. u. Ch. Oehler (1984): Aspekte eines Vergleichs der Hochschulsysteme in Frankreich, Großbritannien, Schweden und den Niederlanden. In: K. Hüfner (Hg.), Aspekte der Hochschuldifferenzierung. Forschungsprojektschwerpunkt "Ökonomie der Hochschule", Berlin, S. 202-294.
- Köhler, H. (1992): Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik, Berlin: Edition Sigma.
- Lasch, C. (1995): The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy, New York: Norton.
- Leitner, E. (1984): Hochschulpädagogik. Zur Genese und Funktion der Hochschul-Pädagogik im Rahmen der Entwicklung der deutschen Universität 1800-1968, Frankfurt: Lang.
- Menze, C. (1974): Die Verwandlung der Universitätsidee und die Preisgabe der Bildung. Eine Untersuchung zur Rezeption der Humboldtschen Universitätsidee im frühen neunzehnten Jahrhundert. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 2, S. 93 ff.
- Münch, R. (1986): Die Kultur der Moderne, Bd. 1: Ihre Grundlagen und ihre Entwicklung in England und Amerika, Frankfurt: Suhrkamp.
- Newman, J.H. (1852): On the Scope and Nature of University Education, London 1965 (1852).
- Paxman, J. (1995): Friends in Higher Places. Who Runs Britain?, London: Penguin.

- Rex, J. (1974): Capitalism, elites and the ruling class. In: P. Stanworth und A. Giddens (Hg.), *Elites and Power in British Society*, Cambridge University Press.
- Scott, J. (1991): *Who Rules Britain?*, Cambridge: Polity.
- Scott, J. (1996): *Stratification and Power: Structures of Class, Status and Command*, Cambridge: Polity.
- Townsend, P. (1993): Underclass and Overclass: the widening Gulf between social classes in the 1980s. In: Payne, G. und Cross, M. (Hg.), *Sociology in Action*, Basingstoke: Macmillan.
- Wilkinson, R.H. (1970): The Gentleman Ideal and the Maintenance of a Political Elite. In: P.W. Musgrave (Hg.), *Sociology, History and Education*, London, pp. 126-142.

VII Systemdynamik und Modellbildung

12 Felix Tretter: Systemtheorie, soziale Ökologie und die „Systemökologie“ von Walter Bühl

Umwelt und Soziales als System:
„Störe meine Kreise nicht...“

12.1 Vorbemerkung - Persönlicher und thematischer Hintergrund

Nach einem Soziologie-Grundstudium an der Universität Wien und einigen Jahren Tätigkeit in der Hirnforschung mit dem Erfahrungshintergrund der biologischen *Kybernetik* und *Systemforschung* machte ich Ende der 1970er Jahre bei Herrn Prof. Bühl am Soziologischen Institut der Universität München eine Promotion zur Systemtheorie im Gesundheitswesen. Von den Lehrveranstaltungen mit Herrn Prof. Bühl war das interdisziplinäre Seminar mit den Herren Prof. Ferschl und Prof. Weichselberger zur mathematischen Systemtheorie für mich besonders eindrucksvoll.

In diesem Zusammenhang stellte sich die Frage nach einem für die Soziologie geeigneten *systemisch-methodischen Ansatz*. Hinzu kam damals die Bedeutung der aktuellen Umweltprobleme der technisch-zivilisierten Welt und das Aufkommen der *Ökologie* als wissenschaftlichen Ansatz zur Beschreibung und Behandlung dieser Problematik. Walter Bühl zeigte sich sowohl der mathematischen Systemtheorie wie auch gegenüber der Ökologie aufgeschlossen. Insofern die Ökologie ebenfalls systemwissenschaftliche Arbeitsansätze zeigte, bot sich eine Verknüpfung dieser Ansätze an. Insbesondere die Humanökologie, mit ihrer sozialwissenschaftlichen Ausrichtung in Form der Sozialökologie war demnach in meiner Promotionsarbeit ein wichtiger Gesichtspunkt, um die Entwicklungsdynamik und Koordinationsprobleme von medizinischen Versorgungssystemen in eine neue theoretische Perspektive einzubinden.

Anlässlich des ersten Jahrestages des Todes von Herrn Prof. Bühl stellt sich nun die Frage, wie der aktuelle Stand der Diskussion zwischen Systemtheorie/Systemwissenschaft und Ökologie im sozialwissenschaftlichen Bereich gestaltet ist. Hierzu kann allerdings kein Überblick gegeben werden, sondern nur das ein oder andere interessante Teilthema

aus der Sicht der *Humanökologie* angesprochen werden, einem Forschungsbereich, dem ich seit Jahrzehnten verbunden bin.

12.2 Die „Umweltprobleme“ und die „Welt“ als ökosoziales System

Aus *alltagsweltlicher Sicht* hat die Gegenwartsgesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder ein brisant gewordenen Problem, das sich mit dem Titel „Klima und Gesellschaft“ überschreiben lässt: Bereits in den 1970er und 1980er Jahren wurde das Problemverhältnis von „Umwelt und Gesellschaft“ in Form der zunehmenden Ausbeutung der natürlichen Ressourcen, der Luftverschmutzung, des Waldsterbens und im Zusammenhang mit den Unfällen von Großtechnik wie die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl und die Chemiekatastrophe von Bhopal als ein zunehmend relevanter gesellschaftlicher Themenbereich erkannt. Dies betraf nicht nur „manifeste“ Probleme, wie das Waldsterben, das auch Laien alltagsweltlich zugänglich erschien, sondern auch nur „latente“ und potenzielle Belastungen der „natürlichen“ Umwelt, wie sie die verschiedenen Umweltwissenschaften mit ihren Messwerten über die Massenmedien in das öffentliche Bewusstsein brachten. Offensichtlich hat nun im 21. Jahrhundert, trotz dieser Warnhinweise, der Trend zur technologisch weiterentwickelten Gesellschaft einen derartigen starken weltweiten Energieverbrauch zur Folge, dass das Feedback der Natur in Form des Klimawandels nun die Existenzbedingungen der Menschheit zu großen Teilen bedroht. Haben die Jäger- und Sammler-Gesellschaften beispielsweise etwa 10 Gigajoule (GJ) pro Kopf und Jahr verbraucht, so verbrauchen Agrargesellschaften etwa 65 GJ/Kopf/Jahr und zwar beide Gesellschaftsformationen in Form von Biomasse. Die industrialisierten Gesellschaften verbrauchen heute etwa 250 GJ/Kopf/Jahr in Form von fossilen Energien, als Wasser und Kernenergie und in Form von Biomasse (Krausmann u. Schandl 2006). Bei Zunahme der Weltbevölkerung und bei Zunahme des Wirkungskreises der Industriegesellschaft ist deshalb mit einem explosiv anwachsenden Energieverbrauch und damit mit einer gewaltigen Veränderung der Energie- und Stoffkreisläufe zu rechnen, was sich aktuell in der Erderwärmung und im Klimawandel ausdrückt. Das wird gesellschaftliche Konsequenzen haben.

Aus *wissenschaftlicher Sicht* wurden diese Probleme im Prinzip bereits in der interdisziplinären Studie „Die Grenzen des Wachstums“ („The Limit to Growth“; Meadows 1972) durch den „Club of Rome“ aufgegriffen. In jener Studie war auf die prinzipiellen Grenzen der Bevölkerungsentwicklung in Hinblick auf die natürlichen Ressourcen

hingewiesen worden: eine exponentiell anwachsende Bevölkerungszahl würde unter der Annahme der globalen Gleichverteilung der zivilisatorischen Leistungen wie Anwendung von Technologien des Energieverbrauchs, des Verkehrs, der Ernährung usw. zu einer Vernichtung der natürlichen Ressourcen führen. Dabei wurden regional unterschiedlich ausgeprägte Krisen- bzw. Katastrophenszenarien errechnet (Meadows et al. 1992). Fokus der Weltmodelle ist also die Frage nach dem *nachhaltigen Gleichgewicht* von Ressourcen einerseits und Verbrauch andererseits und die besondere Bedeutung der Entwicklung in der Dritten Welt, was auch die erste Welt verändern kann. (vgl. Schmid 2008, S. 79). Nimmt man also die quantitative Bevölkerungsentwicklung ernst, dann ist der Ressourcenverbrauch ein reales Thema. Bereits dieses Problem impliziert gesellschaftliche Reaktionen, die ihrerseits auf das lebensweltliche Verhalten der Menschen im Bereich Reproduktion, Verkehr, Ernährung, Wohnen usw. Einfluss hat und Einfluss haben soll.

Aus *soziologischer Sicht* stellen sich diese naturwissenschaftlich definierten Umweltprobleme der industrialisierten Gegenwartsgesellschaften zunächst als *Kaskade von Kommunikationen von Stakeholdern*, also Interessensvertretern, von bestimmten Umweltbereichen dar. So rekrutierten sich beispielsweise beim Waldsterben die Stakeholders aus dem Kreis der Förster, der Waldbesitzer, und den traditionellen Naturschützern. Zusätzlich meldeten sich einige engagierte *Wissenschaftler* („concerned scientists“) zu Wort. Solche Befunde zur Situation der natürlichen Umwelt im Zuge der Entwicklung der Industriegesellschaften waren ein guter und nachhaltiger Thematisierungsanlass für die *Massenmedien*, die auf Sensationelles spezialisiert sind (Noelle-Neumann 2001). So wurden unter anderem Begriffe wie das „Waldsterben“ kreiert. In der Folge haben sich zunehmend größere und einflussreiche Teile der *Bevölkerung* mobilisieren lassen, die Einwirkungen auf die *Politik* zeigten. Die Politik verankerte nun den Umweltschutz in verschiedene Gesetzesbereiche des *Rechtssystems* (s. Abb.1).

Auch beim Thema „Klimawandel“ lässt sich diese Sequenz erkennen: Zunächst hat sich aus der allgemeinen Beobachtung des Wetters, bei Bürgern und insbesondere von Landwirten, vor allem angesichts von extremer Hitze, Dürre oder Niederschlägen der Verdacht entwickelt, dass „das Wetter nicht mehr so ist, wie es früher einmal war“. Dem schlossen sich einige *wissenschaftliche Daten* an, die eine Zunahme der Erdoberflächentemperatur erkennen ließen. Die Zusatzfrage an die Wissenschaft war zunächst, ob dies als eine *zufällige Schwankung* oder als ein *systematischer Trend* klassifiziert werden kann. Als nächste Frage war zu klären, welche *Konsequenzen* zu erwarten waren. Diese bestehen offensichtlich in

der Veränderung der Vegetation, der Erhöhung des Meeresspiegels, mit der Bedrohung der Bevölkerung in Küstengebieten, mit der Abnahme der Anbauflächen für Agrarprodukte als Nahrungsmittel, mit der gesundheitlichen Bedrohung von weiten Bevölkerungskreisen auf der Welt usw. Als nächste große Frage stellte sich die *Ursachenfrage*, mit dem Ziel zu klären, inwiefern *anthropogene Ursachen* dafür verantwortlich sind. Die letzte Frage ist jene nach der „*Therapie*“, mit dem Ziel, umweltpolitische oder gar gesamtgesellschaftliche Strategien zu finden, die den Anstieg der Erderwärmung reduzieren (verlangsamen) lässt. Die Vielfalt möglicher Strategien spiegelt sich in den verschiedenen Publikationen dazu (z.B. Latif 2007).

Dieser Gesamtprozess „ökologischer Kommunikation“ hält an, wenngleich seine Intensität über die Jahre stark variiert, mit einem nun durch die Diagnose des Klimawandels induzierten langsamen Ansteigen, nachdem die letzten etwa 10 Jahre stark abnehmende umweltbezogene gesellschaftliche Aktivitäten zu verzeichnen waren.

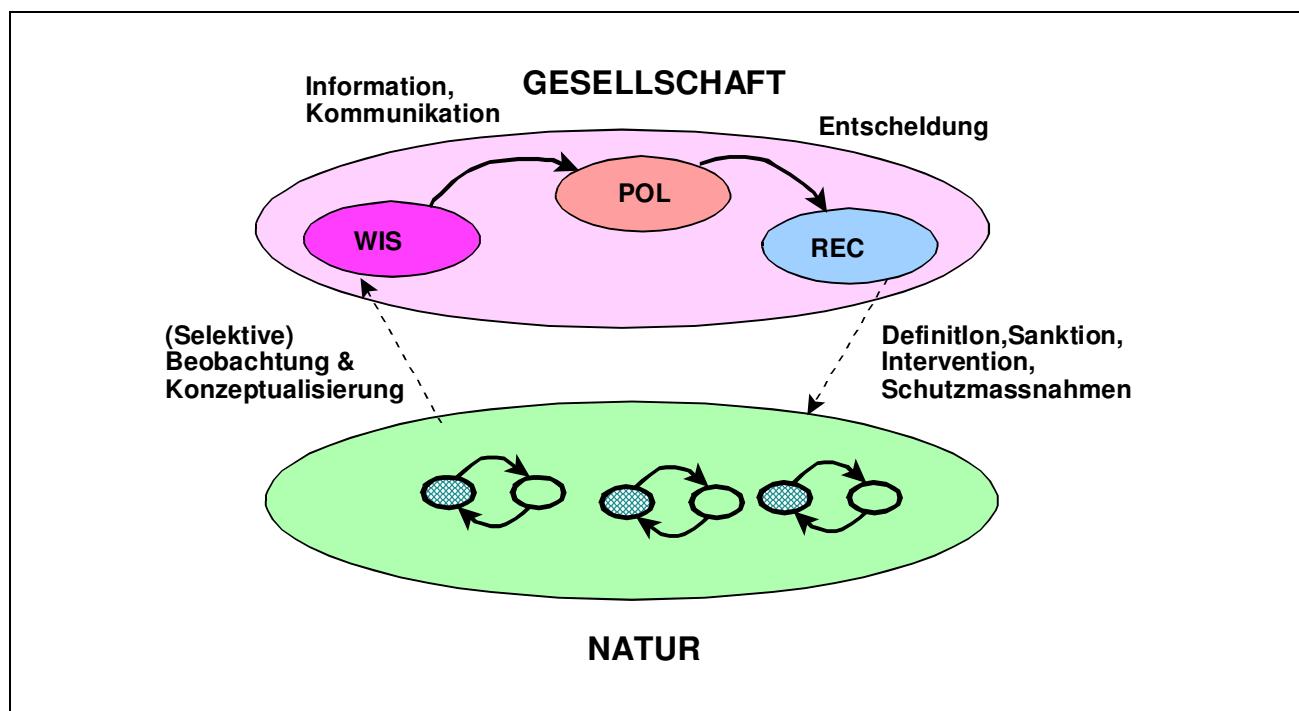


Abb. 1: Probleme der natürlichen Umwelt – unabhängig, ob sie „intrinsisch“ oder gesellschaftlich bedingt sind – und ihre gesellschaftliche Thematisierung in der Praxis der primären Stakeholder und der Wissenschaft (WIS), Politik (POL) und Recht (REC) als zentrale Teilsysteme der Gesellschaft

Mit dem Thema *Mensch-Gesellschaft-Umwelt* stellt sich also vermutlich ein in weiten Teilen der Bevölkerung und der Gesellschaft konsentiertes Problem dar, das nicht nur die Entwicklung der Natur, sondern auch die Optionen und Limits der gesellschaftlichen Entwicklung und Reaktionen auf diese neuen Sachverhalte als Problem aufgibt.

Es fragt sich, welche *Wissenschaft* das konzeptuelle, methodische und theoretische Rüstzeug für derartige Analysen zur Verfügung hat, insofern *naturwissenschaftliche* und *sozialwissenschaftliche Themen* miteinander *verknüpft* diskutiert werden müssen.

Hier sollen in dieser Hinsicht einige Aspekte des sozialökologisch-systemischen Forschungsansatzes dargelegt werden. Er entspricht in groben Zügen dem Denkansatz von Walter Bühl, den er mit dem Begriff „*Systemökologie*“ umschrieb (Bühl 1990), und der hier als die Perspektive einer systemisch orientierten Sozialökologie skizziert wird.

12.3 Metatheoretische Fragen systemökologischer Probleme

Bei dem genannten Bedarf zur wissenschaftlichen Analyse des Mensch-Gesellschaft-Umwelt-Problems treten bereits mehrere Fragen, und damit verbunden einige methodologische Probleme auf:

(1) Ist, inhaltlich betrachtet, die *Natur* die Basis der *Gesellschaft*? Sind bei dieser Sicht nicht die Kategorien „Mensch“ oder „Population“ als intermediäre Konstrukte erforderlich? Was ist schließlich eine Gesellschaft ohne Menschen? Brauchen Menschen die Natur? Gibt es außerdem überhaupt so etwas wie eine (gute) „natürliche“ Natur oder ist Natur „kultürlich“, also ein Konstrukt und eine Bewertung der Gesellschaft? Oder ist Natur nur ein Konstrukt der Gesellschaft, insofern Natur als Wahrnehmungskategorie kulturell geformt ist, ebenso wie Natur als Natur „nicht mehr so ist, wie sie einmal war“, als es beispielsweise keine gentechnologisch veränderten Nahrungsmittel gab usw. (Latour 1999). Ist aber die Gesellschaft nicht doch tatsächlich von natürlichen Systemen umgeben, deren Funktionieren dem Funktionieren der Gesellschaft zeitlich und auch kausal vorausgeht? Denn würden wir überhaupt leben, wenn es keine Natur in Form von Licht, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Wasser, Erde, Pflanzen usw. gäbe? Selbst wenn Menschen in einem Tank am Mars leben würden, wäre Leben vermutlich nicht ohne diese Faktoren möglich.

Eine derartige natürliche Voraussetzungen von Gesellschaft bejahende Sichtweise wäre eine „naturalistische“ Position (kritisch dazu: Becker u. Jahn 2006). Im gegensätzlichen Sinne meinte Niklas Luhmann (1986), dass die Gesellschaft und ihre Teilsysteme jeweils nur kommunizieren können. Die Gesellschaft könne die Natur und ihre inneren Verhältnisse (z.B. „Ungleichgewicht“) nur sprachlich abbilden. Beispielsweise bilden Preise am Markt signalhaft den Wert eines Objekts ab. Könnten daher wegen der wahrgenommenen Verknappung von Energie hohe Energiepreise den Energiekonsum reduzieren? Welche Rolle hat dann die Wirtschaft als soziales System? Kann der nun weltweit vorhandene reale Kapitalismus in Form der Marktwirtschaften die ökologische Problematik mit regeln, oder ist dies nicht möglich? Führt Knappheit zu ausreichenden Preissteigerungen für die Ressourcen, die dann die Nachfrage sinken lassen, dass die Ökosysteme sich wieder erholen? Muss zu diesen Fragen die Wirtschaftswissenschaft einbezogen werden? Oder: Kann und muss der Staat regulieren?

Diese Aspekte weisen darauf hin, dass die Soziologie alleine gar nicht die volle und umfassende Kompetenz zur Betrachtung der „realen“ Mensch-Gesellschaft-Natur-Verhältnisse haben dürfte. Es müsste dann eine eigene Wissenschaft oder ein spezielles Forschungsfeld gefunden oder gegründet werden.

(2) Gibt es – oder gab es – „*wirklich*“ eine „Umweltgefährdung“? Was zunächst als „real“ erscheint, lässt sich nämlich unter konstruktivistischer Analyse mit Ulrich Beck (1986) kritisch sehen, indem auf das konstruktivistische Moment der gesellschaftlichen Datenbestände hinzuweisen ist. Beck formulierte in Hinblick auf die Umwelt den berühmten Satz: „Wenn Menschen glauben, dass Risiken real sind, dann sind sie real“ (Beck 1986). Hat hier die Naturwissenschaft, vor allem in einer Wissenschafts- und Wissensgesellschaft, die Rolle des „Verifikators“, also der Instanz, die im Sinne von Luhmann (1984) bestimmt, was wahr und was unwahr ist? Welche Rolle spielt die „Lebenswelt“ bei der Wahrnehmung von bedrohter Umwelt?

Auf die „anthropozentrische“ Bewertung von „Gefahr“ sei hier nur am Rande hingewiesen, ebenso wie die Differenzierung von „Gefahr“ und „Risiko“ zu erörtern wäre (Luhmann 1991, 1993).

Diese beiden *ontologisch* und *epistemologisch* gelagerten Fragen münden in einen weiteren Fragenkomplex, der klären soll, welche wissenschaftliche Disziplin oder welche Disziplinverbünde das Thema Mensch-Gesellschaft-Natur sachlich am kompetentesten be-

handeln können, und zwar vor allem in Hinblick auf das *Problem-Management*. Es geht dabei um folgende weitere Fragen:

(3) Ist die *Soziologie* die für Mensch-Gesellschaft-Umwelt-Beziehungen passende *wissenschaftliche Disziplin*? Wenn ja, wie ist Natur dann die Integration naturwissenschaftlichen Wissens von den Umweltproblemen möglich? Ist daher der *beschreibende Soziologe* von den existenziellen Bedrohungen der Überlastung der natürlichen Umwelt hinreichend distanziert oder muss er sich – im Gegenteil – ebenfalls engagieren? Neutral gehaltene Arbeiten wie das Buch „Ökologische Kommunikation“ von Niklas Luhmann (1986) sehen aus theoretischer Perspektive für die Gegenwartsgesellschaft sowohl die Gefahr der „Überthematisierung“ wie auch jene der „Unterthematisierung“ der Umweltprobleme, selbst wenn diese Probleme von der Gesellschaft selbst produziert worden sind. Ist dann im Sinne von Luhmann auch der Thematisierungsgrad von Umweltproblemen und dessen Verlauf quantifizierbar? Wer bestimmt den „richtigen“ Grad, also eine 1:1-Thematisierung? Die Geschichte, die zeigt, dass eine Gesellschaft ihre Umweltgefährdung unterschätzt hat, weil sie daran zugrunde gegangen ist? Diese Frage ist heute noch Gegenstand der Kommunikationswissenschaften (Aurand et al. 1994, Haan 1995, Bruckwerde u. Peters 2002).

Walter Bühl hingegen scheint eher davon auszugehen, dass die Aussagen der Naturwissenschaften und des Club of Rome valide sind (Bühl 1981, 1990).

(4) Hat die Soziologie neben der Schwierigkeit, den Bereich natürliche Umwelt in ihr Fach zu integrieren, nicht noch zusätzlich das Problem, dass sie nicht mehr *Menschen*, und zwar nicht einmal mehr in Form von *Kollektiven* untersucht? Aus systemtheoretischer Sicht nach Luhmann sind Menschen nämlich „Umwelt“ von sozialen Systemen (Luhmann 1984). Wie „wirken“ soziale Systeme dann, und auf wen? Und wie kann das gemessen werden? Sind Menschen Umwelten von sozialen Systemen, dann müssten folglich Menschen durch die Umweltwissenschaften untersucht werden. Menschen sind seit Tönnies nicht einmal als Gemeinschaft zentrales Thema, wenngleich Kollektive eigentlich ein konstitutives Element sozialer Systeme sind (Treibel 2000). Wenn soziale Systeme bei Luhmann genauer bestimmt werden (Luhmann 1984), dann ist immer wieder von einem „Beobachter“ die Rede. Es fragt sich aber, wie der *Akteur* sich zum *Beobachter* verhält.

Betrachtet man kollektive Phänomene bei Menschen, wie etwa Dichtefaktoren in der Stadt (Wohnen, Verkehr, etc.), dann wird der Bereich Umwelt von Menschen aus der Sicht der Menschen zum Thema. Welche Wissenschaft ist nun dafür zuständig? Kann das die Soziologie noch meistern oder ist eine andere Disziplin erforderlich? Wird das methodische Repertoire überschritten und die Gegenstandsdefinition entgrenzt? Welche wissenschaftlichen Daten – etwa über städtische Parameter (Fläche, Dichte, Luft, Temperatur, Bebauung, Klima, Luftbelastung, etc.) – sind nötig? Wer verfügt über derartige Kompetenzen? Geht hier die Soziologie in die *Sozialgeographie* über (Weichhart 2008). Ist außerdem die Untersuchung des Individuum-Gesellschafts-Verhältnisses (Elias 1989) nach wie vor der Soziologie zuzurechnen?

Die mit diesem Aufsatzthema aufgeworfenen Fragen passen auch nicht gut mit der *Bevölkerungswissenschaft* und auch nicht mit der *Bevölkerungssoziologie* zusammen (Bolte et al. 1980, Henssler u. Schmid 2007). Es wäre somit gegenwärtig sogar eine disziplinäre Brücke zwischen Soziologie und Bevölkerungswissenschaft zu schlagen, wenngleich in den 1970er Jahren in München die Schule um Karl Martin, Bolte (z.B. Josef Schmid) und Walter Bühl im gleichen Haus, in Schwabing, in der Konradstraße 6, beheimatet waren. Es ist also schon noch zu hinterfragen, ob die Soziologie sich der Gemeinschaft, der Kollektive, der Populationen, also der Menschen als zentralen Untersuchungsgegenstand entledigen sollte. Ist dies nicht ein Verlust für die Soziologie, dies nicht mehr zu ihrem Gegenstandsbereich zu zählen? Gibt es andere Sozialwissenschaften, die den Themenkomplex „Kollektive und ihr Verhalten“ untersuchen?

(5) Wenn die Soziologie diese analytischen Aufgaben beim Mensch-Gesellschaft-Umwelt-Thema nicht bewältigen kann, welche Rolle kann dann die ursprünglich in der Soziologie beheimatete „*Sozialökologie*“ spielen? Welche Forschungsoptionen könnte eine „ökologische Sozialwissenschaft“ wie die *Sozialökologie* (Glaeser 1989, Glaeser u. Teherani-Krönner 1992) oder die *soziale Ökologie* (Becker u. Jahn 2006) bieten? Ist dies bereits mehr als eine „Systemsoziologie“? Handelt es sich dabei um eine Disziplin, die Walter Bühl als „Systemökologie“ bezeichnet hat? Oder soll bzw. muss überhaupt der disziplinäre und auch der interdisziplinäre Rahmen verlassen werden, etwa wie es Protagonisten der „sozialen Ökologie“ fordern (Becker u. Jahn 2006). Welche begrifflichen Probleme müssen dann bewältigt werden? Welches Methodenrepertoire charakterisiert einen solchen Ansatz? Welche Theorien bilden die Basis?

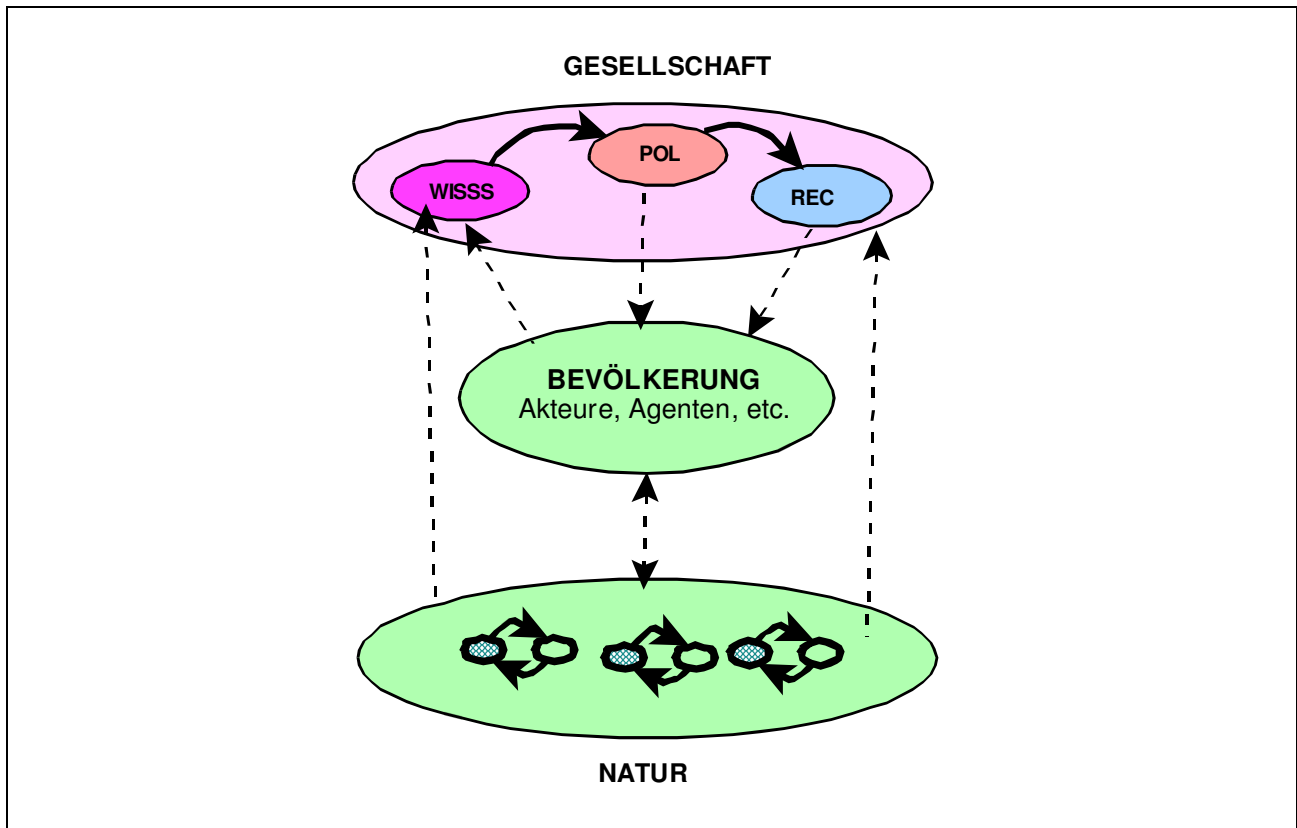


Abb. 2: „Natürliche Umwelt“, „Bevölkerung“ und „Gesellschaft“ und die Wechselbeziehungen als wissenschaftliches Problemgebiet – worüber forscht eine Soziologie ohne Menschen?

(6) Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang die *Umweltwissenschaft*, um im Sinne von Luhmann die „Wahrheit“ der Gefährdungen von den interessengeleiteten Über- oder Unterzeichnungen abgrenzen zu können? Für Walter Bühl gibt es in dieser Hinsicht kaum Zweifel, dass die Naturwissenschaften zur Umweltproblematik Grundwahrheiten liefern. Es ist ja beispielsweise zunächst Sache der naturwissenschaftlichen Klimaforschung, die Temperaturzeitreihen darzustellen und die Schwankungen als statistische oder als kausal induzierte Abweichungen zu interpretieren. Es hat lange gebraucht, bis ein weltweiter Konsens der Wissenschaftler 2006 erreicht worden war, bei dem nicht nur die Temperaturzunahme, sondern auch anthropogene Ursachen dafür festgestellt worden waren. Es ist also nötig, die *wissenschaftlichen Daten gemeinschaftlich in der Scientific community zu interpretieren und zu bewerten* und dies dann auf gesellschaftlicher Ebene nachzuvollziehen. Denn selbst die Prognosen der möglichen Überbevölkerung können Anlässe für technologische Reaktionen der Gesellschaft sein, noch mehr räumliche Trägerkapazitäten durch noch höhere Häuser, die Besiedelung der Meere usw. herzustellen oder gar auf den Mars auszuweichen. Das sind Szenarien, die von Futurologen und von Politikern immer noch als Zukunftsoptionen konstruiert werden. Zusätzlich gibt es nun

eine Debatte über die wichtigen und richtigen Maßnahmen, wie etwa die Nutzung von Biosprit, die gerade wieder wegen Nahrungsmittelverknappungen zeigen, dass solche scheinbar punktuellen Probleme, selbst wenn sie globalisiert auftreten, bei sektoral-punktuellen Problemlösungen nur weitere Probleme erzeugen. Es besteht deshalb Gefahr, dass beim *fokalen Management* der *globalen Umweltprobleme* im Sinne des Psychologen Dietrich Dörner die „Logik des Misslingens“ vorprogrammiert ist (Dörner 2002).

(7) Wie sieht nun ein geeigneter *theoretisch-konzeptueller Rahmen* der wissenschaftlichen Analyse der Mensch-Gesellschaft-Umwelt-Beziehungen aus? Kann die *soziologische Systemtheorie* Mensch-Gesellschaft-Umwelt-Beziehungen *beschreiben* und *erklären*? Was sind in diesem Zusammenhang „Theorien“ und „Modelle“? Welche Rolle spielen *ökologische (System-)Theorien* (Odum 1998)? Wie sieht darüber hinaus eine Integration von *sozialwissenschaftlichen* und *ökologischen Theorien* aus? Gibt es dementsprechend eine *sozialökologische Systemtheorie* (Becker u. Schramm 2001; DGH 2008)?

(8) Wie kann eine geeignete *epistemologische Meta-Position* zu dem Aufgabenfeld „Mensch-Gesellschaft-Umwelt“ gewonnen werden? Reicht es, die Gesellschaft nur als eine Art Symbol-System zu begreifen? Ist dies nicht eine zu eng gefasste Konzeption der Aufgaben der Soziologie? Ist außerdem jede Aussage als Wissenschaftler über die Gesellschaft, da er ja selbst Mitglied einer Gesellschaft ist, unzuverlässig bzw. invalide? Oder erzwingt dies die implizit und explizit vorherrschende konstruktivistische Position dieses Fachs? Ist zu diesem Themenkomplex eine wissenschaftlich distanziert-neutrale Position möglich, wo doch beispielsweise mit Blick auf den Klimawandel die Existenzfrage der Menschheit tangiert zu sein scheint? Sind „Concerned Scientists“, die diese Verhältnisse untersuchen und sogar Veränderungserfordernisse für die Gesellschaft formulieren, befangen und außerdem auch Oppositionelle? Oder handelt es sich gar um eine Gruppe von Oppositionellen, die letztlich nur gegen die vorherrschende marktwirtschaftlich-kapitalistische Wirtschaftsordnung sind? Tritt hier wieder das nachhaltige Problem der Vereinbarkeit der Gesellschafts- und Naturwissenschaften zu tage?

12.4 Suche nach Antworten für systemökologische Forschungsansätze

Die fundierte Erörterung dieser Fragen übersteigt die Möglichkeiten dieses Aufsatzes. Es sollen aber einige Gesichtspunkte erörtert und die Position des Autors dazu dargelegt werden.

Zur *ersten Frage*, zum Gesellschaft-Umwelt-Verhältnis, ist zunächst davon auszugehen, dass nur eine epistemologische Position, die sich etwa als „realistischer Konstruktivismus“ oder „konstruktivistischer Realismus“ beschreiben lässt (Becker u. Jahn 2006), mit dieser kategorialen Kultur-Natur-Dichotomie produktiv umzugehen erlaubt. Die eine Kategorie auf die andere analytisch zurückzuführen ergibt eine lähmende Kontroverse, deren Grundproblem in einem zu starren *dichotomen Begriffgerüst* liegt, das leicht Widersprüche und Sonderfälle konstruieren lässt (Latour 1999). Im Rahmen der Sozialökologie hat sich der hybride Charakter des Naturbegriffs (Becker 2008) mit der Kategorie „Kolonisation“ der Natur durch die Gesellschaft recht handhabbar charakterisieren lassen. Diese Konzeption geht auf die Arbeiten von Fischer-Kowalski (2004) zurück und kennzeichnet die Nutzung der Natur durch die Gesellschaft. Auf diese Weise wird die Kategorie „Natur“ als ein Stufenbegriff konzipiert, insofern Beobachtungen das System Natur definieren und in einer zweiten Stufe Bewertungen, Erwartungen und Handlungsbezüge in Natur gesellschaftlich bewerten und zwar als Ressource, als schützenswerter Bereich oder als unmittelbar zu nutzender Bereich. Evolutionär betrachtet muss wohl die Natur dem Menschen und der Mensch der Gesellschaft vorangegangen sein. Demnach ist ein naives Vorverständnis, was Natur ist, auch in einer biotechnologisch geprägten Industriegesellschaft vertretbar. Sie können sogar konstruktiv für weitere Überlegungen sein, die durchwegs kulturkritisch gegenüber der gesellschaftlich vorherrschenden Instrumentalisierung der Natur gestaltet sein, aber auch als Propositionen für die Biotechnologie genutzt werden können.

Schließlich ist darauf hin zu weisen, dass auch Walter Bühl in mehreren seiner Bücher einen Ansatz vertreten hat, der davon ausging, dass trotz kulturspezifischer Variationen des Naturkonzepts an der „Realität“ der natürlichen Umwelt nicht vorbei zu kommen ist. Derzeit scheint es noch sinnvoll zu sein, die Natur als essenzielle Kategorie zu nutzen, Natur in belebte und unbelebte Natur zu untergliedern, und zur belebten Natur neben Menschen noch Mikroorganismen, Pflanzen und Tiere zu rechnen.

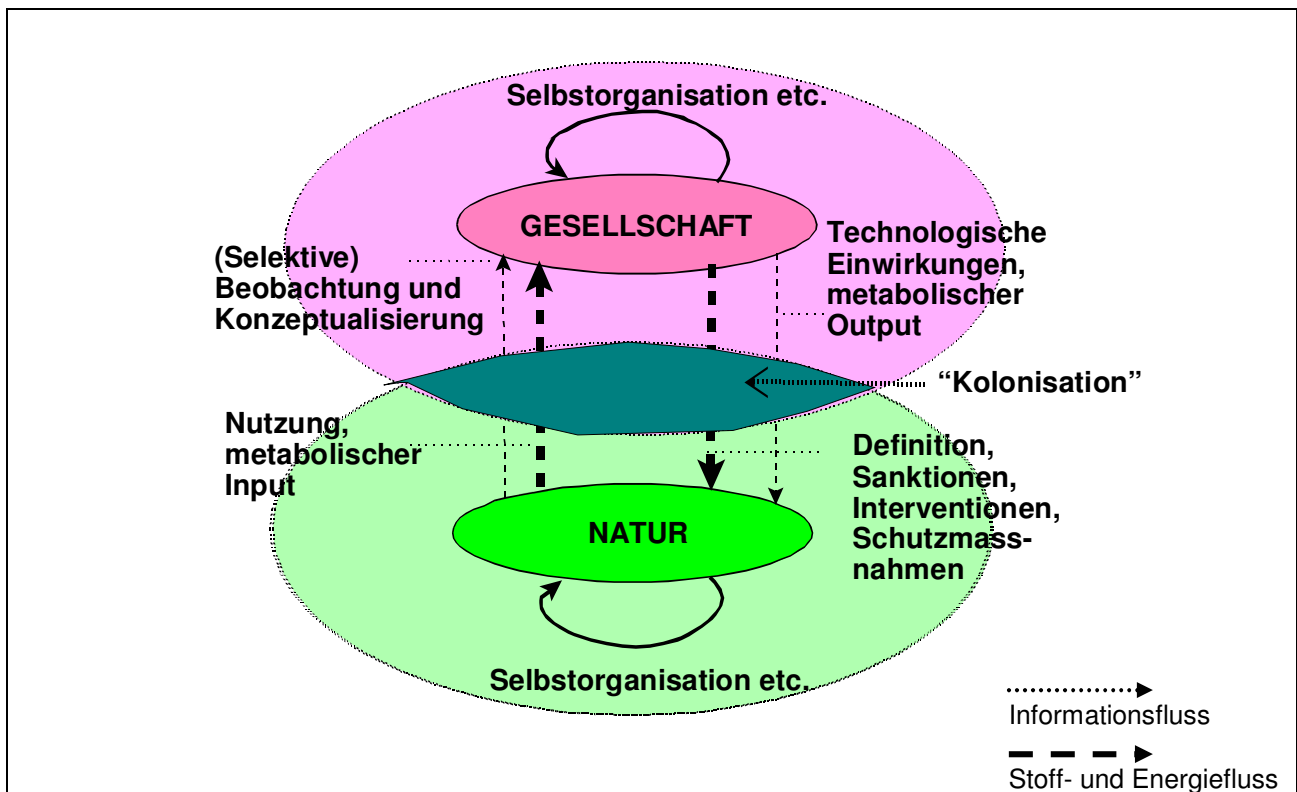


Abb. 3: Die „Kolonisation“ von Natur durch Gesellschaft als Brückenkonzept zur Natur-Gesellschafts-Dichotomie (nach Fischer-Kowalski 2004, Weichhart 2008).

In Hinblick auf die *zweite Frage*, nach der „Realität“ der Umweltgefährdung, ist davon auszugehen, dass Aussagen über den Zustand der Natur Privileg der Naturwissenschaften sind, die aber im Sinne der Frage (1) Konstruktionen höherer Ordnung darstellen. Sie können darüber hinaus als Orientierungen für gesellschaftliches Handeln und damit auch für weitere wissenschaftliche Verarbeitungen etwa im Sinne der Analyse der Gesellschafts-Umwelt-Problematik dienen.

Zur *dritten Frage*, ob *Soziologie* die geeignete wissenschaftliche Referenzdisziplin ist, wäre zu sagen, dass sogar die *Umweltsoziologie*, die bereits seit den 1970er Jahren international existent ist, zum Thema „Gesellschaft und Umwelt“ wenig Fortschritt zeigt und weiterhin ein Randgebiet darstellt (Catton u. Dunlap 1978, Dunlap 1979, Dunlap & Catton 1990). Dies scheint so zu sein, obwohl bedeutende Werke mit zumindest implizit umweltsoziologischer Themenstellung, wie das Buch „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck, zeitlich koinzident mit dem Reaktorunfall von Tschernobyl auf den Markt kamen (Beck 1986). Von Niklas Luhmann wurde auch sehr früh das bedeutungsvolle Buch „ökologische Kommunikation“ präsentiert, bei dem einerseits seine Systemtheorie exemplifiziert

wurde und in dem auch zum Ausdruck kam, dass Umweltanalysen nicht zum zentralen Gegenstand der Soziologie zu rechnen sind, da Gegenstand der Soziologie soziale Systeme sind, wie beispielsweise die Gesellschaft, die letztendlich als Systeme von Kommunikationen zu begreifen sind (Luhmann 1986). Somit ist die natürliche Umwelt nur eine kommunikative Kategorie und nicht ein realer Sachverhalt. Sollte diese Auffassung repräsentativ sein, dann wäre die Soziologie nicht die geeignete Wissenschaft für Gesellschafts-Natur-Probleme.

Zur *vierten Frage* nach der *Rolle des Menschen* in soziologischen Betrachtungen wird hier von einer erweiterten Gegenstandsbestimmung der Soziologie ausgegangen, die das *Individuum als Akteur* und *Kollektive* mit berücksichtigt (z.B. Handlungstheorie, Netzwerkansätze). Dies entspricht Ansätzen wie jenen von Max Weber, Jürgen Habermas, Norbert Elias oder Ulrich Beck (Treibel 2000, Rosa et al. 2007). Vor allem der *methodologische Individualismus* und auch die Akteur-zentrierte *rational choice Theorie* bieten hier gute Anknüpfungspunkte, vor allem in Hinblick auf die Weiterentwicklung formaler Theorien in der Soziologie (Rosa et al. 2007). Zusätzlich muss in Hinblick auf Mensch-Gesellschaft-Umwelt Fragen auch die Rolle von *Kollektiven* (Populationen) explizit in Betracht gezogen werden. Diese Dreifachaufgabe – sowohl die Mikroebene, wie die Mesoebene wie auch die Makroebene zu betrachten – besteht für die Soziologie im Grunde bereits seit Ferdinand Tönnies und Max Weber durch die Zurückstellung des Themas „Individuum“ bzw. „Gemeinschaft“ zugunsten des Themas „Gesellschaft“. Damit ergibt sich auch die Schwierigkeit, individuelle Menschen (Persönlichkeiten) und nicht nur Rollen bzw. Rollenträger als „Generatoren“ von sozialen Systemen anzuerkennen, obwohl dies etwa bei Vereinsgründungen oder bei internationalen Vereinbarungen zum Klimaschutz unbestreitbar der Fall ist – manche Menschen können soziale Prozesse in Bewegung setzen, manche nicht. Auch sind Menschen „Realisatoren“ von Gesellschaft. Sie erzeugen die Karez des realen Verhaltens von Rolleninhalten. Selbst wenn man davon ausgeht, dass immer mehr Computer konstitutiv in gesellschaftliches Handeln eingeflochten sind und als „Akteure“ auftreten, so sind sie nur technologische Verlängerungen der Gesellschaft, die von Menschen konstituiert wird. Auch das klassische Grundthema der Soziologie „Individuum und Gesellschaft“ müsste dann einer anderen Disziplin zugewiesen werden (vgl. Rosa et al. 2007). Es gibt jedoch in der Konzeption der soziologischen Systemtheorie Schnittstellen (Interpretationen). Klassischerweise könnten diese Schnittstellen

teilweise auch als Rollen bezeichnet werden, was die Handlungstheorie mit der Systemtheorie vereinbar macht.

Die Realitätsferne der Konzeption von sozialen Systemen wird deutlich, wenn das Konstrukt der Selbstreferenzialität so verstanden wird, dass soziale System sich auch selbst ändern können – es ist schwer zu verstehen, wie dies beobachtet werden kann: Auch eine Vereinssatzung ändert sich nicht „selbst“, außer dass das Papier vergilbt oder die Buchstaben nicht mehr lesbar sind. Auch dies kommt vom Licht, das auf das Papier fällt. Eine Satzungsänderung muss von den Mitgliedern erwirkt werden und vom Vorstand umgesetzt werden usw. Sogar in computerisierter Form, wenn ein Trojaner in den Computer eingeschleust ist, muss erst der Computer unter Strom stehen, dass der Trojaner aktiv wird. Außerdem ändert sich auch in diesem Fall nicht der Text „selbst“. Es ist also auch bei Zeichensystemen eine materielle Dimension zu berücksichtigen. Es sind also immer konkrete Menschen, die in bestimmten Funktionen soziale Systeme generieren, steuern, kontrollieren usw. Auch Interpreten von Luhmann tun sich schwer, bei sozialen Sachverhalten nicht auch von Menschen zu reden. (Kneer u. Nassehi 2000).

Bei der Fokussierung auf soziale (Makro-)Systeme wäre auch die Frage nach den Voraussetzungen der Änderung kollektiven Verhaltens mit dem Ziel des Klimaschutzes kein Thema der Soziologie. Das wäre eine bedauerliche Entwicklung des Faches Soziologie, denn wo besteht eine analoge Fachkompetenz über Verhaltensdispositionen von Kollektiven, die beispielsweise durch die Marktforschung als Zweig der empirischen Soziologie erarbeitet wurde und die als relevantes Berufspraxisfeld für Soziologen gilt?

Hier wird deshalb davon ausgegangen, dass kollektive Phänomene und Gemeinschaften weiterhin dem Aufgabenbereich der Soziologie zugeordnet werden können. Zwar unterscheiden sich Gemeinschaften von Gesellschaften dadurch, dass Gesellschaften über das Gemeinschaftliche hinaus Institutionen wie Religion, Wissenschaft, Bildung, Wirtschaft, Verwaltung und Politik ausbilden. (s. Serbser 2008). Doch ist die Wiederentdeckung der Gemeinschaft in der Gesellschaft ein zunehmend wichtiges Thema. Das deckt sich auch mit der Ansicht von Amitai Etzioni, dass die Gesellschaft die Gemeinschaft der Gemeinschaften ist (Etzioni 1993, 1997).

Zur *fünften Frage* nach dem geeigneten *theoretischen Bezugsrahmen* ist in Hinblick auf die vorherrschende soziologische Theorie vor allem die *Systemtheorie* von Niklas Luhmann zu betrachten. Erfahrungsgemäß haben *Theorien* die epistemische Funktion, Phänomene zu *beschreiben*, zu *erklären* und zu *prognostizieren* (Bunge 1998). Grundlegend sind nach den Erkenntnissen der *analytischen Wissenschaftstheorie* Theorien und Modelle konstruierte selektive Repräsentationen der als Realität bezeichneten Ausschnitte der Welt. Die Welt ist dann im Sinne von Wittgenstein „alles, was der Fall ist“, also das, was physisch vorhanden ist, wirkt und beobachtet wird. Allgemein kann man unter Theorien die ordnende Verknüpfung von (Einzel-)Beobachtungen über Gegenstände, Sachverhalte und Vorgänge, bzw. die Verknüpfung sowohl empirischer Daten als auch theoretischer Konstrukte und empirischer Gesetze verstehen. Eine Theorie enthält in der Regel deskriptive („*beschreibende*“) und kausale („*erklärende*“) Aussagen über die Realität und sie sollen auch die Möglichkeit bieten, *Prognosen* und *Hypothesen* über künftige Ereignisse und Veränderungen aufzustellen. Ergänzend dazu ist noch darauf hinzuweisen, dass in der Tradition der *analytischen Wissenschaftstheorie* Theorien und Modelle nach den Konstruktionsmerkmalen gleichsetzbar sind, wenngleich Theorien komplexer sind (Balzer 1997):

Soziologische Systemtheorie müsste demgemäß über die Option verfügen, Erklärungen zu liefern. Dazu müssen auch empirische Daten genutzt werden. Diesbezüglich bestehen Zweifel an der Erklärungskraft und Konsistenz der soziologischen Systemtheorie, wie sie etwa von Luhmann formuliert wurde (s. Bühl 2000).

Das für unsere Fragestellung besondere Problem ist zusätzlich aber noch wie folgt: Aus einer Metaposition, die den *Gegenstand der Soziologie als Text* oder als Kommunikationen versteht, besteht die Neigung, die Menschen nicht einmal mehr als Randelemente von sozialen Systemen anzusehen, sondern als „Umwelt“. Die natürliche Umwelt ist demgemäß nicht Thema der Soziologie. Es scheint deshalb sinnvoll zu sein, die Optionen der *theoretischen Sozialökologie* in dieser Richtung zu untersuchen, insbesondere was die Integration von Theorien betrifft.

In Hinblick auf die *sechste Frage* nach der Bedeutung der *Umweltwissenschaften* kann direkt auf Walter Bühl verwiesen werden, der vermutlich die Vision von einer „Systemökologie“ hatte, die sozial- und naturwissenschaftliche Themenkomplexe *integrativ* bearbeitet, um die Gesellschaft-Umwelt-Zusammenhänge zu verstehen (Bühl 1990). Darüber

hinaus kann auch erwartet werden, dass auf diese Weise Lösungsvorschläge von gesellschaftlich bedingten Umweltproblemen, die menscheits- und gesellschaftsbedrohend sind, erarbeitet werden.

Der *siebente Fragenkomplex* zur Frage der geeigneten *Theorieebene* kann wohl nur dadurch beantwortet werden, dass – wenn eine *problemlösungsorientierte Forschung* beabsichtigt ist – die Koexistenz von *naturwissenschaftlichen* Variablengruppen und empirischen Gesetzen mit *sozialwissenschaftlichen* Variablengruppen und empirischen Gesetzen explizit berücksichtigt werden muss.

Es geht dabei um Forschungsansätze, die beispielsweise den Energieverbrauch in einen größeren kollektiven Zusammenhang stellen und den Einfluss von Normen, Werten, Gaubenshaltungen etc. auf den Energiekonsum hin untersuchen. Angesichts des Problemdrucks ist dabei eine allzu tief schürfende epistemologische und Methodologie-Diskussion nicht sehr angebracht.

Zur *achten Frage* (Epistemologie) ist festzuhalten, dass das antinomische Problem für Gesellschaftstheoretiker selbst in einer Gesellschaft zu leben, deren Prozesse sie erklären wollen ohne sich dabei selbst erklären zu müssen, nicht zu einem wesentlichen Standort einer Theorie gemacht werden kann. Das hat Bühl in seiner Arbeit zu Luhmanns Flucht in die Paradoxien ausführlich dargelegt (Bühl 2000). Wir werden uns dieser Position hier pragmatisch anschließen.

Unter Bezug auf diese Ausführungen kann nun etwas detaillierter auf die *Systemökologie* von Walter Bühl bzw. auf die *Sozialökologie* und *Humanökologie* und auf die Beziehungen zur sozialen „Ökologie“ eingegangen werden.

Dabei wird geprüft, inwieweit beispielsweise die Sozialökologie als eine „intermediäre“ bzw. „interfakultative Disziplin“ eine konstitutive Rolle zwischen Lebenswissenschaften und Sozial- bzw. Gesellschaftswissenschaften spielen kann.

12.5 Die „Systemökologie“ Walter Bühls

Es kann hier nicht eine Exegese des Werks von Walter Bühl zu seinen Vorstellungen von einer „Systemökologie“ vorgenommen werden. Ausgangspunkt einer diesbezüglich orientierenden Darstellung ist das Werk „Ökologische Knappheit“ und vor allem das Werk „Sozialer Wandel im Ungleichgewicht“ (1990), in denen die Katastrophentheorie und Kategorien wie die Komplexität, Dynamik, Nicht-Gleichgewicht usw., detailliert dargestellt werden. Die Anwendungsfälle sind von Walter Bühl nur kursorisch ausgearbeitet worden und müssten daher eigenständig entwickelt werden. Im Vergleich zu Niklas Luhmanns „Ökologische Kommunikation“ (1986) mit der neutralen Darstellung der ökologischen Problematik in Hinblick auf ihre Repräsentanz in sozialen Systemen vertritt Walter Bühl eine naturalistische Konzeption von der natürlichen Umwelt (Bühl 1981). Bühl ist offensichtlich der Meinung, dass die Gesellschaft mit ihren Handlungsorientierungen Gefahr läuft, ihre natürlichen Grundlagen zugrunde zu richten. Die Arbeit von Bühl mündet daher letztlich in eine *systemische Ethik*, ein Thema, dass bei Luhmann inhaltlich nur marginal vorkommt (Bühl 1998).

In dem Buch „Sozialer Wandel im Ungleichgewicht“ (1990) entwirft Bühl das Kategorien-Gerüst einer *sozialökologischen Systemtheorie*, die er als eine „nichtlineare Sozialwissenschaft“ konzipiert. Er verweist dabei ausführlich auf typische Begriffe der Systemtheorie wie Komplexität, Dynamik, etc. und setzt sie in Verbindung mit expliziten Umweltproblemen (Überbevölkerung, Ressourcenüberlastung etc.), wobei er die Ökologie als Wissenschaft einbezieht. Ähnlich wie bei Luhmann ist bemerkenswert, dass Bühl keine mathematische Gleichung für die Darstellung der Systemtheorie verwendet und auch Fragen der Operationalisierung außen vor lässt. Er geht in seiner Konzeptualisierung noch weiter und sieht „Soziale Systeme als ökologische Systeme“, was im nächsten Schritt zur Konzipierung einer „Systemökologie“ führt, die die Mensch-Natur-Dichotomie überwinden soll (S. 33). Er betont dabei, dass die Ökologie nicht als Superwissenschaft verstanden werden dürfe (S. 33) und warnt auch vor einem Biologismus und Physikalismus. Er betont aber die Notwendigkeit, *Bevölkerung* und *Raum* als Kategorien der biologischen Ökologie mit zu integrieren. Außerdem hebt er die Bedeutung der physischen Realität und Umwelt für soziale Systeme hervor: „Soziale Systeme sind ökologisch kontrolliert“, (S. 49).

Für Walter Bühl war die Zyklizität von sozialem Wandel von besonderem Interesse: Vor allem die ökonomisch definierten Kondratieff-Zyklen von Inflationsrate, Zinsrate, Konsum-Preis-Index etc., für die empirische Befunde vorliegen, lassen mehrere Jahre

während Hochs, die von Tiefs gefolgt werden, identifizieren. Ein besonderes Problem sind rapide soziale Übergänge, die von Bühl unter Bezug auf die mathematische Katastrophentheorie als: „Katastrophische Formen gesellschaftlichen Wandels“ bezeichnet wurden. Er betonte auch die Bedeutung von gesellschaftlichen Fluktuationen für Zustandssprünge. Dies ist vor allem in Hinblick auf den evolutionären Wandel in Gesellschaften – also beispielsweise von einfachen Gesellschaften zu Industriegesellschaften – von Bedeutung. In Hinblick auf die Steuerungsmöglichkeiten komplexer und dynamische Gesellschaften sieht Bühl eine weitere Aufgabe für soziologische Systemtheorien. Dies führt zu dem Thema des Zusammenhangs zwischen Systemplanung und Systemgeschichte.

Schließlich findet man an mehreren Stellen im Buch die Erwartung an eine Systemökologie, die sich in gewisser Weise als übergreifende wissenschaftliche Perspektive darstellt, die sowohl soziale Systeme wie auch natürliche Systeme in einem integrativen Blick erfasst.

12.6 Humanökologie und Sozialökologie: Mensch, Gesellschaft und Umwelt

Geht man davon aus, dass die gesellschaftlichen Naturverhältnisse (Nutzung natürlicher Ressourcen, Flächennutzung, Nutztiere, Artenschutz, usw.) ein wichtiges Thema für den Bestand und die Harmonie der Gesellschaft sind, dann stellt sich die Frage, welche Wissenschaft das Verhältnis von Natur und Gesellschaft bearbeiten kann. Hier wird davon ausgegangen, dass es die Sozialökologie ist, die in weiten Zügen dem entspricht, was Bühl unter „Systemökologie“ verstanden hat.

Der Bereich der *Sozialökologie* ist eigentlich in der Soziologie beheimatet, insofern er im Wesentlichen auf die stadtsoziologische Schule von Park et al. (1925; Park 1936, Park 1952) zurückgeht. Teherani-Krönner weist darauf hin, dass sich nach Park (1952) eine *humanökologische Pyramide* als konzeptuell-theoretischer Rahmen konstruieren lässt, der evolutionstheoretisch orientiert von der Ebene der *ökologischen Ordnung*, über die *ökonomische Ordnung* und die *politische Ordnung* zur Ebene der *moralischen Ordnung* führt (vgl. Teherani-Krönner 1992, S. 27). Empirischer Gegenstand dieses Forschungsansatzes waren die Beziehungen der Bevölkerung zu ihrer städtischen Umwelt, vor allem in Hinblick auf räumliche Aspekte, wie beispielsweise Migration, Siedlungsverhalten, Kriminalität oder Gesundheit. So wurde beispielsweise die Koinzidenz von psychischen Störungen,

Kriminalität, Armut usw. mit Problem-Merkmalen von Stadtquartieren in Beziehung gebracht. Dabei wurde ursprünglich die hohe Häufigkeit psychischer Störungen mit quartiersspezifischen psychosozialen Stressfaktoren erklärt (Faris u. Dunham 1939). Diese Hypothese wurde allerdings in letzter Zeit durch die „Social drift-Hypothese“ ersetzt, die besagt, dass in bestimmte Stadtquartiere Menschen ziehen, die wegen Krankheiten ökonomisch und sozial abgestiegen sind und daher nur mehr in diesen Quartieren die Miete bezahlen können oder dass dort eben überproportional viele Sozialwohnungen ausgewiesen sind, in denen arme, kranke Menschen leben, die eine höhere Problem-Prävalenz aufweisen (Faris u. Dunham 1960).

In der Folge entwickelten sich im Rahmen dieses Diskurses sehr differenzierte Ansätze zu einer Sozialökologie und Kulturökologie (Glaeser u. Teherani-Krönner 1992). Es standen vor allem Themen der nachhaltigen gesellschaftlichen Nutzung von Naturräumen im Vordergrund. Der Bevölkerungswissenschaftler und Kulturökologe Josef Schmid sieht in diesem Zusammenhang vor allem in der Energiekrise von 1973, in den neuen technologischen Revolutionen im Bereich der Informationstechnologie, im steigenden Zuwanderungsdruck in Europa, im Geburteneinbruch, in der politischen Umweltbewegung und in der Auflösung nationalstaatlicher Grenzen Faktoren gesellschaftlicher Veränderungen, die zu großen Teilen nur durch ein theoretisch fundiertes Konzeptgerüst einer Human- oder Sozial- bzw. Kulturökologie verstanden werden können (Schmid 2008).

Es stehen also *Phänomene* von *Populationen* als Kollektiv von *Menschen* in Hinblick auf *Gesellschaft* und *Umwelt* (Natur) im Zentrum humanökologischer Betrachtungen (Steiner 1993; s. Abb. 4). Da sich in diesem Forschungsansatz auch größere Zusammenhänge untersuchen ließen, die mit der Raumnutzung der Menschen zu tun haben, hat sich recht bald parallel zur Sozialökologie die „Populationsökologie“ entwickelt. Ein derartiger Ansatz wurde beispielsweise im Rahmen des „ökologischen Komplexes“ nach Ottis D. Duncan konstruiert, bei dem die Kategorien *Umwelt*, *Sozialordnung*, *Population* und zusätzlich *Technologie* von zentraler Bedeutung sind (Duncan u. Schnoore 1952, Duncan 1966, vgl. Tretter u. Schmid 1979, s. Abb. 5). Es gibt auch 5-Faktoren-Rahmenmodelle, die beispielsweise die Faktoren *Bevölkerung*, *Persönlichkeit*, *Sozialstruktur*, *Kultur* und *Technologie* als Ökokomplex untersuchen. Dies entspricht dem von Catton und Dunlap (1978) entwickeltem Konzept des „erweiterten ökologischen Komplexes“.

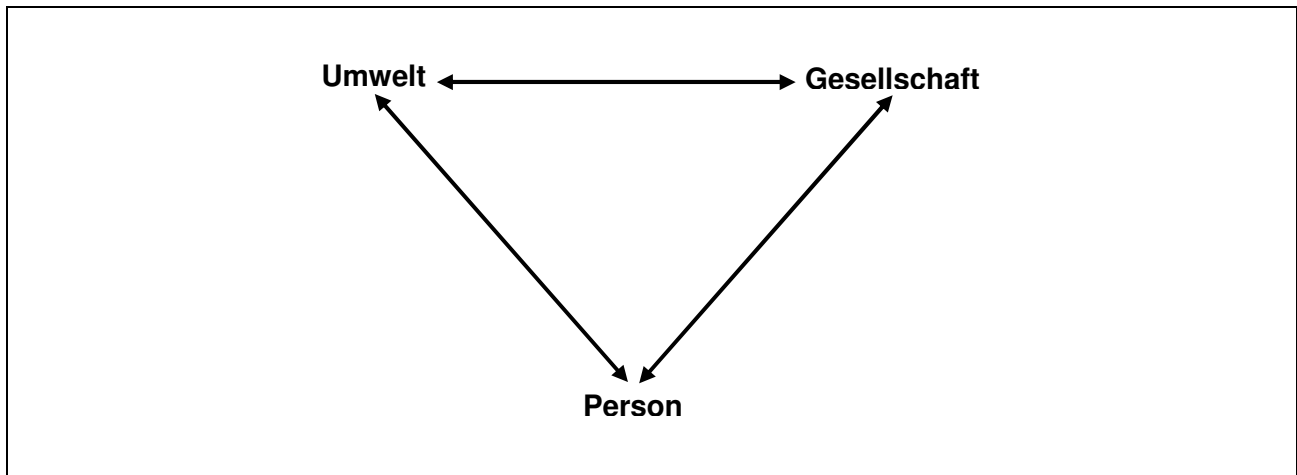


Abb.4: Das humanökologische Dreieck nach Steiner (1993)

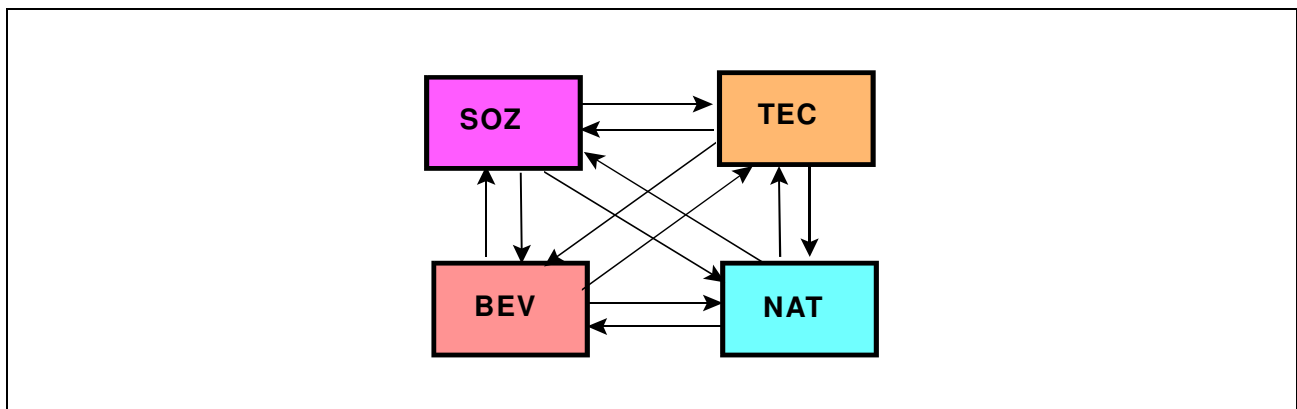


Abb. 5: Der modifizierte Ökokomplex von Duncan (Duncan 1966; nach Tretter u. Schmid 1979).

Bereits in den 1970er Jahren hat sich die Sozialökologie weiter entwickelt. Bemerkenswert dabei ist vor allem das Konzept einer neuen und integrierten *Humanökologie* auf die Initiative von Helmut Knötig in Wien (Knötig 1976, 1979). Ziel dieser Initiative war es, nach dem Modus der biologischen Ökologie einen interdisziplinären Ansatz einer Ökologie des Menschen aufzubauen. Dabei sollen sowohl *individualwissenschaftliche Perspektiven* wie jene der Medizin, der Psychologie, Sozialpädagogik usw. unter der Rubrik *Individualökologie* entwickelt werden, wie auch die *sozialwissenschaftlich-kollektiven Aspekte*, wie sie in der soziologischen Ökologie-Konzeption zu erkennen war, in Form einer „Sozialökologie“ bzw. „Kulturökologie“. In Folge der äußerst anregenden Wiener Tagungen (Knötig 1976, 1979) konstituierten sich dementsprechend ausgerichtete internationale und nationale Fachgesellschaften für Humanökologie (DHG 2008). Diese Richtung der Humanökologie hat sich universitär bisher allerdings nicht durchgesetzt. Stattdessen haben Institute und Studiengänge für Umweltwissenschaften diesen Themenkreis behandelt.

Solche wissenschaftlichen Ansätze stellen sich als ein Mix von verschiedenen Umweltthemen und umweltbezogenen Orientierungen von Einzeldisziplinen wie *Umweltpsychologie*, *Umweltpädagogik* oder *Umweltsoziologie* dar. *Umweltwissenschaften* fehlt in der Regel ein grundlagenwissenschaftliches Rahmenkonzept, dass die Mensch-Umwelt-Beziehungen grundlegend theoretisch und metatheoretisch beleuchtet. Das allerdings erfolgt in der Humanökologie.

In den letzten Jahren hat sich in Frankfurt eine eigene Konzeption einer „sozialen Ökologie“ gebildet, die von erheblicher akademischer und publizistischer Schlagkraft ist: Vor allem Egon Becker und Thomas Jahn haben durch ihre Initiative eine äußerst attraktive Integration von kritischer Theorie, Ökologie und Sozialwissenschaft konstituiert, die auch aus der Sicht der Deutschen Forschungsgemeinschaft förderungswürdig ist. Durch sowohl grundlagenorientierte Ausführungen, die vor allem in dem bemerkenswerten Buch „Soziale Ökologie“ (2006) dargestellt sind, wie auch durch eindrucksvolle Einzelarbeiten zum Thema der Wasser-Ökologie und anderen Problemstellungen, hat sich eine eindrucksvolle Arbeitsgruppe formiert. Allerdings bestehen auch für diesen Einsatz der Begriffsdefinition (Natur/Kultur), der Frage der adäquaten Modellbildung, etwa im Sinne der Bedeutung der Systemtheorie in ihren verschiedenen Schattierungen. Angesichts der nun sich immer schärfer abzeichnenden Akzentuierung der ökologischen Problematik der Weltbevölkerung durch den Klimawandel sind aktuelle Anlässe geschaffen, in dem Bereich der ökologischen Wissenschaft erneut eine integrative Diskussion der Begriffe Methoden, Theorien, Modelle vorzunehmen, die einem verbesserten Verständnis vom Mensch-Umwelt-Verhältnis erlauben.

Da im Bereich der empirischen Forschung schon viel geschehen ist, indem die Meeresökologie, die Tropenökologie, die Ökologie der Entwicklungsländer usw. Fallbeispiele erarbeitet hat (z.B. Glaeser 1989, 1984, 2008), geht es vor allem um die Frage des Verständnisses der Dynamik der Entwicklung von Ökosystemen in Abhängigkeit von intrinsischen wie eben auch externen Variablen, d.h. in diesem Fall sozialen Systemvariablen (Glaser 2008). Diese Problemstellung, die im Bereich der theoretischen Humanökologie anzusiedeln ist, führt in den Bereich der *Systemwissenschaft*, die hier als Sammelbegriff für systemische Forschungsansätze und Theorien in den Sozialwissenschaften und den Naturwissenschaften gilt.

12.7 Systemtheorien und Systemwissenschaft

Wie bereits erkennbar wurde, ist unter dem Begriff „Systemtheorie“ von der biologischen Konzeption von Ludwig von Bertalanffy (1968) mit dem Kernkonzept des Fließgleichgewichts bis zur Theorie sozialer Systeme von Talcot Parsons (1951) mit einer Funktionstypologie (Zielerreichung, Strukturerhaltung, Integration und Anpassung) oder der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann (1984) eine breite Palette von Systemtheorien am Markt, so dass genau genommen immer im Plural davon die Rede sein müsste, oder aber, was hier vorgeschlagen wird, generell davon auszugehen, dass es eine zwar noch nicht institutionalisierte, aber eigenständige, *Systemwissenschaft* oder *Systemforschung* gibt, die inter- und transdisziplinär nutzbar ist (Tretter 2005). Auch in dieser Hinsicht müsste mehr als bisher eine Präzisierung der spezifischen und disziplintypischen Begriffe, Methoden, Theorien, Paradigmen usw. erfolgen. Gerade im Rückblick bis zu der Geburtsstunde der Systemwissenschaft wird deutlich, dass die Filtertheorie, die Kontrolltheorie, die Nachrichtentheorie, Signaltheorie, die Chaostheorie, die Katastrophentheorie, die Komplexitätstheorie usw. Theorieansätze sind, die verwendet werden und weiterhin genutzt werden, lebende Systeme unter dem jeweiligen Gesichtspunkt zu verstehen. Systemwissenschaft wäre dann im Bereich der theoretischen Systemwissenschaft aus diesen einzelnen Theorieansätzen aufgebaut. Doch ließe sich im Bereich der *Methodik der Systemwissenschaften* die Computersimulation, wie sie bei den Weltmodellen zu einer hohen Expertise ausgearbeitet worden sind, integrieren. In dieser Hinsicht ist gegenwärtig die Entwicklung der Molekularbiologie interessant, in der sich die *Systembiologie* zunehmend seit 2000 etabliert (Klipp et al. 2005). Besonders beeindruckend ist die Methodenentwicklung, bei der nicht nur die Analyse komplexer Datensätze, wie es die modernen Genom-Analyse-Techniken ermöglichen (DNA, Microarrays), sondern vor allem die Analyse der Wirkweise der bereits gut beschriebenen einzelnen Stoffwechsel- und Signalwege in der Zelle. Hier sind komplexe computergestützte Modellierungen erforderlich und die Technik der Simulation der Systemprozesse (Klipp et al. 2005, Szallasi et al. 2006).

In Hinblick auf die neue Systembiologie im Bereich der Biochemie und Molekularbiologie wäre es auch für die Soziologie interessant, eine eigene Richtung in Form einer „*Systemsoziologie*“ zu entwickeln, die als Ansatz verstanden werden kann, der versucht, soziale Systeme mit den Instrumenten der Systemwissenschaft zu beschreiben und zu verstehen.

12.8 Theorie sozialer Systeme und die Ökologie

Es kann hier nur auf die wichtigsten Aspekte soziologischer Systemtheorie eingegangen werden. Ausführliche Darstellungen dazu finden sich in Treibel (2000), oder Rosa et al. (2007).

Es stellt sich nun zunächst die Frage, welche Rolle das systemische Denken in der Soziologie als Wissenschaft der sozialen Systeme auf *Makro-, Mikro- und Mesoebene* eingenommen hat. Ausgehend von dem Ansatz von Talcott Parsons (1951) war für die Debatte der Systemtheorie in der Soziologie in Deutschland die Debatte zwischen Niklas Luhmann und Jürgen Habermas in den 1970er Jahren. Ausgangslage war der Vorwurf, die Systemtheorie von Talcott Parsons sei in jeder Hinsicht „konservativ“. Kern der Kritik war dabei, dass sozialer Wandel bzw. soziale Evolution nicht erklärt werden können. Dieser Aspekt wurde von Niklas Luhmann geschickt aufgegriffen, dessen Systemansatz von vorneherein ein dynamischer Ansatz war: Er nahm an, dass die Komplexitätsdifferenz von System und Umwelt das System zur Differenzierung mit Spezialisierung treibe. So konnte die Entwicklung der modernen Gesellschaft zunächst grundlegend schlüssig erklärt werden. Soziale Systeme sind darüber hinaus „autopoetische“ Systeme, die in einem rekursiven Prozess fortlaufend Kommunikationen an Kommunikationen anschließen (Kneer u. Nassehi 2000, S.68). Menschen, Natur, Technik usw. sind damit Umwelten sozialer Systeme. Es bestehen strukturelle Kopplungen sozialer Systeme mit diesen Bereichen.

Die Kritik von Habermas an der Systemtheorie bestand in der Unterbewertung der Akteure und damit der Handlungstheorie und der Kommunikation. Im Laufe der weiteren Jahre hat sich wohl offensichtlich diese Theoriedifferenz zwischen diesen beiden Autoren weiter verschärft, wobei sich eine Differenz zwischen „Systemsoziologie“ und „Akteurssoziologie“ zeigt. Die Bedeutung der Mikroperspektive und die Aufgabe, die Mikroebene mit der Makroebene zu verknüpfen wird von mehreren Autoren weiterhin als zentrale Aufgabe der theoretischen Soziologie angesehen (Giddens 1984).

In Hinblick auf die *naturwissenschaftlichen Systemtheorien* hat aber auch in den 1970er Jahren die mathematische Theorie nichtlinearer dynamischer System Interesse hervorgerufen: Vor allem die *Katastrophentheorie* (Saunders 1986) fand zunächst stärkere Berücksichtigung bei sozialwissenschaftlicher Überlegungen, wofür sich insbesondere Walter Bühl stark machte. Die Katastrophentheorie umfasst, im Gegensatz zur klassischen mathematischen Systemtheorie, nicht nur *Sprünge des Systemzustands*, die in einer mathematischen

Gleichung beschrieben werden konnten, sondern auch Gedächtniseffekte (*Hystereseeffekte*), also bleibende Veränderungen nach Einwirkungen. So können also unterschiedliche Verhaltenspfade, die beispielsweise von einem niedrigen Funktionsniveau ausgehend zu einem höherem Funktionsniveau verlaufen und von dort wieder auf anderen Verhaltenspfaden zu dem niedrigen Niveau zurückführen und somit „Adaptation“ oder „Lernen“ repräsentieren, formal abgebildet werden.

In der Ökologie wurden schon früh mathematische Systemtheorien verwandt (Bossel 1989, 1992, 2000; Glaser 2008, Simon 2008).

In der Humanökologie bzw. in der Sozialökologie ist nun das Problem der Theoriebildung von mehreren Autoren (Becker u. Jahn 2006) und Institutionen (DGH 2008) erkannt worden: Kriterien der *sozialökologischen Systemtheorie* sind Existenz, Effektivität, Handlungsfreiheit, Sicherheit, Anpassungsfähigkeit, und Koexistenz bei Systemen mit Subeinheiten wie Sozialsystem, Unterstützungssystem und Natursystem, wobei das Sozialsystem Menschen, Gesellschaft, Regierung sind, das Unterstützungssystem sind Wirtschaft und Infrastruktur, das Ökosystem sind die Umwelt und die Ressourcen. Darüber hinaus sind noch die Aspekte der Reproduktion und psychologische Bedürfnisse wichtig (Bossel 1998, Simon 2008).

Marion Glaser (2008) unterscheidet in dieser Hinsicht *ökozentrische Denkmodelle*, die von der Idee der unberührten Natur ausgehen und den Menschen als Störgröße klassifizieren. *Anthropozentrische Denkmodelle* gehen nach Glaser von der übergeordneten Position des Menschen gegenüber der Natur aus. *Interdisziplinäre Denkmodelle* sollen ökologische, wirtschaftliche, sozialinstitutionelle Komponenten von humanen Ökosystemen her erfassen und die Bedingungen von Nachhaltigkeit erforschen und Wege dazu analytisch aufzeigen. In Übereinstimmung mit anderen Autoren plädiert sie für die Konstituierung einer *sozialökologischen Systemforschung*, deren Ziel es sein soll, Konfigurationen ausfindig zu machen, die wünschenswerte Systemzustände und Dynamiken erzeugen. In diesem Zusammenhang erscheint insbesondere das Konzept der „Resilienz“ als wichtig: Damit wird die Fähigkeit eines Systems gekennzeichnet, mit dem, was die Zukunft bringt, adaptiv und doch plastisch zu recht zu kommen, ohne dass das System sich auf unerwünschte Weise verändert (Walker et al. 2004). Dies steht im Einklang mit dem ökologischen Konzept der „nachhaltigen Entwicklung“ und spezifiziert dieses Zielkriterium in einer dynamischen Systemperspektive. Statt der Systemkontrolle steht in dieser Konzeption das Ziel im Mittelpunkt, mit Komplexität und Überraschungen adaptiv lernend umzugehen. Die adaptive Erneuerung ist nach Holing und Gunderson (2002) durch schnelles

Wachstum, durch Monopolisierung und Nutzenmaximierung, und den Zusammenbrüchen und der Erneuerung gekennzeichnet. Der adaptive Erneuerungszyklus sieht aus systemischer Sicht davon ab, dass der Mensch der Treiber von Veränderungen von Ökosystemen ist, sondern dass er zumindest auch selbst Getriebener ist. Operationalisierte Systemanalyse muss Anwendungen im Systemmanagement und zuvor eine partizipative Konstruktion von Indikatoren ermöglichen, die historische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökosystemische Parameter nutzt. Ein ökosystemischer Ansatz ist also ein Ansatz, der an der Systemhaftigkeit des Mensch-Natur-Gefüges ausgeht und dabei die Instrumente der Systemwissenschaft nutzt.

12.9 „Weltmodelle“ – quantitative theoretische Modelle aus sozialökologischen Arbeitsansätzen

Auf Initiative des Club of Rome, unter der Anregung von Aurelio Peccei, wurde die Aufgabe gestellt, die Entwicklung der Welt im Voraus zu beschreiben, wenn das Bevölkerungswachstum ungebremsst zunimmt. Mit dieser Modellierung wurde Jay W. Forrester am MIT beauftragt, der als Elektroingenieur auf der Basis von speziellen grafikgestützten Computerprogrammen (Dynamo) bereits computerbasierte Modelle zur sozioökonomischen Entwicklung urbaner Gebiete erstellt und darauf basierende Simulationen präsentiert hatte (Forrester 1961, 1969, 1971). Auch Dennis Meadows war ein nachhaltiger wissenschaftlicher Entwickler dieser Weltmodelle, die in den Folgejahren immer wieder revidiert wurden. Derartige Modellierungen zeigen eine Vielzahl an methodischen Problemen. Sie bestehen in der Komplexität der Beschreibung mit hundertten Differenzialgleichungen wie auch in der validen Schätzung von Parametern, die theoretisch relevant sind, jedoch empirisch schwer erhoben werden können. Darüber hinaus bestehen auch interdisziplinäre Theoriedefizite. Dennoch haben diese Modelle eine gehörige Bedeutung für das Verständnis der Entwicklung unserer Welt erlangt, zumindest was die Prozesse auf einer globalen Raum- und Zeitskala betrifft. Die Kritik an den Weltmodellen entzündete sich zwar immer wieder an methodischen Aspekten. Ein wichtiger Kritikpunkt bezog sich auch auf die *Prognose-Optionen* dieser Modellierungen. Eine derartige Kritik beruht aber auf wissenschaftstheoretischen Missverständnissen, da es sich bei diesen Prognosen um Darstellungen von potentiellen Systemzuständen unter bestimmten Bedingungen handelte (*explorative Szenarien-Methodologie*). In diesem Sinne handelt es sich bei solchen Computerexperimenten um die moderne Version von (empirisch gestützten) Gedankenexperimenten, die in einer Welt, in der die Interdependenzen

der Teilsysteme immer stärker werden, ein unumgängliches intellektuelles Instrument darstellen. Tatsächlich hat sich in der Folge die Technik der computergestützten Verhaltensmodellierungen von komplexen Systemen mit einer eigenen Schule, der „System Dynamics“-Schule, entwickelt, die sich am MIT in der Sloan-Management Schule institutionalisiert hat. Das dortige Training in der systemischen Modellierung hat sich in viele Bereiche des Managements ausgebreitet, so wie beispielsweise im politischen Bereich, im administrativen Bereich und natürlich in der Privatindustrie (Sterman 2000).

Die Basisgleichungen der Weltmodelle charakterisieren den Zusammenhang von *Bevölkerungswachstum*, *Ressourcenverbrauch*, *Umweltbelastung* und *Technologie* (z. B. *Landwirtschaftstechnologien*) und *Kapital-Investitionen*. Verkürzt gesagt, werden die das Bevölkerungswachstum potentiell dämpfenden Effekte überlasteter bzw. geminderter Ressourcen in den meisten Fällen nur durch Technologien (z. B. Ernährungstechnologien) gegenreguliert, sodass weiteres Bevölkerungswachstum möglich ist. Dies hängt mit Interventionen aus dem Bereich *Wirtschaft* (Kapital) und anderen Faktoren zusammen. In der Umsetzung dieses Grundmodells wurden schließlich mehrere hundert Variable, die über Indikatoren empirisch interpretierbar sein sollten, verwendet und in das Grundmodell eingeführt. Die daraus letztlich resultierenden mehreren hundert Gleichungen, zumeist Differenzialgleichungen, erlaubten die Simulation verschiedener Entwicklungsbedingungen, die als „Szenarien“ zur öffentlichen Diskussion gestellt wurden. Die unterschiedlichen Szenarien wurden als bestimmte Konstellation der Entwicklung von Teilsystemen durch dämpfende oder fördernde Maßnahmen (z. B. Bevölkerungspolitik) durchgerechnet und als Graphen dargestellt. (Forrester 1961, 1969, Meadows 1972, Meadows et al. 1992). Eine zentrale analytische Aussage war die Begrenztheit der menschlichen Besiedelung der Erde (carrying capacity), die heute aufgrund weiterentwickelter derartiger Modelle bei etwa 10-13 Mrd Menschen geschätzt wird. Weniger diese Ergebnisse, die einen gesellschaftlichen Diskussions-Input erzeugten, als vielmehr die *Epistemologie* und die *Methodologie* dieser pragmatisch entwickelten und nicht theoriebasierten Modelle sollen hier noch kurz erläutert werden, da sich eigene „Modellier-Schulen“ entwickelt haben, die beispielsweise als „Systems Dynamics Society“ weltweite und eine – abgesehen von der Soziologie – interdisziplinäre Verbreitung gefunden haben.

12.10 Methodologie der Gestaltung systemischer Weltmodelle

Bei der *systemischen Modellbildung* sind grundlegend mehrere Phasen zu beachten (vgl. Vester 1983, 2002, Bossel 1989, 1992; Ossimitz 2000, Richmond 2001, Tretter 2005; vgl. Abb. 6):

1. Zunächst erfolgt eine Identifikation des Gegenstandsbereichs, d.h. es wird geklärt, was zum System gerechnet wird und was nicht (z.B. Netzwerk von Nervenzellen, psychisches System, Haushalt, Stadtteil). Dies kann durch eine globale Definition ("der Haushalt", "das Gehirn" usw.) und dem folgenden Spezifizieren der Elemente oder im sammelnden Darstellen der Elemente und einer anschließenden *Abgrenzung* von System und Umwelt (oder: Umfeld) erfolgen. Dabei sind sowohl Raum- wie auch Zeitgrenzen zu berücksichtigen. Man kann auch durch die Selektion einiger Komponenten komplexer Systeme von der Identifikation des Systems sprechen, beispielsweise, wenn in der theoretischen Gehirnforschung aus dem komplexen Gefüge von Kernen und Faserverbindungen im Gehirn ein funktionelles Teilsystem definiert wird. Für die Modellierung sozialer Systeme besteht das Problem, die Operationen von Akteuren oder Regeln oder Texten in Bestandsgrößen, Flussgrößen oder Wirkungsgrößen zu transponieren und zu quantifizieren (Gilbert u. Troitzsch 1999, Saam 2005a, 2005b). Hier kann man sich aber im Rahmen „explorativer“ Modellierungen teilweise durch Expertenschätzungen weiterhelfen.
2. In weiteren Schritten werden die *Beziehungen* zwischen den Systemelementen in ihrer *Wirkung typisiert* (aktivierende oder hemmende Wirkung der einzelnen Elemente) und möglichst *quantitativ* bestimmt. Das kann auch approximativ etwa in dreistufigen Skalen ("sehr", "mittel", "wenig") in Form von Wertematrizen ("Papiercomputer" nach Vester 1983) erfolgen (vgl. Probst 1987, Probst u. Gomez 1991, Hub 1994). Im Idealfall können quantitativ erhobene Daten genutzt werden.
3. Dann wird in der Regel zunächst ein *Wortmodell* formuliert, das *Zusammenhänge* bzw. Wirkweisen des Systems und seiner Komponenten verbal und qualitativ charakterisiert. Auch bei quantitativer Datenlage kann ein zusammenfassendes qualitatives Modell erstellt werden.
4. Dieses Wortmodell wird anschließend (und häufig parallel) zur besseren Übersichtlichkeit und zur Präzisierung in ein *graphisches Wirkungsdiagramm* (qualitatives

graphisches Modell) transformiert. Manchmal wird das graphische Modell gleich zu Beginn entwickelt.

5. In einem nächsten Schritt kann eine *mathematische Modellierung* erfolgen. Dieser Schritt bereitet nicht nur in der Soziologie, sondern auch in der Biologie Schwierigkeiten.
6. Sollte ausreichendes Datenmaterial vorliegen, dann ist es zweckmäßig, eine *Algorithmisierung* in einer Computersprache vorzunehmen. Dazu existieren bereits anwenderfreundliche Mathematikprogramme, wie "Mathematica"®, "Matlab"®, „Maple“® usw. Besonders beliebt sind spezielle grafikgestützte Simulationsprogramme wie „Stella“®, „Vensim“®, oder „PowerSim“®.
7. Schließlich ist eine *Computersimulation* mit Modelltests durchführbar.
8. Anschließend können *Validierungen* durchgeführt werden, die dazu führen können, dass qualitative Stufen des Modells zu modifizieren usw.

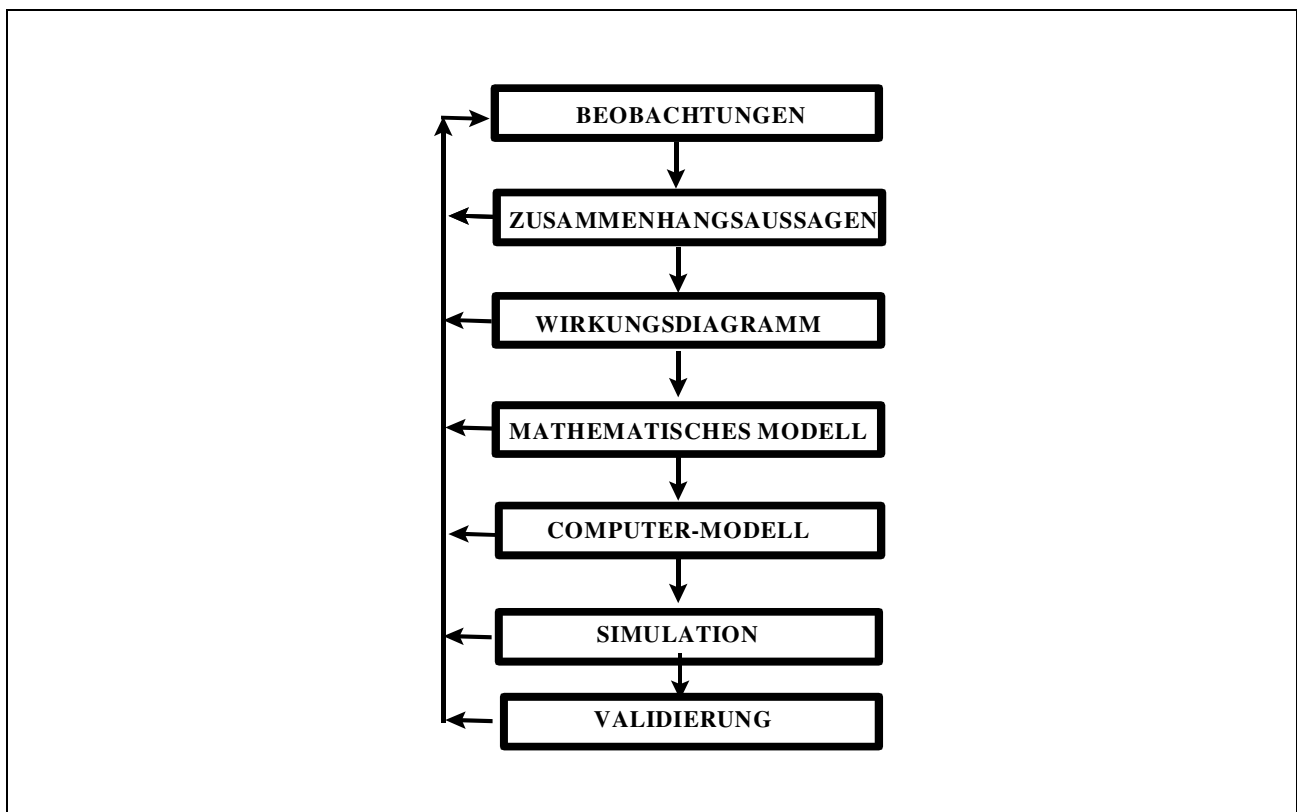


Abb. 6: Die Methodik des systemischen Modellierens mit unterschiedlichen Phasen der Theoriebildung (nach Tretter 2005)

Mathematische Modellierung

Das entscheidende Problem des Modellierungsprozesses liegt im *Übergang* von den *verbalen Modellen* zu den *formalen Modellen*, die in mathematischer Form dargestellt werden (Barnes u. Fulford 2002). Als Beispiel soll ein minimales ComputermodeLL dargestellt werden (Hannon u. Roth 2001):

Meist wird in sozialökologischen Zusammenhängen zunächst die *Zustandsgröße* „Bevölkerungszahl“ (BEV) betrachtet. Sie ist durch die Veränderung der Populationsgröße über die Zeit, gegliedert in Zeitschritte, geprägt und zwar in Hinblick auf den „Zufluss“ (Zugänge) in Form von Geburten und den „Abfluss“ (Abgänge) in Form von Sterbefällen, gemessen als Anzahl der Personen. Die jeweiligen Zahlen wurden als *Flussgrößen* in Form von Raten, die mit der aktuellen Bevölkerungszahl multipliziert wurden, im Modell definiert. Dieser Sachverhalt wird in speziellen Simulationsprogrammen wie „Stella“® oder „Vensim“® *graphisch* durch eine Box (Bestandgröße) durch Ventile (Flussgrößen) und durch Pfeile (Wirkgrößen) dargestellt (Abb. 7).

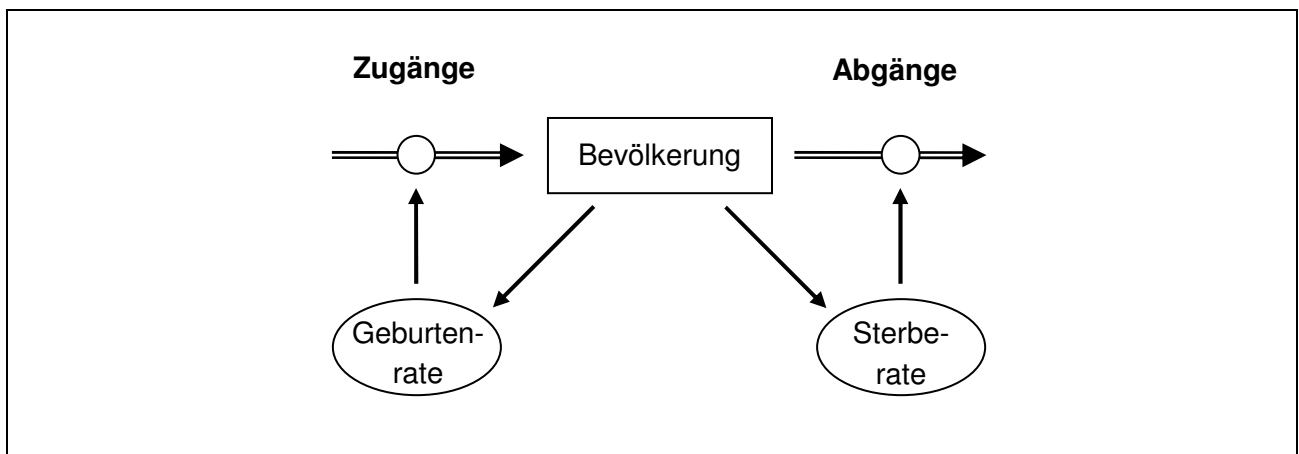


Abb. 7: Das Reservoir der Bevölkerung (BEV) und die Zugänge (Geburten) und Abgänge (Sterbefälle) bezogen auf einen Zeitabschnitt. Die Geburten- und die Sterbefallzahlen ergeben sich aus der jeweiligen Rate, multipliziert mit der aktuellen Anzahl der Bevölkerung.

In klassischen bioökologischen Modellen, den „Räuber-Beute“-Modellen, wird zu dieser Population, die nun als *Räuber-Population* charakterisiert wird, eine zweite Population, nämlich die der *Beute* hinzugenommen. Dabei ist folgende quantitative Wechselwirkung gegeben: Je mehr Räuber es gibt, desto weniger Beute gibt es im Lauf der Zeit bis einige Räuber verhungern. Dann kann sich die Beutepopulation wieder erholen, was wieder zu einem Anwachsen der Räuberpopulation führt usw. Das Gesamtsystem *oszilliert* also.

Die Population wird nun sinngemäß in dem *humanökologischen Modell* mit einem weiteren System, nämlich mit der „Nahrung“ (NAHR), gekoppelt, insofern die pro Kopf zur Verfügung stehende Nahrung, wenn sie auch gegessen wird bzw. gegessen werden kann („Essen pro Kopf“), beispielsweise die Sterberate reduziert. Ein drittes Teilsystem des Gesamtsystems ist die implementierte industrielle „Nahrungsmittelproduktion“ (IMPLE), die die Effektivität des Nahrungssystems und damit auch die Entwicklung der Bevölkerungszahl beeinflusst. Die Bevölkerungszahl beeinflusst wiederum den Aufbau der Agrartechnologie, etwa in Form von zur Verfügung stehenden Arbeitskräften (s. Abb. 8). Wichtige Variablen sind also: Geburtenrate und Geburten, Sterberate und Sterbefälle, Nahrung pro Kopf, Essen pro Kopf, Essen, Nahrung. Für die hier im Vordergrund stehende Demonstration der Prinzipien der Modellierung ist die genaue Bestimmung der Variablen marginal. Formal betrachtet handelt es sich um drei gekoppelte Differenzialgleichungen bzw. Differenzengleichungen, die in vereinfachter Form so notiert werden können (vgl. Hannon u. Ruth 2001, S. 58):

$$(1) \text{dBEV} / \text{dt} = a * \text{Geburten}(t) - b * \text{Sterbefälle}(t)$$

$$(2) \text{dNAHR} / \text{dt} = c * \text{Prod}(t) - d * \text{Essen}(t)$$

$$(3) \text{dIMPLE} / \text{dt} = e * \text{Herstellung}(t) - f * \text{Übernutzung}(t)$$

Die einzelnen Varianten der Gleichungen 2 und 3 können wieder als Gleichungen mit Subvariablen dargestellt werden, die ihrerseits wieder an theoretischen Überlegungen heraus miteinander verknüpft werden können. (Details: Hannon u. Ruth 2001)

Die *Simulation* des Modells ergibt einen kurzen Exzess („Overshoot“) der Bevölkerungszahl, mit rasch abnehmenden Nahrungsressourcen und einer Stabilisierung der Verhältnisse mit zunehmenden (und sich dann stabilisierenden) Implementierungen der Nahrungsmittelindustrie (s. Abb. 9).

Diese Modellierung hilft nun durch Fallunterscheidungen sowohl mögliche Systementwicklungen *in silico*, d.h. am Computer zu studieren und auch Gegenmaßnahmen zu überlegen (Ökosystemmanagement). Da solche Modelle noch einen geringen Grad an Validität haben, müssen viele Zusatzvariable eingeführt werden. Dies wurde an den Weltmodellen erwähnt und soll den interessierten Leser zur Lektüre der speziellen

Literatur anregen (Meadows et al. 1992). Andere Modellierungsansätze sind die so genannten Agenten-basierten Modellierungen, die von expliziten räumlichen Verteilungen von Populationen von Individuen ausgehen, die nach gewissen Regeln interagieren. Diese Regeln können gemäß dem Prinzip von Kooperation und Konkurrenz beispielsweise hemmende oder aktivierende Effekte darstellen. Sie sind gewissermaßen ins räumlich detaillierter erweiterte und um das Kooperationsprinzip (z.B. Symbiose) ergänzte Räuber-Beute-Modelle der klassischen Ökologie (Odum 1998).

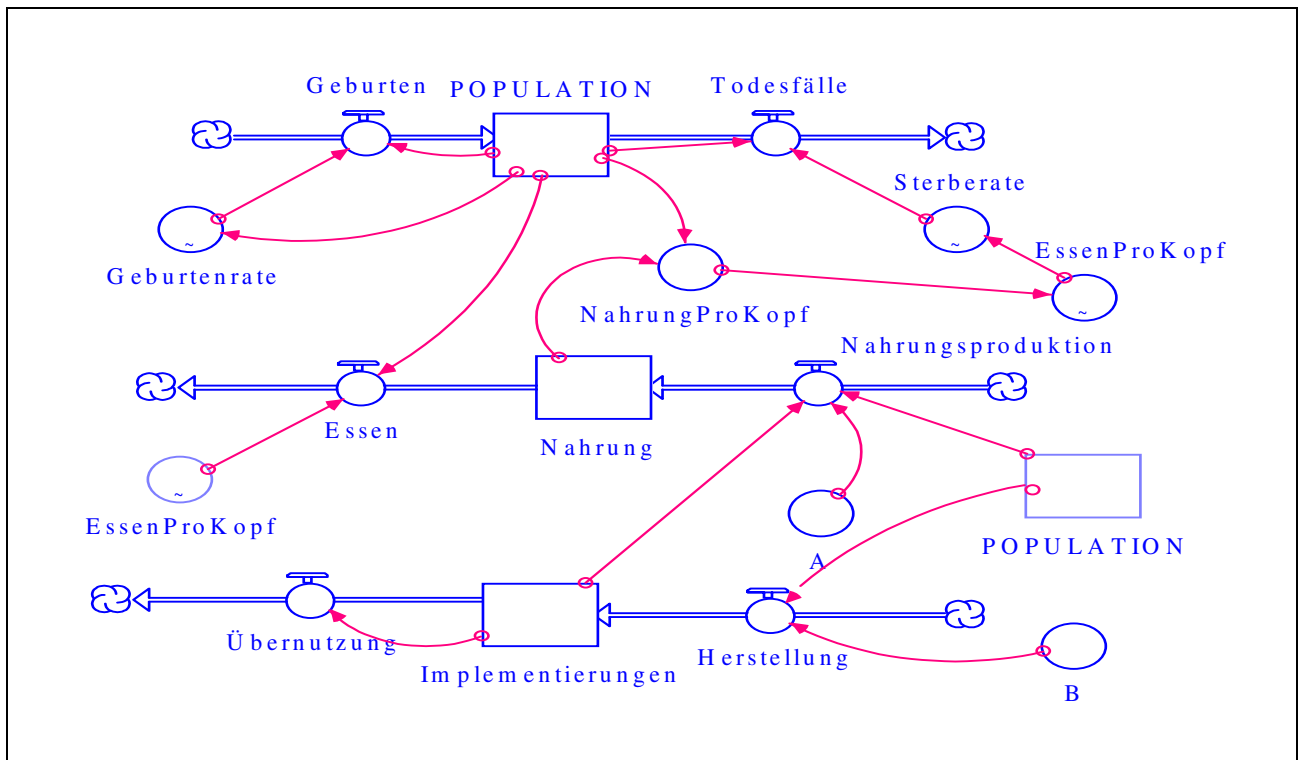


Abb. 8: Die funktionelle Struktur des humanökologischen Gesamtmodells der Dynamik der Systems Bevölkerung, Ernährung und „Implementierungen“ der Nahrungsmittelindustrie (nach: Hannon u. Ruth 2001).

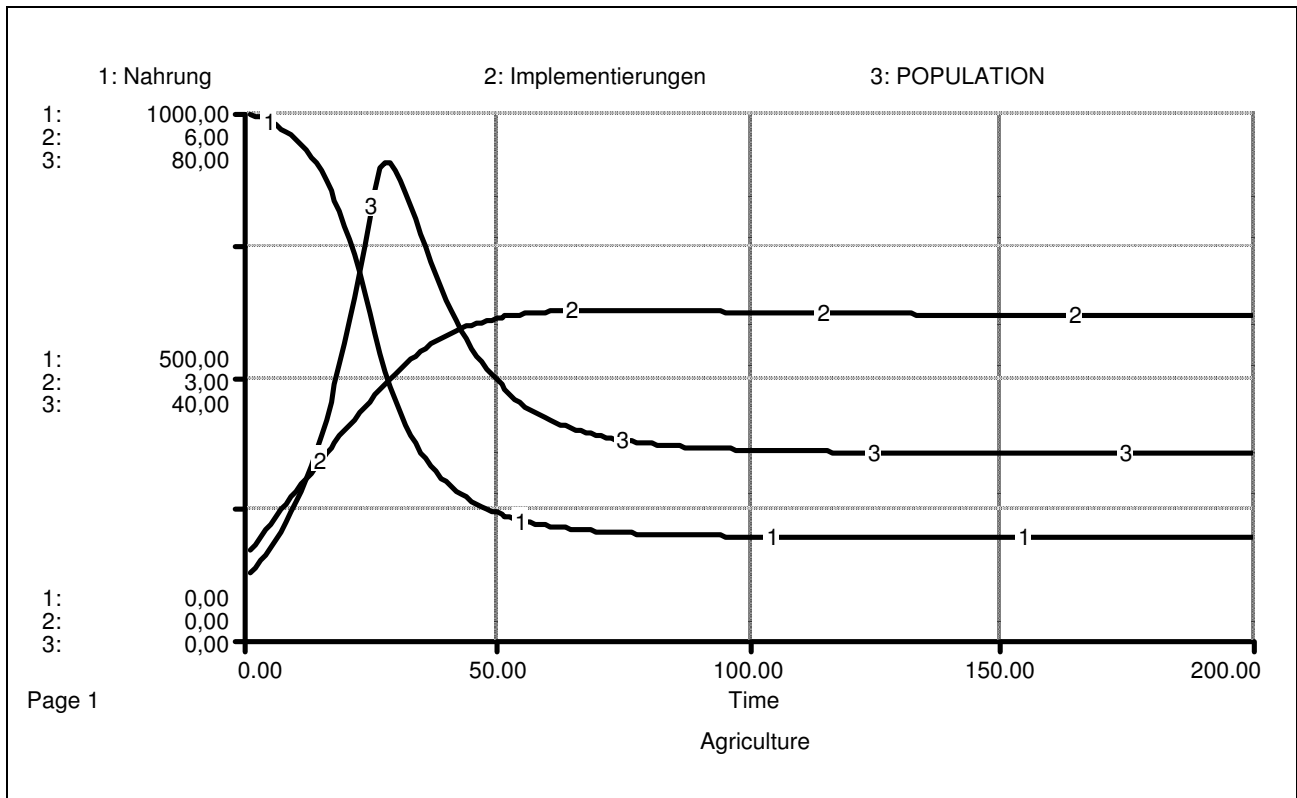


Abb. 9: Der simulierte Verlauf des Bestandes der Bevölkerung, der Nahrung und der lebensmitteltechnologischen Produktionseinrichtungen. Die Nutzung der natürlichen Ernährungsressourcen (Graph 1) führt zu einem drastischen Ansteigen der Bevölkerung (Graph 3) mit einem anschließenden raschen Zusammenbruch, der durch die Wirkung der Lebensmitteltechnologie (Graph 2) dann wieder auf einem stabilen Niveau aufgefangen wird. Abrisse (Zeit) und Ordinate (Intensität) mit jeweils arbiträren Einheiten.

12.11 Perspektiven/Fazit

Dieser kurze Beitrag, der teilweise die Ergebnisse der Tagung zum ersten Jahrestag des Todes von Walter Bühl wiedergibt, verdeutlicht, dass bei ernsthaften akademischen Anstrengungen, für die Probleme der Gegenwartsgesellschaft in Hinblick auf ihre natürlichen Existenzgrundlagen einen wissenschaftlichen Verständnisansatz zu finden, die *Integration von Ökologie und Systemforschung* unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Systeme und ihrer Funktionsweise dringlich erforderlich ist. Ein derartiges Projekt erfordert eine „disziplinierte interdisziplinäre“ Forschung, was bedeutet, dass *methodenbewusst* der Fachaustausch zwischen den Disziplinen zu den einzelnen Problemstellungen erfolgen muss. Das betrifft auch die Theoriebereiche. Einen guten Forschungsansatz bietet die Humanökologie bzw. die *Sozialökologie* mit einer systemwissenschaftlichen Ausrichtung. Sie müsste relevante Arbeitsergebnisse der Soziologie und der biologischen

Ökologie integrieren und ihre systemwissenschaftliche Perspektive vor allem begrifflich und methodisch ausbauen.

Das Schlüsselproblem ist dabei die Operationalisierung und Quantifizierung von Konzepten und Variablen der soziologischen Systemtheorien.

Ein derartiges Forschungsprogramm könnte dem entsprechen, was Walter Bühl unter dem Begriff einer „Systemökologie“ verstanden haben dürfte. Die dabei bestehenden epistemologischen, konzeptuellen, methodischen und theoretischen Probleme erscheinen nicht unlösbar. Hinweise dazu wurden in dem vorliegenden Aufsatz gegeben.

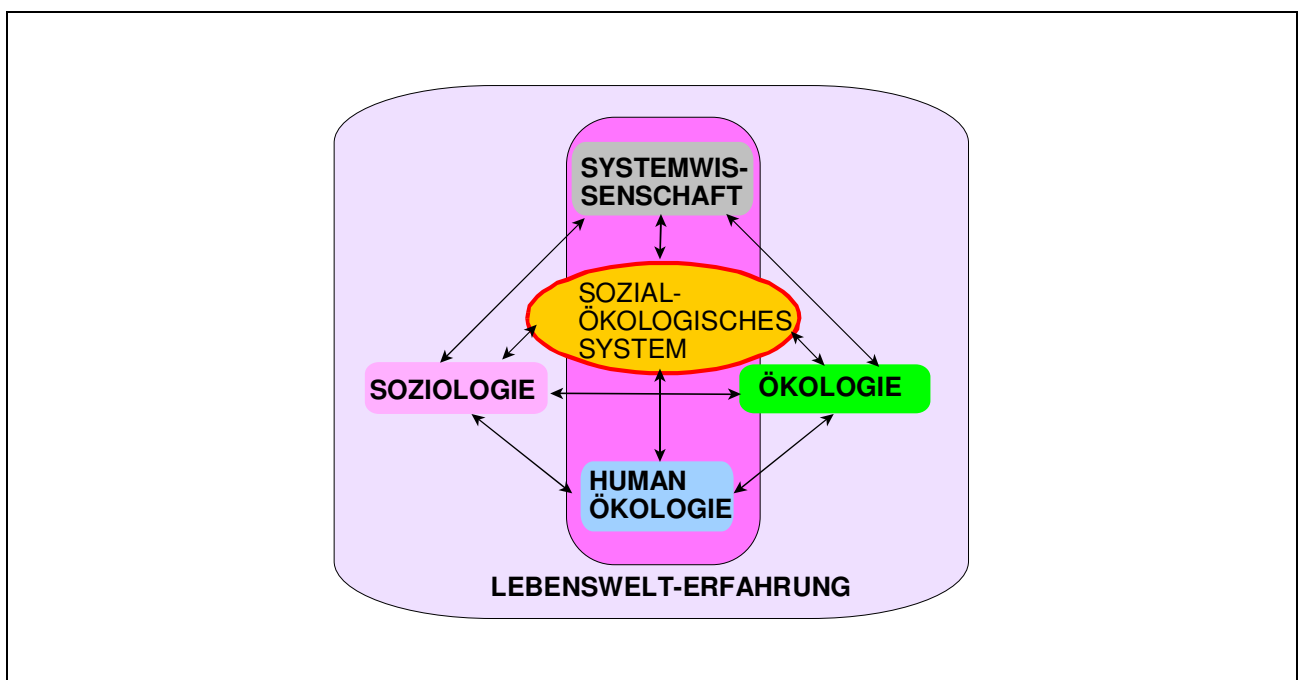


Abb. 10: „Transdisziplinäre“ Untersuchung von sozialökologischen Systemen – auf der Basis von lebensweltlichen Erfahrungen muss die Integration soziologischer und ökologischer Kompetenzen in humanökologische und systemwissenschaftliche Konzepte erfolgen.

Literatur

- Aurand, K., Hazard, B., Tretter, F. (Hrsg.) (1993): Umweltbelastungen und Ängste. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Balzer, W. (1997): Die Wissenschaft und ihre Methoden. Alber, Freiburg.
- Barnes, B., Fulford, G. R. (2002): Mathematical modelling with case studies. Taylor & Francis, New York.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft: Auf dem Weg in die Moderne. Suhrkamp, Frankfurt.
- Becker, E., Schramm, E. (2001): Zur Modellierbarkeit sozial-ökologischer Transformationen. Zentrale Ergebnisse einer Sondierungsstudie. ISOE-Materialien Soziale Ökologie, Nr. 16, Frankfurt am Main.
- Becker E., T. Jahn (2006): Soziale Ökologie. Frankfurt, Campus.
- Becker, E. (2008): Vortrag auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Humanökologie. Sommerhausen.
- Bertalanffy, L. V. (1968): General system theory. Braziller, New York.
- Bolte, K. M., Kappe, D., Schmid, J. (1980): Bevölkerung. Statistik, Theorie, Geschichte und Politik des Bevölkerungsprozesses. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Bossel, H. (1989): Simulation dynamischer Systeme. Vieweg, Braunschweig.
- Bossel, H. (1992): Modellbildung und Simulation. Vieweg, Braunschweig.
- Bossel, H. (1998): Globale Wende – Weg zu einem gesellschaftlichen und ökologischen Strukturwandel. Droemer, München.
- Bossel H. (2004): Systeme, Dynamik, Simulation. Books On Demand, Norderstedt.
- Brickwedde, F. Peters, U. (2002): Umweltkommunikation - vom Wissen zum Handeln. Initiativen zum Umweltschutz, 7. Internationale Sommerakademie St. Marienthal, Band 44, Schmid Verlag, Berlin.
- Bühl, W. (1981): Ökologische Kanppheit. Van den Heock u. Ruprecht, Göttingen.
- Bühl, W. (1990): Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Enke, Stuttgart.
- Bühl, W. (1998): Verantwortung für soziale Systeme. Grundlagen einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Bühl, W. (2000): Luhmanns Flucht in die Paradoxie. In: P.-U. Merz-Benz & G. Wagner (Hrsg.) Die Logik der Systeme: Zur Kritik der systemtheoretischen Systemtheorie von Niklas Luhmann. Universitätsverlag Konstanz, S. 225-256.
- Bunge, M. (1998): Philosophy of Science. Transaction Publishers. London.
- Catton, W. J., Dunlap, R. E. (1978): Environmental sociology: A new paradigm. The American Sociologist, 13:41-49.
- Haan, G. de (Hrsg.) (1995): Umweltbewußtsein und Massenmedien. Perspektiven ökologischer Kommunikation. Akademie Verlag Berlin.
- DGH, Deutsche Gesellschaft für Humanökologie (2008): dg-humanoeekologie.de
- Dörner, D. (2002): Die Logik des Misslingens. Rowohlt, Reinbek/Hamburg.
- Duncan, O. D. (1966): Human ecology and population studies. In: Hauser, P.M., Duncan, O. D. (Hrsg): The study of population. Univ. Chicago Press, Chicago, S. 678-716.
- Duncan, O. D., Schnore, L.F. (1959): Cultural, behavioral and ecological perspectives in the study of social organization. Am. Journ. Sociol. 65: 132-146.
- Dunlap, R. E. (1979): Environmental Sociology. Ann. Rev. Sociol. 5: 243-273.
- Dunlap, R. E., Catton, W.Jr. (1994): "Struggling with human exemptionalism: The rise, decline, and revitalization of environmental sociology." The American Sociologist, 25(1), pp. 5-30.
- Elias, N. (1989): Über den Prozess der Zivilisation. Suhrkamp, Frankfurt.
- Etzioni, A. (1993): Die Entdeckung des Gemeinwesens. Fischer, Frankfurt.
- Etzioni, A. (1997): Die Verantwortungsgesellschaft. Campus, Frankfurt.
- Faris, R.E.L., Dunham, H. W. (1939): Mental disorders in urban areas. Chicago University Press, Chicago.
- Faris, R.E.L., Dunham, H. W. (1960): Mental disorders in urban areas. Hafner, New York.
- Fischer-Kowalski, M. (2004): Gesellschaftliche Kolonisierung natürlicher Systeme. Arbeiten an einem Theorieversuch. In: Serbser W. (Hrsg): Humanökologie: Ursprünge – Trends – Zukünfte. OEKOM Verlag, München, S. 308-325.
- Forrester, J. W. (1961): Industrial dynamics. MIT-Press, Cambridge, Mass.

- Forrester, J. W. (1969): Urban dynamics. MIT-Press, Cambridge, Mass.
- Forrester, J. W. (1971): World dynamics. MIT-Press, Cambridge, Mass.
- Giddens, A. (1984): The constitution of society. Polity Press, Cambridge.
- Gilbert, N., Troitzsch, K. G. (1999): Simulation for the Social Scientist. Concepts in the Social Sciences. Open University Press, Berkshire.
- Glaser, M. (2008): Denkmodelle zu Mensch-Natur Beziehungen : Soziale und ethische Dimensionen. In: Bruckmeier, K. Serbser, W. (Hrsg) (2008): Ethik und Umweltpolitik. Oekom Verlag, München, S. 89-113.
- Glaeser, B. (Hrsg) (1989): Humanökologie. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Glaeser, B., Teherani-Krönner, P. (Hrsg.) (1992): Humanökologie und Kulturökologie. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Glaeser, B. (1995). Environment, development, agriculture - Integrated policy through human ecology. London, University College London Press.
- Gomez, P., Probst, G. (1991): Vernetztes Denken: Ganzheitliches Management. Gabler, Wiesbaden.
- Habermas, J., Luhman, N. (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Suhrkamp, Frankfurt.
- Hannon, B., Ruth, M. (2001): Dynamic modeling. Springer, Berlin.
- Henssler, P., Schmid, J., (2007): Bevölkerungswissenschaft im Werden: Die geistigen Grundlagen der deutschen Bevölkerungssoziologie. Vs Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Holling, C. S. & Gunderson, L. H. (2002): Resilience and Adaptive Cycles, In: L.H. Gunderson & C.S. Holling (Hrsg): Panarchy; understanding transformations in human and natural systems, DC: Island Press, Washington. P.25-62.
- Klipp E, Herwig R, Kowald, A, Wielring C, Lehrach H (2005): Systems Biology in Practice. Wiley-VCH, Weinheim.
- Kneer, G., Nassehi, A. (2000): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme: Eine Einführung. UTB-Fink, München.
- Knötig, H. (Hrsg) (1976): Proceedings of the First International Meeting on Human Ecology, Vienna 1975, St.Saphorin, Georgi.

- Knötig, H. (Hrsg) (1979): Proceedings of the Second International Meeting on Human Ecology, Vienna 1977, St.Saphorin, Georgi.
- Krausmann, F., Schandl, H. (2006): Industrialisierung als sozialökologischer Regime-wechsel. In: ÖkologischesWirtschaften 4/2006:30-34.
- Latif, M. (2007): Bringen wir das Klima aus dem Takt? Hintergründe und Prognosen. Fischer, Frankfurt.
- Latour, B. (1999): Die Hoffnung der Pandora. Suhrkamp, Frankfurt.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme . Suhrkamp, Frankfurt.
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation. Suhrkamp, Frankfurt.
- Luhmann, N. (1991): Soziologie des Risikos, DeGruyter, Berlin, New York.
- Luhmann, N. (1993): Risiko und Gefahr, in: Luhmann, N.: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, 2. Aufl., Westdeutscher Verlag, Opladen 1993, S. 131-169.
- Luhmann, N. (1998): Die Wissenschaft der Gesellschaft, 3. Aufl., Frankfurt am Main.
- Luhmann, N. Bednarz J, Baecker, D. (1996): Social Systems. Stanford Univ Press Stanford.
- Luhmann, N. (1999a): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, 7. Aufl., Frankfurt a. M. Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1999b): Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde., 2. Aufl., Frankfurt a. M. Suhrkamp.
- Meadows, D. L. (1972): Die Grenzen des Wachstums. DVA, Stuttgart.
- Meadows, D.H. , Meadows, D.L., Randers, J. (1992): Die neuen Grenzen des Wachstums. DVA, Stuttgart
- Noelle-Neumann, E. (2001): Die Schweigespirale: Öffentliche Meinung - unsere soziale Haut. Langen/Müller, München.
- Odum, E.R. (1998): Ökologie. Thieme, Stuttgart.
- Ossimitz, G. (2000): Die Entwicklung systemischen Denkens. Profil,München.
- Park, R. E., Burgess, E.W., McKenzie, R.D. (1925): The city. University of Chicago Press. Chicago.

- Park, R.E. (1936): Human ecology. *Americ. Journal Sociol.* 42: 1-15.
- Park, R.E. (1952): *Humon communities*. Free Press, Glencoe.
- Parsons, t. (1951): *Social System*. Free Press, New York.
- Parsons, T: (19171): *The system of modern societies*. Prentice Hall, Engelwood Cliffs.
- Probst, G.J.B. (1987): *Selbstorganisation*. Parey, Berlin.
- Probst, G.J.B., Gomez, P. (Hrsg) (1991): *Vernetztes Denken*. Gabler, Wiesbaden
- Richmond, B. (2001): *An introduction to systems thinking*. High Performance, Hanover USA.
- Rosa, H.; Strecker, D., Kottmann, A: (2007): *Soziologische Theorien*. UTB-basics, Konstanz.
- Saunders, P.T. (1986): *Katastrophentheorie*. Vieweg, Braunschweig.
- Saam, N. J. (2005a). Modellbildung. In: Kühl, Stefan, Petra Strodtholz and Andreas Taffertshofer (Eds.). *Quantitative Methoden der Organisationsforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. Pp. 190-209.
- Saam, N.J. (2005b). Computersimulation. In: Kühl, Stefan, Petra Strodtholz and Andreas Taffertshofer (Eds.). *Quantitative Methoden der Organisationsforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. Pp. 167-189.
- Schmid, J. (2008): Die analytischen Potenziale der Humanökologie – am Beispiel Bevölkerungsbewegung und Nachhaltigkeit. In: Bruckmeier, K. Serbser, W. (Hrsg) *Ethik und Umweltpolitik*. Ökom-Verlag, S. 75-88.
- Schmid, J., Hessler, P. (2007): *Bevölkerungswissenschaft im Werden: Die geistigen Grundlagen der deutschen Bevölkerungssoziologie*. Vs Verlag.
- Simon K.H. (2008): „Gemeinschaften und Nachhaltigkeit“ – auch ein Thema der Humanökologie. In: Bruckmeier, K. Serbser, W. (Hrsg) *Ethik und Umweltpolitik*. Ökom-Verlag, S. 185-199.
- Steiner, D. (1993): Human ecology as trasnsdisciplinary science. In: Steiner , D., Nausser, M. (Eds): *Human Ecology – Fragments of antifragmentary views of the world*. Routledge, London, S.47-76.
- Sterman, J. (2000): *Business dynamics*. McGrawHill, New York.

- Serbser W. (2008): „Die Natur der Gesellschaft“, in: Bruckmeier, K. Serbser, W. (Hrsg) Ethik und Umweltpolitik. Ökom-Verlag 2008 S. 51-74.
- Steiner, D. (1993): Human ecology as trasnsdisciplinary science. In: Steiner, D., Nausser, M. (Eds): Human Ecology – Fragments of antifragmentary views of the world. Routledge, London, S.47-76.
- Szallasi Z, Periwal V, Stelling J (Ed) (2005): System modelling in Cellular Biology MIT Press Cambridge Mass.
- Teherani-Krönner, P. (1992): Von der Humanökologie der Chicagoer Schule zur Kulturökologie. In: Glaeser, B., Teherani-Krönner, P., (Hrsg): Humanökologie und Kulturökologie. Westdetuscher Verlag, Opladen, S: 16-43.
- Treibel, A., (2000): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. UTB-Leske u. Budrich, Opladen.
- Tretter, F: (1978): Medizinsystem und Umwelt. Unveröff. Diss. Soziol. Inst., Universität München.
- Tretter, F. (1979): Cybernetics – a revised conception and its relevance for theoretical human ecology. In: Knötig, H. (Hrsg): Proceedings of the second international meeting on human ecology. Vienna 1977, St. Saphorin Georgi, S. 209-232.
- Tretter, F., Schmid, J. (1979): On the development of a new conception of social ecology, In: Knötig, H. (Hrsg): Proceedings of the second international meeting on human ecology, Vienna 1977, St. Saphorin, Georgi, S. 233-242.
- Tretter, F. (1982): On the development and multidisciplinary relevance of a qualitative analytical systems technology for biology, psychology and sociology. In: Trappl, R., Klir, J., Pichler, F. (Hrsg) (1982): Progress in Cybernetics and systems research. Bd. 3, Mc Graw Hill, New York, S. 179-184.
- Tretter, F. (1989): Grundprobleme des Begriffs „Umwelt“. In: Natur- und Ganzheitsmedizin 7: 193-201.
- Tretter F. (2005): Systemtheorie im klinischen Kontext. Pabst, Lengerich.
- Troitzsch, K. G. Gilbert, N: (2006): Systems Dynamics and World Models, ZUMA Simulation Workshop 2006 (Koblenz, September 18-22, 2006).
- Ulrich, H., Probst, G.J.B. (1988): Anleitung zum ganzheitlichen Denken. Haupt, Bern.
- Vester, F. (1983): Ballungsgebiete in der Krise. dtv, München.

- Vester, F. (2002): Die Kunst vernetzt zu denken. dtv, München.
- Vogt, R. (1983): Systemwissenschaften. Haagen-Herden, Frankfurt.
- Walker, B. H, C. S. Holling, S. C. Carpenter, and A. P. Kinzig (2004): Resilience, adaptability and transformability. Ecology and Society 9(2): 5.
- Watzlawik, P. (Hrsg) (1991): Die erfundene Wirklichkeit. Piper, München.
- Weichhart, P. (1993): How does the person fit into the humanecological triangle? From dualism to duality – transactional view. In: Steiner , D., Nausser, M. (Eds): Human Ecology – Fragments of antifragmentary views of the world. Routledge, London, S. 77-104.
- Weichhart, P. (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Franz Steiner, Stuttgart.
- Wiener, N. (1948): Cybernetics. MIT press, Cambridge, Mass.
- Zeigler, B.P. (1985): Theory of modelling and simulation. Kreiger, Matabar.

13 Siegfried Rosner: Bewegungen des Gruppenkörpers. Ver fugungen zwischen systemischer Strukturaufstellungsarbeit und Walter Bühls systemökologischer Interpretation sozialen Wandels

Walter Bühl, bei dem der Autor 1989 mit der Arbeit „Gesellschaft im Übergang? Thesen zum Wandel von Arbeit, Sozialstruktur und Politik in der Bundesrepublik“ promovier-te¹, hat große Teile seines Schaffens den theoretischen Möglichkeiten zur Analyse sozialen Wandels gewidmet. Das Thema „sozialer Wandel“ zieht sich seit seiner programmatischen Habilitationsschrift „Evolution und Revolution. Kritik der symmetrischen Soziologie“ (1970) ebenso durch sein gesamtes späteres wissenschaftliche Werk wie die Auseinandersetzung mit den logischen Konstruktionsbedingungen soziologischer Theorien. Wie im Einleitungskapitel bereits angemerkt, ging es Bühl stets um die Frage, wie das soziologische Grundproblem, das Verhältnis von Individuum und Kollektiv, theoretisch so gefasst werden kann, dass es nicht in vereinfachende Dichotomien aufgelöst wird, die die Bandbreite der Verschiedenartigkeit der dynamischen Verlaufsmuster gesellschaftlichen Wandels nicht mehr fassen können.

Diesem Interesse an den Konstruktionsprinzipien von Theorien und ihrer Konsequenzen innerhalb der Theorien haftete bei Bühl stets auch ein empirisches Interesse an sozialem Wandel an. So hat er StudentInnen und SchülerInnen stets zu empirischer Arbeit und Mitgestaltung ermutigt.

Nach Lehr- und Wanderjahren in der Wissenschaft und der praktischen Arbeit in einem internationalen Industriekonzern hat der Autor die Tätigkeit eines selbständigen Managementtrainers und Organisationsberaters aufgenommen und kam so vor einigen Jahren in Kontakt mit den systemischen Strukturaufstellungen von Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer. Den Ver fugungen² und möglicherweise (noch) übersehenen Verbindungen zwischen systemischer Strukturaufstellungsarbeit und Walter Bühls Vorstellungen einer nicht-linearen Wandlungssoziologie sollen hier einige Überlegungen

¹ Erschienen 1990 beim Campus Verlag, Frankfurt.

² Der Begriff ist in Reminiszenz an den in Nigeria/Afrika ermordeten ehemaligen Assistenten Bühls, Werner von der Ohe, gewählt, dem der Autor als Student viel verdankte und der den Begriff „Verfugung“ in der Betitelung seiner Habilitation verwandt hatte.

gewidmet werden. Dabei werden Anregungen aus der Auseinandersetzung mit Durkheims Begründung der Soziologie als eigenständiger Wissenschaft und der darauf sich beziehenden „Neuen Sozialphysik“ als naturalistischem Paradigma in die Argumentation mit einbezogen.

Ziel ist es, aus den Arbeiten Walter Bühls zur Systemtheorie und zur Soziologie des Wandels Anregungen für die sozialwissenschaftliche Fundierung der anwendungsbezogenen Aufstellungsarbeit zur Simulation komplexer Systeme zu gewinnen und umgekehrt dieses in der Praxis erprobte Simulationsverfahren als wissenschaftlich wahrzunehmende und (ernsthaft) zu prüfende Vorgehensweise zu etablieren. Die von Bühl unterstützte Idee einer Synthese zwischen Natur- und Geisteswissenschaften im Sinne einer einheitlichen Erfahrungswissenschaft bildet dafür den erkenntnistheoretischen und methodologischen Untergrund.

13.1 Systemaufstellungen als Aktionsmethode

Die System- und Strukturaufstellungsverfahren von Insa Sparrer und Matthias Varga von Kibéd können als Aktionsmethode bezeichnet werden. Mit Hilfe von meist menschlichen RepräsentantInnen werden Systemelemente so angeordnet und in Beziehung zueinander gesetzt („aufgestellt“), wie es dem inneren Bild eines Kunden oder einer Auftraggeberin entspricht, um aus der Konstellation und den Bewegungen der Relationen im Aufstellungsgeschehen handlungsnah Beschreibungen von Wirkungszusammenhängen zum Beispiel in Organisationen und damit Hinweise zur Funktionsweise und Gestaltbarkeit organisatorischer Beziehungsgeflechte und Regeln zu gewinnen.

Das heißt, sowohl die „aufgestellten“ RepräsentantInnen für die gewählten Systemelemente wie die KundInnen und die „Gastgeberschaft“³ sind im Aufstellungs- und Erkenntnisprozess – auf eine mitunter höchst ereignis- und erlebnisreiche Art – aktiv. Selbst den in der Regel außen sitzenden BeobachterInnen des Aufstellungsgeschehens kommt im Sinne der sog. „repräsentierenden Wahrnehmung“⁴ beim Erkenntnisprozess keine rein passive Rolle zu, weil auch sie über das aufgestellte System und vergleichbare Muster in eigenen Organisationskontexten etwas erfahren und lernen können.

³ Wird in der Strukturaufstellungsschule synonym für die „Aufstellungsleitung“ verwendet.

⁴ Vgl. Sparrer/Kibéd 1998.

Dies ist der Grund, weshalb Systemaufstellungen bewusst im Rahmen von Personal- und Organisationsentwicklungsmaßnahmen genutzt werden sollten. Insbesondere als Simulationsverfahren für komplexe Situationen bergen sie das – durchaus zweischneidige – Potential eines Entwicklungs- und Managementinstruments (vgl. Rosner 2006, Rosselet/Pedrocchi 2006).

Bei der Verwendung von Aktionsmethoden wie der Systemaufstellung bei der Organisationsberatung und -gestaltung ist jedoch ebenso wie in der neueren Diskussion über den möglichen Beitrag der Sozialwissenschaften zum Wissensmanagement⁵ die Beschränkung auf rein analytische Beschreibungen aufgehoben und der Anspruch auf Mitgestaltung gesetzt worden. Die Aufgabe dieser (Selbst-)Beschränkung der Sozialwissenschaften auf ihre analytische Funktion und die Mitgestaltung sozialen Wandels durch soziologisch inspirierte Organisationsberatung im weiteren Sinne, mittels sozialwissenschaftlicher „Aktionsmethoden“ (wie szenische Verfahren in Anknüpfung an Jacob Morenos Schul- und Methodenrichtungen, Systemaufstellungen, Großgruppenmethoden usw.) im engeren Sinne erfordert eine umso gründlichere Reflexion: d.h. die Reflexion der Verwendungs- und Wirkungsbedingungen von Aktionsmethoden im Kontext geplanter Veränderungsprozesse und deren Konsequenzen für die (soziologische) Theoriebildung über sozialen Wandel. Jetzt bestünde die Chance, die bloße Verwendung von Aktionsmethoden⁶ zur Aktionsforschung⁷ auszubauen.

13.2 Der (Aufstellungs-)Gruppenkörper als Resonanzkörper für Systemzustände

Der Rückbezug von Systemaufstellungsarbeit und ihrer diversen methodischen Varianten⁸ auf Soziologische Theorie und Tradition ist vom Autor schon verschiedentlich an-

⁵ Vgl. etwa die Beiträge in profile. Internationale Zeitschrift für Veränderung, Lernen, Dialog. 13 07, 3-15 und Howaldt et al 2007.

⁶ Als Überblick über verschiedene Aktionsmethoden im beraterischen Alltag vgl. Lauterbach 2007.

⁷ Zu Grundzügen eines solchen Entwurfs am Beispiel der System- und Strukturaufstellungen vgl. Rosner 2007.

⁸ Diese reichen von den *soziometrischen* und *psychodramatischen* Anfängen Jacob Morenos über Virginia Satirs *Skulpturarbeit* und Bert Hellingers *therapeutischen Familienaufstellungen* bis zu den *Organisationsaufstellungen* der Heidelberger Schule (Weber 2000), Methoden wie das *Territorigramm* (Gester/Clement

gemahnt worden. So ist z.B. der Strukturaufstellungsansatz – immerhin der theoretisch wie methodologisch anspruchsvollste – philosophisch⁹, logisch¹⁰ und zum Teil psychologisch¹¹ gut begründet (Matthias Varga von Kibéd ist Professor für Logik und Wissenschaftstheorie an der Universität München, Insa Sparrer ist Psychologin mit eigener Praxis), doch vermisst man bisher eine systematische Verankerung in der soziologischen Theorie- und Forschungstradition. So sind die nahe liegenden Bezüge zur Formalen Soziologie eines Georg Simmel, Ferdinand Tönnies oder Leopold von Wieses ebenso wenig ausgearbeitet wie die möglichen Verbindungen der Strukturaufstellungsverfahren mit Anthony Giddens „Strukturierungstheorie“ (1988), obwohl die Dimensionen Raum und Zeit in beiden Konzepten eine prominente Rolle spielen.¹²

Aus der schon bei Simmel (1908) untersuchten Gestalt dyadischer und triadischer Beziehungskonstellationen ließen sich für die Aufstellungsarbeit wohl ebenso Anregungen beziehen wie aus Leopold von Wieses „Beziehungs- und Gebildelehre“ (1933), erlaubt dieses formale, abstrakte Konzept doch von Wieses zufolge, nahezu beliebige Inhalte aufzunehmen, was dem methodischen Prinzip des syntaktischen, deutungsarmen bis inhaltsabstinenten und systematisch ambigen Vorgehens der Strukturaufstellungen doch sehr nahe kommt.¹³ Gerade die systemische Aufstellungsarbeit aber sollte theoretisch und methodologisch nicht nur an Philosophie und Psychologie, sondern auch an die

2001), den *Systemischen Strukturaufstellungen* (Sparrer 2006) und den *Management-Constellations* praxisorientierter OrganisationsberaterInnen (Rosselet et al 2007).

⁹ Durch Rückgriff auf Ludwig Wittgensteins „Bildtheorie“ (1989), Charles Sanders Peirce „Zeichentheorie“ (1993) und die ökonomische Umdeutung des Schuldbegriffs mit Wurzeln bei Martin Buber (1994).

¹⁰ Durch Aufarbeitung und praktische Anwendung der Logik Charles Spencer Browns sowie Anleihen bei der „indischen“ Logik des Madhyamika-Buddhismus.

¹¹ Etwa durch Verwendung hypnotherapeutischer Sprachmuster nach Milton Erickson (1978) und die Umsetzung der Prinzipien lösungsorientierter Therapie und Beratung der Milwaukee-Schule nach Steve de Shazer (1996) und Insoo Kim Berg (2000).

¹² Auch Verweise auf Pierre Bourdieus „Theorie des sozialen Raums“ (1985) sucht man bei den Systemaufstellern, wo neben der Sprache des Körpers auch intensiv die „Sprache des Raumes“ genutzt wird, meist vergebens.

¹³ Als gute Zusammenfassung methodischer Prinzipien und Vorgehensweisen der Strukturaufstellungen vgl. Wresnik 2006.

Lehre von den Formen und Gestalten sozialer Beziehungen und Verhältnisse anschlussfähig bleiben, wobei eine aufstellungstechnisch nutzbare – sozusagen kanonisierte – „Beziehungs-Soziologie“ natürlich ebenso ein Desiderat bleibt.

Im Sinne der sozialwissenschaftlichen Anschlussfähigkeit des Aufstellungsverfahrens ist auch der mögliche Bezug auf Emile Durkheim und sein Konzept eines „Kollektivbewußtseins“ zu erwähnen. Denn nach Varga von Kibéd bezeichnet die repräsentierende Wahrnehmung die „Fähigkeit von Menschen, Beziehungsstrukturen fremder Systeme angemessen widerzuspiegeln“ (1998, 51). Dafür seien keine inhaltlichen, sondern nur syntaktische Informationen des betrachteten Systems notwendig. Der Körper wird dabei „... als Wahrnehmungsorgan für Strukturen eines fremden Systems“ gedeutet und genutzt (Varga von Kibéd 2000, 18). Dabei ist es nach der Strukturaufstellungs-Schule wichtig, „Inhalte der repräsentierenden Wahrnehmung nicht zu deuten, sondern die Repräsentanten nur nach Unterschieden zu fragen (Sparrer/Varga von Kibéd 2001, 8). Aus dem Zusammenspiel zwischen den (körperlichen) Empfindungen und Wahrnehmungen der StellvertreterInnen und dem aufgestellten Kundenanliegen entstehe dann die Simulation von Systemen.

Aufstellungen bilden Systeme quasi wie ein Modell ab und simulieren die Interaktionen und Befindlichkeiten in diesem System. Insofern können Aufstellungen als „(Gruppen-) Simulationsverfahren von Systemen“ gekennzeichnet werden, die die Sprache des Körpers und des Raumes nutzen.¹⁴ Als Simulationsverfahren sind Systemaufstellungen für die Sozialwissenschaften äußerst interessant, kann man doch insbesondere bei komplexen Situationen und Wechselwirkungen Systemzustände diagnostizieren, Handlungsoptionen ausloten, Probe handelnd experimentieren und Veränderungstendenzen prüfen.¹⁵

¹⁴ Wenn Aufstellungen Systeme wie ein Modell abbilden und damit Systemzustände modellartig simuliert werden können, so entspricht dieses Modellverständnis der Tradition der analytischen Wissenschaftstheorie: Theorien und Modelle sind konstruierte selektive Repräsentationen der als Realität bezeichneten Ausschnitte der Welt (Balzer 1997). Im Sinne des „strukturalistischen Theorienkonzepts“ Wolfgang Stegmüllers sind dabei Theorien und Modelle nach den Konstruktionsmerkmalen gleich zu setzen, wenngleich Theorien komplexer sind. Varga von Kibéd, wie Balzer Stegmüller-Schüler, hat dieses Modellverständnis vermutlich in die Entwicklung der Strukturaufstellungsverfahren übernommen.

¹⁵ Zu Systemaufstellungen als Diagnose- und Simulationsverfahren von Organisationswirklichkeiten vgl. Rosner 2006, 9ff.

Dass dabei dem überschaubaren Methodenarsenal der Sozialforschung ein rekonstruierendes wie mitgestaltendes Verfahren im Sinne einer Aktionsforschung hinzugefügt wird, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Insbesondere Matthias Varga von Kibéd hat die Auffassung vorgetragen, systemische Strukturaufstellungen seien als eine gemeinsame Wahrnehmungsleistung einer repräsentierenden Gruppe anzusehen und nicht so sehr als die individuelle Leistung der Aufstellungsleitung. Aufstellungen werden von ihm als eine Form der Sprache verstanden – als „transverbale Sprache“. Er meint damit eine gruppenspezifische, auf repräsentierender Wahrnehmung beruhende und die verbale wie nonverbale Sprache umfassende Sprache (Varga von Kibéd 1998).

Die `Sprache` einer Aufstellung ist also auch dann von den Beteiligten zu verstehen, wenn man vom aufgestellten System nichts Konkretes weiß oder gar verdeckt ohne jegliche inhaltliche Informationen gearbeitet wird. Die transverbale Sprache entsteht nur im Zusammenwirken der Aufstellungsgruppe, also aus dem Umstand, dass die aufgestellten Gruppenmitglieder als eine Art Resonanzkörper des simulierten Systems und seiner Eigenschaften zu wirken scheinen. Varga von Kibéd spricht mitunter auch vom „Gruppenkörper“ bzw. von der (Aufstellungs-)Gruppe als einem „Resonanzkörper“ eines fremden Systems.

Fasst man derart den Gruppenkörper als Resonanzkörper für Systemzustände, so könnte man in soziologischer Übersetzung diesen Gruppenkörper auch als Resonanzkörper für die von Emile Durkheim so bezeichnete „conscience collective ou commune“ auffassen. Für Emile Durkheim (1893, 1895) fungiert das Kollektivbewußtsein als die „Gesamtheit der Glaubensvorstellungen und Gefühle, die allen Mitgliedern derselben Gesellschaft gemeinsam sind“ als zentrale soziologische Kategorie. Die sozialen Tatsachen (fait social) bilden für ihn eine Wirklichkeit eigener Art, nur verständlich aus den „kollektiven Vorstellungen“ der Gruppe. So wäre zum Beispiel zu erklären, warum ein (aufstellender) Kunde hilfreiche Anregungen zur Veränderung durch die Aufstellung erfahren kann, weil das kollektive Bewusstsein von systemischen Ordnungsvorstellungen - also das Kollektivbewusstsein zum Beispiel davon, wie ein Organisationssystem `funktioniert` oder welche auch informellen Regeln eingehalten werden sollten – etwas anderes sein kann als die zunächst individuelle Konstruktion der Organisationswirklichkeit, die im „ersten Bild“ von KundInnen aufgestellt wird.

13.3 Methodische Diskussionen zwischen Konstruktivismus und Naturalismus

Folgt man der Struktur des Arguments, weist die von Varga von Kibéd vorgetragene Auffassung, Aufstellungen seien eine Art universeller Sprache, eine ähnliche Logik auf wie Durkheims Begründung der Eigenständigkeit der Soziologie als Wissenschaft, weil die transpersonale und transverbale Sprache des Gruppenkörpers – und nur im Zusammenwirken der (Aufstellungs-)Gruppe zu sprechende und zu verstehende Sprache – eine Realität sui generis begründet. Diese Wirklichkeit eigener Art, eben nur verständlich aus den „kollektiven Vorstellungen“ der Gruppe, ist demzufolge für Durkheim ja Gegenstandsbereich der Soziologie und nicht der Psychologie.¹⁶ Und unsere gesamte soziale Wirklichkeit baut sich nach Emile Durkheim letztendlich auf nichts anderem auf als auf Vorstellungen.

Die Bewegungen des Gruppenkörpers in der Aufstellungsarbeit können unter dieser Perspektive als eine Art aktiver¹⁷ Konstruktion unserer Vorstellungen über die Funktionsweise sozialer Beziehungsmuster, kultureller Regeln und Normen usw. gedeutet werden. Systemische Aufstellungen haben in der Regel ja nicht nur einen rein rekonstruierenden Charakter (z.B. im Sinne der Rekonstruktion impliziten Wissens oder informeller Regeln in einer Organisationskultur), sondern meist – durch die zu Probehandeln und Probedenken einladende Simulationsmethode – auch einen auslotenden, durch die Suche nach dem „stimmigen Bild“ experimentellen und konstruierenden Charakter.¹⁸ So lässt sich im Aufstellungsgeschehen oft schön „von Bild zu Bild“¹⁹ und Schritt für Schritt die Konstruktionsleistung im Prozess auf der Suche nach dem „Lösungsbild“ erkennen oder zumindest erahnen.

¹⁶ Vgl. auch Emile Durkheim, Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft, 1981.

¹⁷ Aktiv, aber nicht autonom, weil sie, wie noch zu zeigen sein wird, bestimmten Rahmenbedingungen und Einschränkungen unterliegen. Andererseits folgen die Bewegungen des Gruppenkörpers nicht passiv einem Automatismus, sind also keineswegs deterministisch zu denken.

¹⁸ Mit Tests, Stellungs- und Prozessarbeit werden dabei Entwicklungstendenzen geprüft und unterschiedserzeugende (gegenüber dem ursprünglichen `Problem`) Systemzustände in der Zukunft ausgelotet.

¹⁹ So der Titel bei Wresniks Darstellung der Systemischen Strukturaufstellungen (2006).

Ein Großteil der Systemaufsteller versteht sich im systemisch-konstruktivistischen Sinne, wobei sich nach Insa Sparrer (2001) in der Aufstellungsarbeit ein konstruktivistischer Zugang und ein phänomenologischer Zugang á la Hellinger keineswegs gegenseitig ausschließen. Aber den phänomenologisch inspirierten therapeutischen Familienaufstellungen Bert Hellingers wird doch eher eine normative Hinwirkung auf gesetzte Grundordnungen²⁰, eine konservative Ontologisierung im Sinne des „Anerkennens was ist“ und mithin ein dogmatisch-ideologischer Charakter vorgeworfen, von dem es sich zu distanzieren gilt.²¹

Dem Dilemma zwischen verlässlichen Interventionshinweisen in der Aufstellungsarbeit²² (fußend auf normativen Grundannahmen über die Funktionsweise sozialer Systeme) und dogmatischer Hypostasierung dieser Orientierungspunkte versuchen Varga von Kibéd/Sparrer mit der sog. „kurativen“ statt deskriptiven und normativen Auffassung der Ordnungsprinzipien für Systemerhalt und Funktionsweise von sozialen Systemen²³ zu entkommen.

Mit dieser kurativen Auffassung der Prinzipien ist gemeint, dass die Aufstellungsleitung angesichts einer Störung in einem System prüfe, ob der gegenwärtige Systemzustand versuchsweise als Ausdruck einer Verletzung einer der Grundannahmen oder der systemischen Ausgleichsprinzipien²⁴ rekonstruiert werden kann.

Die kurative Auffassung der Ordnungsprinzipien wird also als eine „Als-ob-Konstruktion“ angelegt, deren Verletzung Hinweise auf mögliche Interventionen bietet.

²⁰ Vgl. Groth 2004, 142.

²¹ Vgl. auch die Beiträge in Weber et al (2005) und die „offenen Briefe“ z.B. eines Arist von Schlippe an Bert Hellinger.

²² Und insbesondere in der Vermittlung der ‘Techniken’ an die lernenden SchülerInnen, die eine gewisse kanonisierte Form der Aufstellungsverfahren und eine systemische Interventionslehre aus didaktischen Gründen zu erfordern scheint.

²³ Vgl. zu den Annahmen über systemische Ordnungsprinzipien in der Strukturaufstellungsschule ausführlich Sparrer 2000 und mit Bezug darauf Varga von Kibéd 2000. Eine kritische Würdigung findet sich in Rosner 2007, 120ff.

²⁴ Zu den auf Bert Hellinger und die Idee der „transgenerationalen Solidarität“ bei Boszormenyi-Nagy (1973) sowie Martin Buber (1994) zurückgehenden Ausgleichsprinzipien vgl. zusammenfassend auch Wresnik 2006, 130ff.

Andererseits sollte die Aufstellungsleitung aus dem Umstand, so Varga von Kibéd/Sparrer (2005, 188), dass eine Intervention positiv gewirkt hat, keinesfalls in linearer Weise ableiten, dass sich die Störung im System deshalb entwickelt hatte, weil eine der Grundannahmen oder Prinzipien verletzt worden war. Alle bisher formulierten Prinzipien und Annahmen beruhten auf allgemeinen systemtheoretischen Überlegungen und sind als *heuristische* (Hervorhebung d. Verf.) Mittel zur Generierung geeigneter Unterbrechungen leiderzeugender Muster gedacht. (ebd., 182).

Die Frage, welchen methodischen und theoriebildenden Status diese „heuristischen Annahmen“ haben, bleibt aber nach wie vor: sind sie empirisch rekonstruierte Aussagen über die Funktionsweise sozialer Systeme, phänomenologisch erkannte, normativ gesetzte oder gar unbegründbare? Auch hier macht eine Rückschau auf Durkheim und ein vielleicht ungewöhnlich erscheinender Ausflug in den kritischen Naturalismus der sog. Neuen Sozialphysik Sinn, bevor im Anschluss an Bühls sozialökologische Interpretation des Wandels eine Verbindung seiner „mehrwertigen“ Soziologie-Vorstellung zur systemischen Strukturaufstellungsarbeit hergestellt wird.

Anzuknüpfen ist zunächst nochmals an Varga von Kibéds Begriff des „Gruppenkörpers“ und an die an Durkheim erinnernde Vorstellung, dass die Konstellation der (Systemelemente repräsentierenden) Einzelkörper zueinander als Resonanzkörper eigener Qualität fungiere – die „transverbale“ und „transpersonale“ Sprache einer Aufstellung sozusagen als Entität *sui generis*.

Trotz des Umstandes, dass insbesondere die systemischen Strukturaufstellungen die „Sprache des Körpers“ nutzen, wollen wir die Frage, ob der Körper immer authentisch sei oder auch „lügen“ könne, hier einmal beiseite lassen (vgl. Hahn 1988). Die Idee der körperlichen Resonanz von Systemzuständen in der Aufstellungsarbeit mittels „repräsentierender Wahrnehmung“ soll vielmehr auf einer anderen Fährte weiterverfolgt werden. Denn Körper wie Bewegungen des Körpers folgen ja auch mechanischen und physikalischen Gesetzmäßigkeiten. Wenn der Gruppenkörper also als Resonanzboden von simulierten Systemzuständen fungieren soll, zumindest in der Aufstellungsarbeit dafür in Anspruch genommen wird, liegt die Beschäftigung mit Fragen der sog. Sozialphysik und ihrer naturalistischen Fundierung nahe.

13.4 Durkheims soziale Physik als `Mechanik` sozialen Handelns

Gerade Durkheims Soziologie steht in der Tradition einer „sozialen Physik“, denn immerhin sind sein „Gesetz der moralischen Mechanik“ und eine „mechanische Solidarität“ zentrale Elemente seiner Theorie sozialer Integration. Prominentes Thema Emile Durkheims ist die Integration der Gesellschaft als Effekt einer gesellschaftlichen Moral und die neuerliche Beschäftigung mit Durkheim weist auf die Bedeutung der politischen Kultur oder einer „Zivilreligion“ (Bellah) für die Integration auch und gerade des modernen Staates hin.

Obwohl auch Durkheim von der Bedeutung der Rationalität in Wissenschaft und Politik überzeugt ist, sieht er dennoch soziale Integration nicht als Ergebnis einer rationalen Gesellschaftspolitik an. Soziale Integration ist für ihn nicht das Ergebnis eines „Vertrages“, sondern der Effekt einer eher emotional motivierten Identifikation mit einem Kollektiv. Das Kollektibewußtsein ist ein Bewusstsein erlebter Gemeinschaft, nicht ein Klassenbewusstsein der eigenen sozialen Lage und nicht ein aufgeklärtes Bewusstsein gesellschaftlicher Verhältnisse und der Möglichkeiten ihrer Veränderung.²⁵

Es geht auch nicht um emotionale und moralische Haltungen einzelner Individuen, sondern um einen sozialen Zusammenhang, der eine Solidarität in der und über die gesellschaftliche Praxis produziert und reproduziert. Die soziale Integration eines Staates, einer Gesellschaft oder eines Gemeinwesens bedarf einer Resonanz im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung, einem Bewusstsein, das zugleich moralischer Natur und tief in den alltäglichen Lebensvollzügen verankert ist.

Nicht `rational` sind also Durkheims Vorschläge in dem Sinne, dass sie ein großes Gewicht auf die emotionalen, sittlich-moralischen und religiösen Dimensionen eines Kollektibewusstseins legen. Seine „Mechanik der Solidarität“ impliziert eine Mechanik der Emotionalität, insofern sozialintegrative Beziehungen gerade nicht – so Durkheims zentrale These über die „vorvertragliche“ Basis sozialer Strukturen – auf mehr oder weniger rationalen Entscheidungen beruhen, sondern auf emotionalen Identifikationen mit Personen, Objekten und Personen.

²⁵ Wenig erstaunlich mutet vor diesem Hintergrund der Umstand an, dass sich Durkheim im Gegensatz zu Marx und Weber recht wenig um die konkreten politischen und ökonomischen Probleme moderner Gesellschaften gekümmert hat.

Durkheim entwickelte ein Paradigma für die Soziologie, dessen wesentliche Grundlagen eine naturphilosophische Einordnung sozialer Phänomene in einen kosmologischen Zusammenhang und eine an den Naturwissenschaften, nicht an den Geisteswissenschaften orientierte realistische Wissenschaftstheorie waren. Er vertrat eine „physiologische“ oder morphologische Theorie der Entwicklung. Der Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaften war für ihn – ebenso wie später für Walter Bühl – unhaltbar. In Abgrenzung von den Geisteswissenschaften lehnte Durkheim eine Erklärung der Gesellschaft aus der inhaltlichen Struktur von symbolischen Systemen wie der Sprache ab. Er suchte vielmehr umgekehrt in seiner Wissenssoziologie die symbolischen Gehalte aus der Struktur der Gesellschaft zu erklären.

Aber wie Freud sah er die Aufgabe der Wissenschaften darin, die Einheit der Natur wieder herzustellen, wie sie in den Mythen und Religionen sog. primitiver Gesellschaften noch vorhanden war. Durkheims Paradigma ist dabei stark von den Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts beeinflusst, insbesondere von der Physiologie und der Thermodynamik. Diese Tatsache fand in der Durkheim-Rezeption seit der frühen Interpretation von Talcott Parsons (1937) praktisch keine Beachtung. Die Renaissance seiner Soziologie erklärt sich für Pieper (1989) mithin aus dem Umstand, dass die Fortschritte in den Naturwissenschaften die Sozialwissenschaften zu einem neuen „Dialog mit der Natur“ (Prigogine/Stengers 1981) gezwungen haben. Aus der klassischen „physique sociale“ eines Auguste Comte mit der heute naiv anmutenden Hoffnung auf Vorhersehbarkeit menschlichen Handelns²⁶ entwickelte sich der Ansatz einer naturwissenschaftlich angeregten und aufgeklärten „Neuen Sozialphysik“.

13.5 Die Neue Sozialphysik als naturalistisches Paradigma

Sorokin (1931) verfolgte die „soziale Physik“ bis ins 17. Jahrhundert zurück und gestand Theoretikern wie Hobbes, Spinoza, Descartes und Leibniz zu, wertvolle Beiträge geleistet zu haben. Als die eifrigsten Protagonisten der Neuen Sozialphysik werden von Pieper (1989, 25) Naturwissenschaftler, Mathematiker, Biologen und Systemtheoretiker wie Prigogine, Haken, Bohm, Thom, Maturana, Capra, Jantsch und Zeeman aus einem „inter-

²⁶ Zur Konzeption sozialen Wandels als "physique sociale" und deren Problematisierung vgl. Bauernfeind in diesem Band.

disziplinären Niemandsland“ bezeichnet, die die Einsichten der modernen Physik – mehr oder weniger zurückhaltend – auf gesellschaftliche Probleme und Fragestellungen übertragen.

Aus der Sicht der heutigen Soziologie steht die Neue Sozialphysik naturgemäß im Verdacht, ein weiterer Physikalismus zu sein, d.h. ein ungerechtfertigter disziplinärer Imperialismus der Physik bzw. eine unkritische Übernahme physikalischer Versatzstücke in die Sozialwissenschaften. Allerdings ist die Neue Sozialphysik „sozial“(-wissenschaftlich) in dem Sinne, dass sie von einem relativ eigenständigen oder autonomen Gegenstandsbereich in Abgrenzung von anderen Wissenschaften ausgeht. Sie ist eine „Physik“ vor allem im Sinne eines wissenschaftstheoretisch und naturphilosophisch begründeten Verständnisses von Soziologie als Teilbereich einer einheitlichen Erfahrungswissenschaft.

Die Kennzeichnung des Paradigmas als „Physik“ bezieht sich also in erster Linie auf diese erfahrungswissenschaftliche Kultur, erst in zweiter Linie auf ihre Verbindung mit der Physik als spezifischer Disziplin bzw. mit einzelnen physikalischen Theorien.²⁷ Unter den Gründern der Soziologie als Disziplin hat insbesondere Durkheim eine naturalistische Position in diesem Sinne vertreten mit dem Ansinnen, naturwissenschaftliche Methoden auf die Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit anzuwenden und die „Natur des Sozialen“ bzw. die „Natur der Gesellschaft“ zu beschreiben.

Durkheim wurde damit zum Ahnherrn der großen Schule empirischer Forschung, aber er lebte in gewisser Hinsicht zu früh. Für die Begründung einer naturalistischen Soziologie hatte er noch nicht die naturwissenschaftlichen Theorien, die Wissenschaftstheorie und die Naturphilosophie zur Verfügung, die seinem Projekt zu Erfolg verhelfen konnten. Der wissenschaftstheoretische Streit über die Möglichkeit des Naturalismus in den Sozialwissenschaften kann sicherlich noch nicht als entschieden gelten. Immerhin hat der Naturalismus durch Thomas Kuhns (1967) Einführung der Wissenschaftsgeschichte und -soziologie in die Wissenschaftstheorie auch auf dieser Ebene an Bedeutung gewonnen.

Der Naturalismus vertritt die Auffassung, dass die Sozialwissenschaften als Erfahrungswissenschaften keinem anderen Wissenschaftsverständnis folgen können als die Natur-

²⁷ Im Falle der Neuen Sozialphysik entstammt die formale Kernstruktur der Theorie dynamischer Systemen und die Kernvorstellung im Wesentlichen der Analogie zur Thermodynamik (Pieper 1989).

wissenschaften.²⁸ Er ist jedoch nicht auf eine empiristische Wissenschaftstheorie festgelegt, denn der Empirismus findet sich in den Natur- und Sozialwissenschaften und er ist in beiden Bereichen gleichermaßen unhaltbar. Diese wissenschaftstheoretische Einsicht wurde nicht zuletzt in den Naturwissenschaften selbst gewonnen. Die wissenschaftstheoretischen Konsequenzen aus der Unterbestimmtheit unserer Theorien durch die Empirie, aus der Unmöglichkeit einer „reinen“ Beobachtungssprache, aus dem holistischen Charakter von Theorien, der keine isolierte Verifikation oder Falsifikation von einzelnen, empirischen Aussagen erlaubt, und die unaufhebbare Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt im Erkenntnisprozess werden auch in den Naturwissenschaften gezogen (vgl. Stegmüller 1979).

Richard Pieper bezieht sich mit seinem Entwurf einer Neuen Sozialphysik explizit auf die Position eines „Kritischen Naturalismus“ Bhaskars. Der kausale Charakter sozialer Strukturen zeige sich in der relativen Stabilität oder Autonomie gegenüber den Aktivitäten der Subjekte, ihr Einfluss mache ihren Realitätscharakter aus. Die strukturellen Einflüsse bzw. ihre motivierende Kraft seien ein erster Anlass, von einem „mechanischen“ Charakter sozialen Handelns zumindest in dem Maße zu sprechen, wie die situative Selektion von Alternativen durch den Kontext bestimmt wird. „Man kann weder sich selbst noch den sozialen Kontext in einer bestimmten Handlungssituation beliebig ändern ... Diese Bedingung des Handelns bezeichnet Bhaskar (1979) als Intransitivität, sie ist eine Voraussetzung für die Objektivierbarkeit der sozialen Phänomene und damit eine Grundlage des Kritischen Naturalismus“ (Pieper 1989, 31).

Die Neue Sozialphysik ist also erfahrungswissenschaftlich, aber nicht empiristisch. Sie ist naturalistisch, weil sie einen prinzipiellen Dualismus von Natur- und Sozialwissenschaften ablehnt. Sie geht von einer „Mechanik der Solidarität“ aus, ohne ein naiver Physikalismus zu sein. Sie bevorzugt ein kausales Erklärungsmodell, ohne deterministisch zu sein, weil selbstorganisatorische Strukturbildungen als auch Fluktuationen, nicht-lineare Dynamiken, Katastrophensprünge usw. durchaus vorstellbar sind.

Aber die Neue Sozialphysik geht von kontrollierenden und beeinflussenden Kontextbedingungen aus, als da insbesondere sind:

²⁸ Insofern sind auch die Einwände gegen einen *Naturalismus* bzw. die Verteidigung eines prinzipiellen Dualismus von Natur- und Sozialwissenschaften vom Vorwurf des *Physikalismus* zu unterscheiden.

- *Sozialökologischer* Kontext (räumliche, zeitliche und zahlenmäßige Bedingungen, z.B. das Volumen einer Gesellschaft im Sinne Durkheims);
- *Politisch-ökonomische* Strukturen;
- *Soziokulturelle* Symbolsysteme und die
- „Kontrolle durch *sozial-emotionale* Bindungen und Bannungen, d.h. über Identifikationen mit kollektiven Identitäten“ (Pieper 1989, 160).

13.6 Anregungen für die Aufstellungsarbeit

Für die Aufstellungsarbeit ergeben sich aus der Beschäftigung mit der Begründung der Soziologie durch Durkheim, der Neuen Sozialphysik und den dabei auftretenden methodischen Fragen durchaus Anregungen:

Bezeichnet man Durkheims Paradigma wegen seiner – auch aufstellungstechnisch interessanten – Fragen nach den Mechanismen sozialer Integration²⁹ und seinen Vorstellungen über einen morphogenetischen Strukturwandel in den Formen und Bedingungen von Solidarität und Moral als naturalistisches und sozialphysikalisches Paradigma, taucht auch die Frage nach seinem Verhältnis zu einer – vom Großteil der Systemaufsteller bevorzugten – konstruktivistischen Position³⁰ auf.

Für Konstitutionstheoretiker entsteht die Wirklichkeit im Akt der Erkenntnis. Naturalisten gehen dagegen von der Widerständigkeit und Beständigkeit der Realität aus. Bezogen auf das Problem der Zeit haben Naturalisten häufig Schwierigkeiten mit schnellen Prozessen, Konstitutionstheoretiker dagegen mit langsamen Prozessen in der Subjekt-Objekt-Beziehung. So stehen zum Beispiel in der Mikrophysik auch die Naturwissenschaften vor Problemen der Objektivierung, weshalb subjektivistische oder konstitutionstheoretische Positionen in der „Neuen Physik“ wie die Capras Anhänger gefunden

²⁹ Hinsichtlich einer Verbindung der (Neuen) Sozialphysik mit netzwerktheoretischen Ansätzen würde man wohl eher bei Georg Simmel fündig. Die Soziologie Simmels böte auch insofern eine Ergänzung des sozialphysikalischen Paradigmas, weil sie nach Pieper (1989, 18f) eher einen Zugang zur „Feinmechanik“ der Sozialintegration eröffnet und Ausgangspunkt einer genuin soziologischen Theorie der Emotionalität wäre.

³⁰ Gemeint ist hier nicht der „epistemische“ Konstruktivismus eines Niklas Luhmann, sondern der „radikale“ Konstruktivismus.

haben. „Andererseits“, so Pieper (1989, 33) „haben Konstitutionstheoretiker typischerweise Probleme mit konkreten historisch-gesellschaftlichen Prozessen und ihrem Einfluss auf die Subjekte, weil die Konstitution im kurzen Zeithorizont der subjektiven Gegenwart vorgestellt werden muss.“

Nicht der gesetzesartige Charakter macht aus Sicht des Kritischen Naturalismus ein Phänomen zum möglichen Objekt der Erfahrungswissenschaften, sondern der intransitive, objektivierbare Charakter der Zusammenhänge.³¹ Nicht die Eigenschaften der Subjekte und des Wissens sind somit für die Dinge konstitutiv, sondern die Eigenschaften und Relationen der Dinge legen fest, in welcher Form wir sie erkennen. Das gilt auch für soziale Phänomene.

Die vom naturalistischen Erkenntnisstandpunkt aus rekonstruierte Subjekt-Objekt-Beziehung erscheint als komplexer Prozess, worin das Subjekt als spezifische, reflexive Organisationsform in der Realität entsteht und sich relativ stabil erhält. Auch die Invarianz von Naturgesetzen gilt nur im Kontext dieses Prozesses als Struktur bzw. als Mechanismus in der Transformation von Strukturen. Die Soziologie wiederum wird aus dieser Sicht „zu einer Theorie der Strukturierung oder Strukturation (bzw. Destrukturierung) und Transformation relativ beständiger symbolischer Strukturen oder Relationen ...“ (Pieper 1989, 31f).

Was könnte das für die Aufstellungsarbeit bedeuten?

Wenn das Phänomen der repräsentierenden Wahrnehmung darin besteht, dass Menschen vor allem auch durch ihr körperliches Empfinden die Beziehungsstrukturen fremder Systeme angemessen widerzuspiegeln, dann schlagen sich die Veränderungen dieser Konstellationen in den „Bewegungen des Gruppenkörpers“ beim Aufstellungsgeschehen nieder. Bei der Nutzung von Strukturaufstellungsverfahren für die Simulation komplexer Systeme und Systemzusammenhänge ist daher nicht nur die Struktur des Aufgestellten interessant, sondern die Veränderung der Struktur über die Zeit, also die diachrone Perspektive einer Prozessbetrachtung.

Aus der Praxis der Aufstellungsarbeit kennt man das Phänomen, dass durch den bewusst schichtweisen Aufbau („Bild für Bild“), das sukzessive Umstellen der RepräsentantInnen und das Abfragen von deren Wahrnehmungen, sich Lösungsoptionen gleichsam von

³¹ Diese Intransitivität ist auch in den Naturwissenschaften keineswegs garantiert.

selbst eröffnen. Die Körperresonanzen der RepräsentantInnen geben den Anstoß.³² Erstaunlich und zugleich erklärungsbedürftig ist dabei, dass der „Gruppenkörper“ bestimmte „Bewegungen“ (im Sinne der Physik) macht, die bestimmten Gesetzmäßigkeiten, Ordnungsmomenten oder Regelmäßigkeiten zu folgen scheint. Die Bewegungen des Gruppenkörpers sind ja keineswegs beliebig, sondern entsprechen selbst im Falle sog. „autopoietischer Aufstellungen“ (nach Siegfried Essen 2003) einer gewissen `sozialen` Logik.

Aufstellungstechnisch ließe sich das so interpretieren, dass in den Köpern der aufgestellten RepräsentantInnen eine Vielzahl raum-zeitlicher Strukturen und Relationen ebenso „inkorporiert“ (im Bourdieu'schen Sinne) sind wie soziokulturelle und moralisch-emotive Faktoren und dass die Bewegungen des Gruppenkörpers im Aufstellungs-geschehen den „Möglichkeitsraum“³³ tragfähiger Subjekt-Objekt-Beziehungen ausloten.

Mit Pieper wiederum ließe sich bei den durch die Bewegungen des Gruppenkörpers repräsentierten Systemzuständen, Strukturen und Relationen von einem mechanischen Charakter sozialen Handelns zumindest in dem Maße sprechen, wie die situative Selektion von Alternativen durch den Kontext (mit-)bestimmt wird, also durch vor allem sozial-ökologische, politisch-ökonomische, soziokulturelle und sozial-emotionale Faktoren. In seiner Neuen, einem kritischen Naturalismus ebenso wie einer einheitlichen Erfahrungswissenschaft verpflichteten Sozialphysik wäre das die Berücksichtigung von Raum, Zeit und Zahl in der sozialen Morphologie, sowie die Untersuchung des Zusammenhangs von Zeitgeographie und Sozialstruktur in der „sozialgeographischen Diskussion“ (Pieper 1989, 220ff).³⁴

³² Aufstellungen werden durch dieses Vorgehen nach der Strukturaufstellungsschule (und in Abgrenzung zur Aufstellungsarbeit nach Bert Hellinger) von den eigenen Ansichten und Deutungstendenzen der RepräsentantInnen unabhängiger gemacht.

³³ Ein von Matthias Varga von Kibéd mit Bezug auf Ludwig Wittgenstein häufig genutzter Begriff, mit dem das Ziel der Aufstellung als Simulationsverfahren im Sinne eines erweiterten Handlungsspielraums durch ein verändertes inneres *Bild* benannt wird: „Wir arbeiten an der *Form*, der Möglichkeit der *Struktur*, und ändern den Möglichkeitsraum für die Aufstellenden“ (zitiert bei Rosner 2006, 10).

³⁴ Ein weiterer interessanter Aspekt selbstorganisatorischer Strukturbildung besteht darin, dass *endogene* Prozesse und Mechanismen gegenüber *exogenen* Selektionsprozessen oder Umwelteinflüssen im Vordergrund zu stehen scheinen, was eine Präferenz der Neuen Sozialphysik für eine *morphologische* und

13.7 Böhls systemökologische Interpretation sozialen Wandels und deren Bedeutung für die Systemaufstellung

Pieper attestiert der Soziologie vor nun 20 Jahren eine eigentümliche Haltung gegenüber Durkheim: „Er ist einer der anerkannten Gründungsväter der Disziplin, man sollte ihn gelesen haben oder wenigstens zitieren können. Aber kaum ein Soziologe versteht sich heute als Durkheimianer in dem Sinne, wie es erklärte Weberianer, Marxisten oder Parsonianer gibt“ (Pieper 1989, 11). Auch Walter Bühl hätte sich einer solchen Zuordnung sicherlich entzogen, aber mit der „sozialgeographischen Diskussion“ und der sich als Raumwissenschaft wie als Gesellschaftswissenschaft verstehenden Sozialgeographie, die räumliche Formen und soziale Prozesse als zwei Seiten der gleichen Münze ansieht, konnte er durchaus etwas anfangen.

Bühl suchte ja nicht nur einen Ausweg aus der zweiwertigen, dichotomisierten Logik der Theoriebildung hin zu komplexeren, empirisch fundierten Verlaufsmodellen (1969), sondern verfolgte auch den Anschluss der soziologischen Theoriebildung an die Entwicklungen in den modernen Naturwissenschaften. Dazu gehörte nicht nur die Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Beiträgen in den Bereichen Allgemeine Systemtheorie, Kybernetik und Nichtlineare Dynamik, sondern eine intensive frühe Beschäftigung mit der Ethologie (1976) ebenso wie mit der „raumzeitlichen“ Koordination des sozialen Verhaltens (Bühl 1982, Kap. IV). In jenem umfangreichen Werk zu „Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens“ bemüht er sich um eine verhaltenswissenschaftliche Fundierung der Soziologie und erklärt Verhaltenslandschaften detailliert mit dem „Kuspen-„ oder „Schmetterlings-Modell“ Zeemans (1976).

Im Anschluss an dieses Grundlagenwerk lässt sich Böhls Positionierung gegenüber einer Soziologie des Wandels meines Erachtens am ehesten als systemökologischer oder ökosystemtheoretischer Ansatz bezeichnen und den Rest der 1980`er Jahre konzentriert er sich auf eine ökosystemtheoretische Revision der Wissens- und Kulturosoziologie (vgl. Bühl 1984a, 1984c, 1986a, 1987a, 1987b, 1987d).

Das ökologische Paradigma in der Soziologie unterscheidet sich nach Bühl (1980, 1981) gegenüber der älteren Sozialökologie (als Spezialzweig der sozialen Morphologie Emile

morphogenetische Betrachtungsweise interner Strukturbildungsprozesse gegenüber einer funktionalistischen Evolutionstheorie nahe legt.

Durkheims) und Biosoziologie (bis hin zum ideologischen Sozialdarwinismus) durch seinen Verzicht auf eine simplifizierende organizistische Analogiebildung. Wiewohl das Paradigma auch Anleihen bei einer kybernetisch inspirierten Biologie nimmt, geht es doch primär um eine den Menschen umfassende Ökologie, die nicht nur die Produktion, Zirkulation, Transformation und Speicherung von Energie, Materie und Information durch physikochemische und biologische, sondern auch durch soziale, und kulturelle Prozesse erfasst (vgl. Bühl 1986b, 371).

Gegenüber einer reduktionistisch vorgehenden Soziobiologie (Wilson 1975, Lumsden/Wilson 1981, kritisch Bühl 1984c), die das Sozialverhalten durch eine „Strategie der Gene“ erklärt, fordert Bühl für eine neu zu schaffende Humanethologie also die explizite Berücksichtigung von sozialen Organisationsformen, Verhaltensinstitutionalisierungen und kulturellen Normen hinsichtlich ihrer Rückwirkungen auf die biogenetische Selektion. Diese neue „Superwissenschaft“ hätte unter der gleichen ethologischen und ökologischen Perspektive die Disziplinen Sozialgeographie, Soziologie und Politikwissenschaft, Ökonomie, Psychologie und Anthropologie miteinander zu verbinden. Um ihr ein tragfähiges theoretisches Fundament zu geben, ist Bühl der Rückgriff auf „die fortgeschrittensten Vorstellungen der Kybernetik und der Systemtheorie gerade gut genug“ (1986b, 366). Ihm geht es denn auch um eine ökologische Revision der soziologischen Systemtheorie, um deren Umbau zur Ökosystemtheorie, um damit einen angemessenen disziplinären Beitrag zur Entwicklung einer allgemeinen Systemökologie zu leisten.³⁵

Der Rückgriff auf kybernetische Modelle fortgeschrittenen Stadiums (nach Taschdijan 1976, Busch 1978 und Busch/Busch 1981) ist an anderen Stellen dieses Bandes thematisiert worden, so dass hier mit Bezug auf die Systemaufstellungsarbeit nur die fünf von Bühl idealtypisch voneinander unterschiedenen Bewegungsformen zitiert werden, um die Dynamik komplexer Systeme beschreiben zu können. Diese lassen sich zwischen den beiden Polen großer Regularität auf der einen Seite und stärker ausgeprägter Variabilität bzw. Irregularität auf der anderen Seite ansiedeln:

Am Extrempol großer Regularität liegt die Bewegungsform der *Oszillation* (1) um einen festgelegten Gleichgewichtspunkt (Kybernetik I des Thermostatenmodells). Dem Oszillationsmodell kommt bei der Beschreibung dynamischer Ökosysteme nur vergleichsweise geringe Bedeutung zu.

³⁵ Vgl. dazu ausführlich auch den Beitrag von Felix Tretter in diesem Band.

Dies gilt auch für die Katastrophendynamik am Gegenpol, bei der Systeme teilweise fest verblockt sind bei gleichzeitig sehr loser Verkoppelung anderer Komplexe. Diese ungünstige Kombination starrer und loser Koppelung verhindert einen flüssigen Übergang in andere Systemzustände, führt zu Stockungen und schließlich zu sprunghaften, mitunter katastrophalen Veränderungen. Diese auch als *Gradientendynamik* (2) bezeichnete Form des Wandels kann jedoch auch anastrophischen Charakter besitzen und etwa zum – sprunghaften – Kulturaufschwung führen (vgl. Bühl 1987a).

Auch beim Wandlungstyp der *Fluktuation* (3) ist die Variabilität zu einseitig in Richtung loser Verbindungen ausgeprägt. Fluktuierende Systeme neigen daher zu einer Dissipation ihrer Elementareinheiten. Durch die zu starke Entkoppelung der Einzelkomplexe entfernen sich diese Systeme weit von den ihnen zugänglichen Gleichgewichtszuständen – bzw. Formen des „Ausgleichs“, könnte man (aufstellungstechnisch gesprochen) hinzufügen. Ist die Entkoppelung zu weit fortgeschritten, können die dadurch ausgelösten Turbulenzen nicht mehr durch Straffung vermieden, sondern nur noch durch den Übergang zu einem neuen Gleichgewicht aufgefangen werden.

Im Unterschied zur Katastrophen- und Fluktuationsdynamik repräsentiert die Zyklensbildung eine vorteilhafte Mischung von lockerer und fester Verkoppelung. Während die Elemente innerhalb der relativ abgeschlossenen und relativ unabhängig voneinander sich entwickelnden Subsysteme dicht gekoppelt sind, ist die Koppelung zwischen den Subsystemen selbst nur lose (gute Kombination zwischen starker Intra-System- und schwacher Inter-System-Koppelung). Dadurch entsteht ein polystabiles System mit mehreren möglichen Gleichgewichtszuständen, die sukzessiv – je nach Dominanz des einen oder anderen Subsystems bzw. je nach Umweltgegebenheit – angesteuert werden können.³⁶ Nach Bühl (1986c) tritt die *Zyklensbildung* (4) in zwei Formen auf: als Lebens- oder ggf. als Organisationszyklus bei Dominanz einer internen Kontrolle, oder als ökologische Sukzession. Gibt es keine wirksame Innenkontrolle (etwa durch ein genetisches Programm bei Lebewesen bzw. durch ein Organisationsprogramm), so übernehmen die Umweltbedingungen die Kontrollfunktion.

³⁶ Entspricht Kybernetik III der zielsuchenden und –setzenden Systeme, die mittels Symbolverarbeitung und Lernprozessen zu einer aktiven Umweltgestaltung fähig sind. Kybernetik III ist höherwertig als Kybernetik II, bei der z.B. bei genetisch adaptionsfähigen Systemen neben den negativen nun auch positive Rückkoppelungen vorgesehen sind (im Unterschied zur Kybernetik I des Thermostatenmodells).

Die *Evolutionsdynamik* (5) schließlich stellt einen seltenen Grenzfall dar. Sie bricht sich nur Bahn, insofern ein Netzwerk von Komponenten zirkulär geschaltet ist und wenn sich dieses Netzwerk gegenüber der Umwelt als eine abgegrenzte Einheit mit einem charakteristischen Eigenverhalten durch rekursive Prozesse behaupten kann.

Insbesondere die empirisch häufiger vorkommenden Bewegungsformen der Katastrophen- und Fluktuationsdynamik einerseits, der Zyklenbildung andererseits sind für die Systemaufstellungsarbeit auch methodisch und theoretisch interessant. So wird bei einer Abbildung der Gradientendynamik (2) klar, dass zwei beliebig eng benachbarte Entwicklungspfade von einem Startpunkt zu unterschiedlichen Endpunkten, also Anastrophe oder Katastrophe³⁷ führen können – und zwar unter fast gleichen Randbedingungen. So lässt sich in der Aufstellungsarbeit die Erfahrung machen, dass oft schon ein leicht veränderter Blick- oder Stellungswinkel genügt, damit das Aufstellungsgeschehen – von „Bild zu Bild“ – sich in die eine oder andere Richtung entwickelt. Es sind mithin winzige Unterschiede, die bezüglich der verschiedenen Entwicklungspfade einen Unterschied machen können, und die entscheidend dafür sind, ob es in Richtung „Lösungsbild“ geht oder z.B. um eine Reproduktion oder gar katastrophenartige Verschlechterung des Problemmusters, wobei die Veränderungen häufig einen „sprunghaften“, nicht-linearen Charakter im Sinne der Gradientendynamik haben. Aber nicht nur in der Stellungsarbeit, sondern auch in der sog. Prozessarbeit sind solche ‚Wegscheiden‘ zwischen Ana- und Katastrophe erfahrbar und systemtheoretisch rekonstruierbar.

Die praktische Bedeutung der Fluktuationsdynamik (3) und der Zyklenbildung (4) für die systemische Aufstellungsarbeit und Beratung dürfte z.B. wegen der erwähnten Lebens- und Organisationszyklenmodelle noch evidenter sein.³⁸ Auch hat Walter Bühl die damaligen Versuche des Autors, den systemökologischen Ansatz auf die Führungs- und Managementlehre anzuwenden und mit der am Betriebswirtschafts-Lehrstuhl Werner Kirsch anzutreffenden Konzeption einer evolutionären Unternehmensführung zu vergleichen (vgl. Knyphausen 1988) stets wohlwollend unterstützt.

³⁷ Die katastrophische Variante der Gradientendynamik verläuft dabei krisenförmig und ist durch einen weitgehenden Steuerungsverlust gekennzeichnet.

³⁸ Vgl. etwa die Berücksichtigung biographischer Lebenslinien nach Lievegood im Coaching (Vogelauer 2001, 44f), betrieblicher Lebenszyklen im Human Resource Management (Rimser 2006, 135ff) oder die Annahme typischer Phasen, Krisen und Verzweigungen in der Unternehmensentwicklung bei der Strategieberatung.

Für Bühl war die Zyklizität von sozialem Wandel und die Bedeutung gesellschaftlicher Fluktuationen für Zustandssprünge von besonderem Interesse (Bühl 1990). In Hinblick auf die Steuerungsmöglichkeiten komplexer und dynamischer Gesellschaften sieht er folgerichtig eine Aufgabe für soziologische Systemtheorien. Seine Arbeit mündet daher letztlich in eine systemische Ethik, die sich am Begriff einer „Design-Verantwortung“ für Soziale Systeme festmachen lässt (Bühl 1998) – eine Gestaltungsaufgabe, der sich auch die Organisationsberatung mittels Systemaufstellung nicht entziehen kann. Die übergreifende wissenschaftliche Perspektive, die sowohl soziale wie auch natürliche Systeme in einem integrativen Blick erfasst und den Zusammenhang zwischen Systemgeschichte und Systemplanung herstellt, ist dabei für Bühl die Systemökologie. Eine besondere Herausforderung bildet dabei die „systemökologische“ oder „ökosystemtheoretische“ Konzeption der Evolutionsdynamik (5).

Die Bedeutung von Analogien in der Wissenschaft wird häufig unterschätzt. Analogien können sich auf das Verständnis beider Seiten auswirken. Sie bergen im Sinne einer Überinterpretation oder Reduktion aber auch Risiken. Bühl warnt denn auch verschiedentlich davor, die Analogie zwischen biologischer und soziokultureller Evolution zu überziehen. Streng genommen sei der Evolutionsbegriff biologischen Systemen vorbehalten. Bei Kulturen und sozial organisierten Systemen könne man allenfalls von einer Quasi-Evolution sprechen (vgl. Bühl 1984b). Zudem nennt Bühl für die dynamische Fähigkeit eines Ökosystems eine Anzahl von Voraussetzungen. Wendet man diese Einschränkungen und Bedingungen einer Systemevolution in Gestaltungsprinzipien (durchaus auch im Sinne eines geplanten Organisationswandels), so ließen sich in aller Kürze etwa die folgenden Hinweise nennen.

Ökologisch anpassungsfähige Systeme

- sind nur lose bzw. variabel verkoppelte echte *Mehrebenensysteme* mit weitgehender Fähigkeit zu Selbstregulierung auf jeder Einzelebene (Subsidiaritätsprinzip als Voraussetzung für *Multistabilität*);
- besitzen eine *modulare* Ordnung (Modulbauweise), die es erlaubt, bei Ausfall einzelner Modulbausteine funktionalen Ersatz bei anderen Systemkomplexen zu finden;
- sind nicht hierarchisch, sondern *heterarchisch* aufgebaut mit *polyzentrischen* Aktionszentren, die ähnlich der Modulbauweise den Zweck haben, Funktions-

störungen einzelner Systemkomponenten kompensieren zu können (Dezentralisierung, Einbau von Redundanzen);

- folgen dem Prinzip des *Verzichts auf Mikrostabilität* zugunsten von *Makrostabilität* („globale Makrostabilität durch lokale Mikrostabilität“ nach Klein 1977);
- sind nicht zentral, sondern *ökologisch kontrolliert* und wandeln sich in einer Art ökologischer Sukzession (als einer Form von Zyklenbildung).

Diese Organisationsprinzipien eines flexiblen, umweltsensiblen und ökologisch anpassungsfähigen Systems lassen sich auch als Empfehlungen zur Gestaltung ebensolcher Sozialorganisationen deuten. Dabei hängt der Sinn solcher Gestaltungsempfehlungen natürlich auch ab von Größe, Beschaffenheit und Zweck der betrachteten Organisation – etwa davon, inwieweit eine wirksame Innenkontrolle möglich ist bzw. inwieweit beim Fehlen einer solchen Innenkontrolle die Umweltbedingungen die Kontrollfunktion übernehmen.

13.8 Fazit/Ausblick

Mit seiner verhaltenswissenschaftlichen, humanethologischen Fundierung der Soziologie, seiner ökologischen Revision der soziologischen Systemtheorie und schließlich mit seinem Entwurf einer allgemeinen Systemökologie hat Walter Bühl sich nicht nur der eindeutigen Kennzeichnung als Handlungs- oder Systemtheoretiker entzogen, sondern sich immer und bewusst im Grenzbereich zwischen Natur- und Sozialwissenschaften bewegt und sich selbst jenseits einer reduktionistischen Naturwissenschaft und den idealisierten Geisteswissenschaften verortet. Die alten Dichotomien (Gemeinschaft versus Gesellschaft, Idealismus versus Materialismus usw.) und eine dichotomisierende Denkweise waren ihm zugunsten einer prozessualen Sichtweise ebenso suspekt wie Annahmen einer linearen Entwicklungslogik etwa von der vor- zur postindustriellen Gesellschaft. Gotthard Günter (1978), auf den Bühl in seiner Kritik einer zweiwertigen Soziologie und der binären, zweiwertigen Codierung von Kommunikation etwa bei Niklas Luhmann oft Bezug nimmt (Bühl 1987c), spricht von einer vermittelnden „dritten“ Logik, die dem Oszillieren des wissenschaftstheoretischen Diskurses nach dem Entweder-Oder-Schema zwischen objektivistischer Naturwissenschaft und subjektivistischer Geisteswissenschaft entkommt.

Der Idee einer Synthese zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, könnte sich wahrscheinlich ein anderer Liebhaber der Nicht-Standard-Logik, Matthias Varga von Kibéd,

anschließen. Der deutsch-ungarische Professor für Logik und Wissenschaftstheorie und Mitbegründer der Strukturaufstellungsverfahren hat sich immer wieder mit Fragen der Veränderung und mit der Frage nach der Logik einer Entwicklung auseinandergesetzt. Da der Mitbegründer der Strukturaufstellungsverfahren bislang systemisch-konstruktivistisch sowie in den Kategorien Philosophie und Logik argumentiert, aber nicht systemtheoretisch in einem sozialwissenschaftlichen oder gar soziologischen Sinne, ist die experimentelle Deutung einer Verfung zwischen systemischer Strukturaufstellungsarbeit und Bühls mehrwertiger, nicht-linearer Wandlungskonzeption sicherlich ein Stück 'Übersetzungsversuch' oder gar Spekulation. Die auf den ersten Blick recht unterschiedlich anmutenden „Bewegungsformen“ (bei Bühl) bzw. „Arten grundlegender Veränderung“ (bei Varga von Kibéd 1995) sind jedoch auf den zweiten Blick durch ihr gemeinsames Interesse an der Nicht-Standard-Logik von Entwicklungsprozessen ausgezeichnet. Der zyklische und sprunghaft-nichtlineare Charakter einer Entwicklung in Bühls Soziologie des Wandels findet sich in der Strukturaufstellungsarbeit also ebensowieder wie die Form rekursiver Bewegungen in den „Wiederholungsschleifen“ des Tetralemma-Aufstellungsformats.³⁹ an Bühls systemökologische Interpretation der Evolutionsdynamik erinnert.

Die Arbeiten Walter Bühls zur Systemtheorie und zur Soziologie des Wandels auf die (anwendungsbezogene) Aufstellungsarbeit zur Simulation komplexer Systeme zu beziehen, wäre eine Art sozialwissenschaftlich inspirierter Erweiterung der bislang philosophisch-logischen und systemisch-konstruktivistischen Begründung der Strukturaufstellungsverfahren durch Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer. Im Gegenzug bekäme die wissenschaftlich betriebene Soziologie Zugang zu praxiserprobten Simulationsverfahren von Systemen und Modellbildungen komplexer Situationen.

³⁹ Das Tetralemma kann als eine Grundform Systemischer Strukturaufstellungen angesehen werden (Varga von Kibéd/Sparrer 2000, 2005) und bildet eine Struktur aus der traditionellen indischen Logik zur Kategorisierung von Haltungen und Standpunkten ab (Varga von Kibéd 1990). Als kanonische Aufstellungsform wird das Tetralemma vor allem in Fällen angewendet, in denen eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten zu treffen ist. Die Tetralemma-Aufstellung findet also Anwendung bei Dilemmata, schwierigen Entscheidungssituationen und bei der Vermittlung zwischen zwei Konfliktparteien.

Literatur:

- Balzer, Wolfgang (1997): Die Wissenschaft und ihre Methoden. Freiburg: Alber Verlag.
- Bhaskar, R. (1979): The Possibility of Naturalism: A Philosophical Critique of the Contemporary Human Sciences. Brighton, Sussex.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Boszormenyi-Nagi, Ivan (1973): Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Bindungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buber, Martin (1994): Das dialogische Prinzip. Gerlingen: Lambert & Schneider.
- Bühl, Walter (1969): Das Ende der zweiwertigen Soziologie. Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien. In: Soziale Welt, 20. Jg., H. 2, 163-180.
- Bühl, Walter (1970): Evolution und Revolution. Kritik der symmetrischen Soziologie (Habilitation). München.
- Bühl, Walter (1976): Ethologie und Politikwissenschaft. In: Zeitschrift für Politik, 23. Jg., H. 2, 135-156.
- Bühl, Walter (1980): Das ökologische Paradigma in der Soziologie. In: Harald Niemeyer (Hg.): Soziale Beziehungsgeflechte (Festschrift für Hans Winkelmann zum 65. Geburtstag). Berlin: Duncker & Humblot, 97-122.
- Bühl, Walter (1981): Ökologische Knappheit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bühl, Walter (1982): Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen: Mohr.
- Bühl, Walter (1984a): Die Ordnung des Wissens. Berlin: Duncker & Humblot.
- Bühl, Walter (1984b): Gibt es eine soziale Evolution? In: Zeitschrift für Politik, 31. Jg., H.3, 302-332.
- Bühl, Walter (1984c): Ein neues Paradigma oder ein neuer Mythos? In: Zeitschrift für Politik, 31. Jg., H.3, 333-341.
- Bühl, Walter (1986a): Kultur als System. In: Friedhelm Neidhardt und Rainer Lepsius (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, 118-144.
- Bühl, Walter (1986b): Soziologie und Systemökologie. In: Soziale Welt, 37. Jg., H.4, 363-389.

- Bühl, Walter (1987a): Kulturwandel. Für eine dynamische Kulturosoziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bühl, Walter (1987b): Kulturanthropologie und Systemtheorie. In: Werner von der Ohe (Hg.): Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin (Festgabe für Emerich K. Francis zum 80. Geburtstag). Berlin: Duncker & Humblot, 443-472.
- Bühl, Walter (1987c): Grenzen der Autopoiesis. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 39. Jg., H. 2, 225-254.
- Bühl, Walter (1987d): Über den Auf- und Abstieg von Zivilisationen. Versuch einer systemökologischen Reinterpretation. In: Sociologia Internationalis, H.1, 1-55.
- Bühl, Walter (1990): Sozialer Wandel im Ungleichgewicht: Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen. Stuttgart: Enke.
- Bühl, Walter (1998): Verantwortung für soziale Systeme. Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- De Shazer, Steve (1996): "...Worte waren ursprünglich Zauber." Lösungsorientierte Therapie in Theorie und Praxis. Systemische Studien Band 14, Dortmund: Verlag Modernes Lernen.
- Durkheim, Emile (1977): Über die Teilung der sozialen Arbeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag (franz. Original 1893).
- Durkheim, Emile (1965): Die Regeln der soziologischen Methode (franz. Original 1895).
- Durkheim, Emile (1981): Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Erickson, Milton H. et al. (1978): Hypnose. München: Verlag Pfeiffer.
- Essen, Siegfried (2003): Autopoietische Aufstellungsarbeit. In: Praxis der Systemaufstellung, H.2, 34-39.
- Gester, Peter W./Clement, Ulrich (2001): Territorigramm. Schweiz: Via Mala Verlag.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt: Suhrkamp.
- Groth, Torsten (2004): Organisationsaufstellung – ein neues Zauberinstrument in der Beratung? In: Gruppendynamik und Organisationsberatung (35), H.2, 171-184.

- Günther, Gotthard (1978): Idee und Grundriss einer Nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre Voraussetzungen, 2. erw. Aufl., Hamburg.
- Hahn, Alois (1988): Kann der Körper ehrlich sein? In: Gumbrecht, H.U./Pfeiffer, K.L. (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 666-697.
- Howaldt, Jürgen/Klatt, Rüdiger/Kopp, Ralf (2007): Neuorientierung des Wissensmanagements. Paradoxien und Dysfunktionalitäten im Umgang mit der Ressource Wissen. Köln: EHP.
- Kim-Berg, Insoo/Miller, Scott D. (2000): Kurzzeittherapie bei Alkoholproblemen. Ein lösungsorientierter Ansatz. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Klein, Burton H. (1977): Dynamic Evolutions. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Knyphausen, Dodo zu (1988): Unternehmungen als evolutionsfähige Systeme. Überlegungen zu einem evolutionären Konzept für die Organisationstheorie. München: Verlag Barbara Kirsch.
- Kuhn, Thomas (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Lauterbach, Matthias (2007): Aktionsmethoden. Heidelberg: Carl Auer.
- Lumsden, Charles J./Wilson, Edward O. (1981): Genes, Mind, and Cultures: The Coevolutionary Process. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Parsons, Talcott (1937): The Structure of Social Action. Glencoe, Ill.
- Peirce, Charles Sanders (1993): Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Pieper, Richard (1989): Die Neue Sozialphysik. Zur Mechanik der Solidarität. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Prigogine, J./Stengers J. (1981): Dialog mit der Natur. München.
- Rimser, Markus (2006): Generation Resource Management. Nachhaltige HR-Konzepte im demografischen Wandel. Leonberg: Rosenberger Verlag.
- Rosner, Siegfried (1990): Gesellschaft im Übergang? Zum Wandel von Arbeit, Sozialstruktur und Politik. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

- Rosner, Siegfried (2006): Systeme in Szene gesetzt. Organisations- und Strukturaufstellungen als Managementinstrument und Simulationsverfahren. Leonberg: Rosenberger Verlag.
- Rosner, Siegfried (2007): Systemaufstellung als Aktionsforschung. Grundlagen, Anwendungsfelder, Perspektiven. München und Mering: Hampp Verlag.
- Rosselet, Claude/Pedrocchi, Luigi (2006): Systemaufstellungen – für Managementkontexte neu formatiert. In: Praxis der Systemaufstellung 2/2006, 73-81.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin.
- Sorokin, P.A. (1931): Soziologische Theorien im 19. und 20. Jahrhundert. München.
- Sparrer, Insa/Varga von Kibéd, Matthias (1998): Wie Systeme Systeme wahrnehmen: Körperliche Selbstwahrnehmungen bei Systemischen Strukturaufstellungen. In: Milz H./Varga von Kibéd, M. (Hg.), Körpererfahrungen – Anregungen zur Selbstheilung. Zürich: Walter Verlag, 1998, 114-141.
- Sparrer, Insa (2000): Vom Familien-Stellen zur Organisationsaufstellung. Zur Anwendung Systemischer Strukturaufstellungen im Organisationsbereich. In: Weber (2000), 91-126.
- Sparrer, Insa (2001): Konstruktivistische Aspekte der Phänomenologie und phänomenologische Aspekte des Konstruktivismus. In: G. Weber (Hg.): Derselbe Wind lässt viele Drachen steigen. Systemische Lösungen im Einklang. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Sparrer, Insa/Varga von Kibéd, Matthias (2001): Systemische Strukturaufstellungen: die Simulation von Systemen, In: Lernende Organisation, Nr. 4, 6-14.
- Sparrer, Insa (2006): Systemische Strukturaufstellungen. Theorie und Praxis. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Stegmüller, Wolfgang (1979): Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Bd. II, Stuttgart: Kröner.
- Varga von Kibéd, Matthias (1990): Aspekte der Negation in der buddhistischen und formalen Logik. In: Synthesis Philosophica, H. 10, 581-593.
- Varga von Kibéd, Matthias (1995): Fünf Arten des radikalen Wandels. In: Blickpunkte 1/95, München: GC Graphic Consult (später in „Ganz im Gegenteil“).

- Varga von Kibéd, Matthias (1998): Bemerkungen über philosophische Grundlagen und methodische Voraussetzungen der systemischen Aufstellungsarbeit, In: G. Weber (Hg.): Praxis des Familien-Stellens. Beiträge zu systemischen Lösungen nach Bert Hellinger. Heidelberg: Carl-Auer Verlag, 1998, 51-60.
- Varga von Kibéd, Matthias (2000): Unterschiede und tiefere Gemeinsamkeiten der Aufstellungsarbeit mit Organisationen und systemischen Familienaufstellungen, In: Weber (2000), 11-33.
- Varga von Kibéd, Matthias/Sparrer, Insa (2000): Tetralemmaarbeit als eine Form Systemischer Strukturaufstellungen. In: H. Döring-Meijer (Hg.): Die entdeckte Wirklichkeit. Die systemisch-phänomenologische Arbeit nach Bert Hellinger. Paderborn: Junfermann Verlag.
- Varga von Kibéd, Matthias/Sparrer, Insa (2005): Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. 5. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Vogelauer, Werner (2001): Methoden-ABC im Coaching. 2. Aufl., Neuwied und Kriftel: Luchterhand.
- Weber, Gunthard (2000) (Hg.): Praxis der Organisationsaufstellungen. Grundlagen, Prinzipien, Anwendungsbereiche. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Weber, Gunthard et al. (2005): Aufstellungsarbeit revisited ... nach Hellinger? Mit einem Metakommentar von Matthias Varga von Kibéd. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Wiese, Leopold von (1933, orig. 1924-1928): System der allgemeinen Soziologie.
- Wilson, Edward O. (1975): Sociobiology. A New Synthesis, Cambridge. Mass.: Harvard University Press.
- Wittgenstein, Ludwig (1989): Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wresnik, Helmut J. (2006): Von Bild zu Bild ...Arbeiten mit Systemischen Strukturaufstellungen. Mit einem Vorwort von Matthias Varga von Kibéd. Norderstedt: Books on Demand.
- Zeeman, E. C. (1976): Catastrophe Theory. In: Scientific American 234/4, 65-83.

14 Reinhard Bauernfeind: Der erweiterte Kulturbegriff (Kultur als System) und die soziologische Verantwortung einer Zukunftsforschung bei Walter Bühl

14.1 Zum Verhältnis von Kultur und Gesellschaft

Die frühen Klassiker der Soziologie, namentlich Emile Durkheim und Max Weber, sind nach heutigen Maßstäben noch oder schon ausgesprochen kultursoziologisch vorgegangen, ohne diesen Begriff für die Bezeichnung ihrer Arbeit zu verwenden. Zur Zeit der Etablierung der Soziologie als akademische Disziplin an den Universitäten beschäftigten sich die Gründerväter noch mit dem "fait social total" - dem gesellschaftlichen Gesamtphänomen - und das hieß damals von dem Anspruch auszugehen, so unterschiedliche Phänomene wie Selbstmord, Arbeitsteilung, Religion, protestantische Ethik und Wirtschaftsleistung erklären zu können.

Erst danach hat sich die Soziologie vorwiegend und in zunehmendem Maße als reine Gesellschaftstheorie verstanden. Ihre Zielvorstellung war es, eine Theorie der Gesellschaft zu entwickeln; eine Theorie der Kultur stand nicht auf ihrem Programm. Gesellschaft wurde hierbei als Universalkategorie und Universalvoraussetzung menschlicher Existenzform begriffen, wobei in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlichste kulturelle Formen wie Religion, Wirtschaft, Technik usw. zu finden waren. Ja selbst in einer einzigen Gesellschaft oder Gemeinschaft fand man unterschiedlichste kulturelle Lebensweisen. Kultur wurde zur abhängigen Variable, die selbst erst über eine Theorie der Gesellschaft (als unabhängige Variable) erklärungsbedürftig wurde.

Als sich dieses Grundmuster in der Soziologie durchzusetzen begann, schlug die Geburtsstunde der frühen deutschen Kultursoziologie in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts.

Die damaligen Vertreter der Kultursoziologie, u. a. Max Scheler, Karl Mannheim, Hans Freyer, Alfred Vierkandt und der sich als ihr Begründer ausgebende Alfred Weber, scheinen die zunehmende Verzerrung und Vereinseitigung der Soziologie auf die ausschließliche Betrachtung von Gesellschaft oder Gesellschaftsstruktur mindestens intuitiv wahrgenommen zu haben und reagierten wohl auch deswegen entsprechend, wenngleich ihr Programm letztendlich scheiterte (Bühl 1987a, S. 1-58). Das für Durkheim und

Weber noch unmittelbar gegebene und unproblematische Begründungsverhältnis von Kultur und Gesellschaft wurde zusehends dem einseitigen Paradigma der Soziologie als Gesellschaftstheorie geopfert.

Die benachbarten Geisteswissenschaften hatten ähnliche Vorstellungen über den Zusammenhang von Kultur und Gesellschaft, gingen aber darüber hinaus von einer normativen Begründung von Kultur aus. Analog zur sozialen Schichtung einer traditionellen Gesellschaft bezeichnete man die darin existierende kulturelle Schichtung absteigend von der Hohen Kultur über die Bürgerliche Kultur zur Volkskultur. Die damit verbundene Bewertung von Kultur schrieb den einzelnen Schichten, Ständen oder Klassen eine spezifische Kulturalität oder Kulturfähigkeit zu. Mit dieser fest etablierten Wertung wurde die normative Konzeption von Kultur so fest verankert, dass sie das allgemeine Bewusstsein bis heute noch nicht wieder abgestreift hat. Demnach besaßen die herrschende Klasse, die reichen Bürger oder die gebildeten Akademiker mehr Kultur, während die armen und ungebildeten Bauern, Arbeiter und Handwerker über weniger oder gar über keine Kultur verfügten.

Dieses Grundverständnis über die Verfasstheit des sozialen Lebens, verbunden mit einer hierarchischen oder normativen Bewertung von Kultur, zeigt sich noch heute etwa in der universitären Auffächerung geisteswissenschaftlicher Disziplinen. So beschäftigen sich z. B. die Kunstgeschichte mit den schönsten und anspruchsvollsten bildlichen oder figürlichen Kunstwerken, die Musikwissenschaften mit den gelungensten und komplexesten Kompositionen der großen Meister und die Literaturwissenschaft mit den literarischen Werken der großen Geister. Nach wie vor stehen so die großen Schöpfungen einzelner „Genies“ der Kulturgeschichte im Zentrum der jeweiligen Geisteswissenschaft. Was dieser normative Kulturbegriff aber zu übergehen pflegt, sind die Leistungen von Randgruppen oder gar Unterschichten, die aber ebenfalls zum Bestand kultureller Schöpfungen der Kulturgeschichte beitragen. Die heute noch pejorativ gebrauchten Begriffe wie Volkskunst, Volksmusik, Volkspoesie mögen dies nur kurz andeuten.

Erst die sich komplementär zu den „hohen“ Geisteswissenschaften entwickelnde Ethnologie, Kulturanthropologie oder Volkskunde, die sich quasi den kulturellen Rest aneignete, entdeckte ein bislang unbekanntes, neues kulturelles Universum. Die in diesen Fächern entfaltete Sammeltätigkeit für „kindischste“ und „aberwitzigste“ Bräuche führte jedoch bald zu erstaunlichen Entdeckungen und damit verbunden zu einer neuen Kulturdefinition. So entdeckte etwa die Volkskunde, dass Mozart, Beethoven, Bartok und

viele andere in ihren Kompositionen auf volkstümliche Lieder oder Melodien zurückgegriffen, dass auch Literaten sich ebenso häufig in volkstümlichem Erzählgut und Schwänken bedient hatten wie bildende Künstler, so etwas Picasso und viele andere, aus dem Fundus volkstümlicher Überlieferungen und Formen. Damit war der aus der Klassik stammende Mythos bzw. Ideologie des einzelnen und unabhängigen Schöpfer-Genies zerstört. Kulturelle Produktion und Rezeption waren fortan ebenfalls nur mehr als gesellschaftsübergreifendes Phänomen, als ein systemischer Prozess verstehbar (Bühl 1987a, S. 59-87).

14.2 Der „erweiterte“ Kulturbegriff

Die mit diesen Erkenntnissen verbundene Neufassung des Kulturbegriffs wird in den genannten Fachdisziplinen als die Umstellung vom eingeschränkten auf den erweiterten Kulturbegriff bezeichnet. Letzterer begreift im Prinzip jede menschliche Äußerung als kulturell oder kulturbedingt. Dieser Wandel des Kulturbegriffs in der Ethnologie/Kulturanthropologie fand bekanntermaßen außerhalb und unabhängig von der allgemeinen Soziologie statt.

Dennoch wurde Kultur innerhalb der Soziologie von Anfang an weniger normativ bestimmt, im Gegenteil: Die Soziologie versuchte Kultur als Wert- oder Normensystem, aber eben als Subkategorie oder Subsystem innerhalb des Gesamtsystems Gesellschaft zu verankern. Seit dem Beginn der 80er Jahre geht der Trend in die entgegengesetzte Richtung. In zunehmendem Maße wird die Kulturkonzeption einer Gesellschaftskonzeption übergeordnet. Tenbruck schreibt:

"Die vielerlei Bedeutungen des Wortes Kultur ergeben sich aus einer gemeinsamen Wurzel, nämlich aus der Eigenart des Menschen als Kulturwesen. Leider haben die Sozialwissenschaften es vorgezogen, den Menschen als 'soziales Wesen' die Sinneseindrücke hinaus eine Welt von Bedeutungen zu schaffen. Deshalb ist unser Handeln nicht wie bei Tieren artspezifisch, sondern kulturell bedingt. (...) Denn Kultur – das ist die Grundbedeutung - umfasst alles, was durch menschliches Handeln entsteht und deshalb Bedeutungen enthält. Alle unsere Handlungen und deren Produkte – die materielle Kultur wie die sozialen Erscheinungen und die geistigen und die künstlerischen – sind Kulturererscheinungen. Unsere Soziabilität verwirklicht sich erst mittels sinnhafter

Bedeutungen und deshalb in der historischen Vielfältigkeit verschiedenartiger Gesellschaften und Kulturen“ (Tenbruck 1990, S. 26 f.).

Zweierlei ist an dieser von Tenbruck beschriebenen Umstellung kennzeichnend: einmal die Reorientierung der Soziologie an den Prämissen der Kulturwissenschaft und die damit verbundene Relativierung sozialwissenschaftlicher Positionen, sowie zum anderen die somit wieder ins Zentrum rückende Dimension kultureller Sinn- oder Bedeutungsgehalte.

Kultursoziologie befasst sich somit mit allen materiellen und immateriellen menschlichen Schöpfungen und deren sozialen Relationen, unabhängig von deren normativer gesellschaftlicher Beurteilung. Die thematische Spanne reicht also von T-Shirts bis zur Oper, von der Rockmusik und McDonalds bis zu Tschernobyl, vom Völkermord bis zur Mythologie und Werbung, vom Sport bis zum ordinären Spucken und Schnäuzen etc. Der Vergleich, der sich meist auf einen eng begrenzten Satz von soziokulturellen Variablen bezieht, kann synchron (inter- oder intrakultureller Querschnittsvergleich) oder diachron (Längsschnittvergleich, historische Analyse) angelegt sein. Für die Durchführung des Vergleichs stehen eine Reihe quantitativer und qualitativer Methoden, wie teilnehmende Beobachtung, qualitatives Interview, systematische Inhaltsanalyse, biographische Analyse, statistische Analyse, idealtypische Methode, strukturalistische Methode, phänomenologische Methode, hermeneutische Methode, semiotische Methode etc. zur Verfügung.

Für jede Analyse müssen eine dokumentierbare empirische Basis gefunden und die Wahl der Methode einerseits aus der Problemstellung, andererseits aus der Forschungslage begründet werden. Ziel der Analyse ist in der Regel die Gewinnung und Überprüfung empirischer Generalisationen bzw. Hypothesen zum kulturellen Wandel jedweder Art und Verlaufsform. Die möglichen Untersuchungsgebiete reichen von der Alltags- und Trivialekultur bis zur künstlerischen Produktions- und Rezeptionsforschung, oder von der Körper-, Wohn-, Ess-, Freizeit- und Unternehmenskultur bis zur Politischen Kultur und zum Vergleich von Nationalkulturen und interkulturellen Organisationen und Phänomenen (Bühl 1987a, S. 154-192).

Gegenüber der älteren Kultursoziologie ist das Paradigma der heutigen Kultursoziologie und der damit verbundenen Theorie durch zwei wesentliche Umstellungen gekennzeichnet: zum einen wird „Kultur“ der „Gesellschaft“ kategorial übergeordnet, d. h.

Kultur wird nicht aus einer bestimmten sozialen Organisation abgeleitet, sondern bestimmt selbst noch die Form sozialer Organisation, und zum anderen wird an Stelle einer Handlungstheorie zusehends eine Kommunikationstheorie als Bezugsrahmen gewählt (Kultur als Kommunikationssystem). Kultur erscheint so als Sinnhorizont oder Sinn-Ressource gesellschaftlicher Kommunikation, sowohl für Prozesse subjektiver Identitätsbildung als auch für Konflikt- und Konsensbildungsprozesse von und zwischen Gruppen und Gesellschaften.

14.3 Kultur als System

Systemtheoretisch betrachtet lässt sich Kultur als ein Mehrebenensystem und nicht als ein hierarchisches System begreifen. Entscheidend für die Wandlungsfähigkeit der Kultur ist gerade die lose Kopplung der Ebenen und Mechanismen, die einen zwanglosen Übergang von einem Gleichgewichtszustand zum anderen ermöglicht. "Lose gekoppelt" sind Systeme, deren Integration durch nur wenige und/oder schwache Variablen gesichert ist. Wenn auch lose gekoppelte Systeme ohne zentrale Kontrolle sind, so sind sie deswegen aber nicht einfach „unkontrolliert“, vielmehr sind sie „ökologisch kontrolliert“, d. h. die Aktivität des einen Subsystems wird durch die Aktivität der anderen Subsysteme begrenzt, indem über eine gemeinsame Ressourcenbasis und durch funktionale Verflechtung in Konkurrenz, Symbiose und Parasitismus miteinander direkt und indirekt verbunden sind. Kulturelle Systeme sind in diesem Sinne „heterarchisch“, d. h. sie bestehen aus mehreren voneinander mehr oder weniger unabhängigen Entscheidungs- und Kulturträgern, die zum Teil miteinander konkurrieren, zum Teil ohne Kenntnis voneinander oder Verständnis füreinander nebeneinander tätig sind. Hinzu kommt, dass kulturelle Subsysteme sowohl nach ihrem Inhalt wie nach ihren Grenzen in aller Regel nur vage und undeutlich verschwommen („fuzzy systems“) sind. Kulturelle Zusammenhänge sind relativ indeterminiert, d. h. eine gewisse Kontrolle ist wirksam, aber diese Kontrolle hat weder ein bestimmtes Ziel noch eine festgelegte Form. „Verschwommen“ ist nicht nur der Kontrollprozess, der nicht über Anweisungen und Direktiven läuft (auch wenn solche erteilt werden), sondern im Wesentlichen über Mythen, Interaktionsrituale, vage Wertvorstellungen, Attitüden und Prestigevermutungen; verschwommen ist auch die „Logik“ des Kontrollprozesses, die nicht einem definitiven Entweder-Oder, sondern nur mit einem unbestimmten Mehr-oder-Weniger, Sowohl-als-Auch, Weder-Noch, Besser-Als zu fassen ist. Verschwommen sind vor allem auch die sozialen Grenzen einer bestimmten „Kulturträgerschaft“ bzw. die sozialen Grenzen der „Kulturgläubigkeit“ einem

bestimmten Kulturkomplex gegenüber. Gerade in dieser Verschwommenheit oder Ambivalenz ist jedoch die immense Plastizität oder Adaptionfähigkeit des kulturellen Systems begründet: Stark verkoppelte und zentral kontrollierte Systeme würden im Falle einer Störung und einer notwendigen Wiederanpassung einerseits ein perfektes Wissen der Zentrale voraussetzen; andererseits wäre eine geradezu astronomische Zahl an Variablen, Parametern und Querverbindungen neu zu ordnen, so dass ein Wandel ziemlich unwahrscheinlich wäre bzw. nur eine Alternative von Stabilität und Zusammenbruch bestünde, während in einem lose verknüpften System sich vieles – wenn auch nicht „perfekt“ und nur vorübergehend – sozusagen von selbst ordnet.

Kulturen sind – als Ganzes und über einen langen Zeitraum gesehen – sogar erstaunlich stabil; doch geht es hier um das Prinzip der „Makrostabilität durch Mikrovariabilität“: gerade dadurch, dass es keine zentrale Kontrolle gibt, sondern viele interagierende, sich nur ökologisch kontrollierende Teileinheiten, die sich leicht umgruppieren und sich anders assoziieren können, bleibt die globale Stabilität des Gesamtsystems durch zahlreiche kleine und lokale Ausgleichsbewegungen gewahrt. Systeme hoher Komplexität mit großen Fluktuationen können geradezu „metastabil“ genannt werden; d. h. obwohl sie keinen festen Gleichgewichtspunkt oder -pfad aufweisen, sind sie sehr widerstandsfähig und durch Einwirkungen von außen und von innen nur schwer zu verändern. Das Problem der kulturellen Stabilität bzw. des Kulturwandels andererseits ist gerade die Verbindung dieser verschiedenen Momente, die so beschaffen sind, dass einerseits eine Kultur gegenüber veränderten Umweltbedingungen und Interaktionsanregungen offen und experimentierfreudig ist, dass sie andererseits aber auch in den Grundlagen stabil und konsistent genug bleibt, um in diesem Adaptionprozess nicht auseinander zu fallen (Bühl 1986b, Bühl 1987b).

„Kultur“ und „Gesellschaft“ werden bei Bühl damit weniger als unabhängige Entitäten und schon gar nicht als dichotome Gegensätze begriffen. Vielmehr versucht er „Kultur“ als Werte-, Sinn- oder Bedeutungs-System (als Struktur) und „Gesellschaft“ über die Theorien sozialen Wandels (als Prozess) zu analysieren und zu verstehen.

14.4 Theorien sozialen Wandels als „physique sociale“?

Soziologie nach dem Anspruch des Gründervaters Auguste Comte zu betreiben, „Savoir pour prévoir, prévoir pour pouvoir“ („Wissen, um vorherzusehen, vorherzusehen, um handeln zu können“), erscheint uns heute doch mindestens als antiquiert. Hat doch die

Frage nach der Vorhersehbarkeit menschlichen Handelns – der "physique sociale" – zu einer heftigen Auseinandersetzung um die wissenschaftstheoretische Fundierung der Soziologie überhaupt geführt. Hin- und hergerissen zwischen den Idealen der Natur- und Geisteswissenschaften wurde dieser Konflikt im sogenannten Werturteils- (20er Jahre) und Positivismusstreit (50er und frühe 60er Jahre) mustergültig durchexerziert.

Gotthard Günther geht aber noch einen Schritt weiter, wenn er behauptet, dass dieser Streit in der einen oder anderen Form die ganze abendländische Geistesgeschichte beherrscht habe. Seiner Meinung nach zeigt gerade das Oszillieren des wissenschaftstheoretischen Diskurses nach dem Entweder-Oder-Schema, dass sich dieser Diskurs selbst – wie die ihn bedingenden Antinomien – auf dem Boden der klassischen zweiwertigen Logik abspielen, und so nie gelöst werden können. Für ihn repräsentieren beide wissenschaftstheoretischen Positionen zwei unterschiedliche Logiken: eine objektivistische (Naturwissenschaft) und eine subjektivistische (Geisteswissenschaft). Diese Positionen können aber nur auf der Basis einer vermittelnden, "dritten" Logik integriert oder ineinander übersetzbar werden (Günter, 1978).

Als Reaktion auf den unfruchtbar zu Ende gegangenen Positivismusstreit (Adorno/Popper) wurde in der deutschen Soziologie am Ende der 60er Jahre ein neuer wissenschaftstheoretischer Diskurs gestartet, um doch noch ein tragfähiges Fundament für die sich wieder im Aufschwung befindenden Geistes- und Sozialwissenschaften zu schaffen. An dieser Diskussion (vgl. die Bände 19 und 20 (1968 und 1969) der Zeitschrift „Soziale Welt“), die man auch als „Negationenstreit“ bezeichnen könnte, beteiligten sich neben Gotthard Günther auch Walter L. Bühl (1969), Jürgen Habermas (1967, 1968) und Niklas Luhmann (1968). Doch während zu dieser Zeit eine mögliche wissenschaftstheoretische Lösung dieses Problems durch die Idee einer mehrwertigen Logik, wie sie von Günther für die Geisteswissenschaften vorgeschlagen und von Bühl für die Soziologie in Anlehnung an diesen angewandt wurde, aufkeimte, setzte sich in der bundesrepublikanischen Soziologie wiederum die gegenüber dem Positivismusstreit nicht wesentlich veränderte Kontroverse zwischen geisteswissenschaftlicher (Subjekt) und naturwissenschaftlicher (Objekt, hier System) Ontologie in der so genannten Habermas-Luhmann-Kontroverse (Habermas & Luhmann, 1971) in „alteuropäischer“ Tradition fort.

14.5 Soziologische Wandlungsmodelle (60er Jahre)

Auch bei der Analyse soziologischer Wandlungstheorien kam bei Bühl der Verdacht auf, dass die vorhandenen Theorieansätze, die sich oft einem großem Forschungsaufwand verdanken, weitgehend inhaltsleere Theorien produzierten, die als bloße Emanation der zugrunde liegenden Logik angesehen werden können. M.a.W., die innere Logik des Theorieaufbaus wird sozusagen nach außen gestülpt und unmittelbar in äußere Quasi-Beobachtungen umgesetzt; die gesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge scheinen wie selbstverständlich nach den gleichen simplen Prinzipien aufgebaut und die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse nach denselben linearen „Bewegungsgesetzen“ abzu- laufen, denen auch der Theorieaufbau folgt.

Diese - nur in etwas vorsichtigeren Verklausulierungen - auch später noch anzutreffenden Konstruktionen, in der "Gemeinschaft" und "Gesellschaft" sich gegenseitig abschließend einander gegenübergestellt werden, ist eine bloße Gedankenkonstruktion, die, indem sie lediglich den (auf jedes beliebige Begriffsmaterial anzuwendenden) Gesetzen der idealtypischen Polarisierung folgt, die entscheidenden Konstruktionsprinzipien der bisherigen Soziologie beibehält, nämlich die Eindimensionalität aufgrund einer angenommenen prästabilierten Harmonie oder eines vorgegebenen Antagonismus. Mit dieser Annahme der prästabilierten Harmonie bzw. Disharmonie aber ist jedes soziologische Problem auf ein logisches reduzierbar. Tatsächlich scheinen ja schon die beiden, immer wieder zur Grundlage der Theoriebildung genommenen, polaren Begriffe der „Gemeinschaft“ und der „Gesellschaft“, der „mechanischen“ und der „organischen“ Solidarität, der „militärischen“ und der „industriellen“ Gesellschaft, der „Assoziation“ und der „Klassengesellschaft“ nichts anderes darzustellen, als bloße Explikate der aristotelisch-zweiwertigen Logik von „Identität“ und „Diversität“. (Bühl 1969, S.167)

Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man versucht, die komplexen Verhältnisse der gesellschaftlichen Wirklichkeit zunächst einmal in der polaren Konstruktion von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ zu rekonstruieren. Allerdings darf man dabei den hypothetischen Charakter dieser Begriffsbildung nicht vergessen. Nimmt man diese exklusiven Begriffe aber als zureichende Beschreibung der gesamtgesellschaftlichen Wirklichkeit, so reduziert sich die folgende Theoriekonstruktion sehr schnell auf die Dichotomien der zweiwertigen Logik, auf die Dichotomie von Identität und Diversität, von Subjekt und Objekt, von Affirmation und Negation. Dieser Logik war, ausgehend von den Begriffen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“, „mechanischer“ und „organischer“ Solidarität usw., fast die gesamte Wandlungstheorie der 60er Jahre verfallen. In der direkten

Subsumtion einer dichotomischen Begriffsbasis unter die Gesetze einer zweiwertigen Logik konnte Bühl sechs logische Grundfiguren ausmachen:

1. Der positive Wertakzent wird auf "Gemeinschaft" gelegt.
2. Der positive Wertakzent wird (wie bei Weber, Parsons oder Smelser) auf "Gesellschaft" gelegt.
3. In der (industriell hochentwickelten) Gesellschaft ist der Begriff der (primitiven) Gemeinschaft impliziert: Gesellschaft impliziert Gemeinschaft.
4. Aus marxistisch-sozialistischer Sicht wandelt sich die spätkapitalistische bürgerliche Gesellschaft zur sozialistischen Produktionsgemeinschaft. In der "sozialistischen" Übergangsphase wandeln sich die antagonistischen Klassenverhältnisse in nicht-antagonistische Beziehungen, bis sie schließlich in der kommunistischen Endgesellschaft ganz aufgehoben werden. (Umgekehrtes Implikationsverhältnis zu 3.: Gemeinschaft impliziert Gesellschaft.)
5. Nur erstaunlich wenige Theorieansätze gehen von einem Verhältnis der gegenseitigen Implikation von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ aus. Hier kann der Wandel als mehrpoliger Prozess dargestellt werden.
6. Wenn man das dichotomische Schema durch die Wiederholung eines der Glieder zum dreigliedrigen Schema ausbaut, erhält man „zyklische“ Verlaufsformen (Bühl, 1969).

Dieser kurze Aufriss mag genügen, um anzudeuten, dass ein großer Teil der damaligen Wandlungsmodelle auf ein dichotomisches Grundschema reduzierbar war und dass dieses (natürlich vielfach variiere) Grundschema seine Plausibilität vor allem aus seiner direkten Subsumtion unter die Axiome der herkömmlichen zweiwertigen Logik bezieht. Eine Soziologie jenseits der bloßen Kombination von homogenen oder heterogenen Individuen zum reinen Modell der sympathetischen „Gemeinschaft“ oder der rationalen „Gesellschaft“, wie sie in den sechs analysierten Grundfiguren der Wandlungstheorien impliziert ist, kann jedenfalls nur durch die Zugrundelegung von „Dreiverhältnissen“ ausgebaut werden. Die „Zweierverbindung“, auf der wohl der größte Teil der damaligen Soziologie aufgebaut war, repräsentierte nur ein übermäßig reduziertes Grundschema, das das eigentliche soziale Moment ausschließt und deshalb immer wieder auf den Logizismus der zweiwertigen Logik zurückfällt (Bühl, 1969).

Damit erweisen sich die angegebenen Wandlungsformen als reine Derivate der zweiwertigen Logik, die empirisch-wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen sind. Das am Anfang der zweiwertigen Logik stehende Kommensurabilitätspostulat ist aber auch keine logische, sondern eine metaphysische und weltanschauliche Entscheidung. Dies zeigt sich noch einmal in den Annahmen über die „Finalität“ gesellschaftlichen Handelns, die wiederum zwischen Freiheit (vollkommener Offenheit) und Notwendigkeit (Kausalitätsprinzip) oszillieren.

So würde nun aber auch eine andere Zeitauffassung, die keine einfache „lineare“ Entwicklung des Vorher/Nachher postuliert, in der die Vergangenheit (über den kurzen Augenblick der Gegenwart) – quasi-mechanisch – zur Zukunft voranschreitet, eine andere methodologische Konzeption der Soziologie bedingen. Dabei ist die Auffassung, dass die Soziologie (und jede Wissenschaft) allein der Erklärung und Prognose von beobachtbaren Tatsachenzusammenhängen zu dienen habe – wobei „Explanation“ und „Prognose“ sich symmetrisch zueinander verhalten – sicher zu eng. Statt um die vollkommene systematische Ordnung aller gesellschaftlichen Erscheinungen einerseits und um die Erklärung und Vorhersage ganz spezifischer Beobachtungszusammenhänge andererseits, geht es in der Soziologie viel öfter um die Klärung von Alternativen innerhalb eines mittleren Bereiches, um die Ausarbeitung von Problemlösungen im Rahmen dieser beschränkten Alternativen und nicht zuletzt um die Kanalisierung unserer Erwartungen in Richtung der zu leistenden und leistbaren Problemlösungen. Diese beiden Seiten der Theoriebildung, die der „Erklärung“ und die der Artikulation von Erwartungen, schließen sich keineswegs aus, sie bedingen sich vielmehr gegenseitig (Bühl, 1972).

14.6 Kontingenz als Gegenstand der Zukunftsforschung

Durch diese geschilderten wissenschaftstheoretischen Probleme der Theorien des sozialen Wandels ist es offenkundig schwierig, aus diesen Modellen verlässliche Ableitungen zu gewinnen, die die weitere gesellschaftliche Entwicklung auch nur annähernd zutreffend einschätzen oder zu skizzieren erlauben – will man sich nicht allzu sehr in Utopien oder Ideologien ergehen. Diese Schwierigkeiten und unerschwellige Linearitäts- oder Kausalitätsauffassungen verhindern dann geradezu auch eine Beschäftigung mit gesellschaftlichen Zukünften. Ja, man ging/geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn man der Zukunftsforschung jegliche Wissenschaftlichkeit generell abspricht. Nach Meinung der Kritiker ist die Zukunftsforschung keine Wissenschaft, da sie keinen Gegenstand besitzt mit dem sie sich beschäftigt. Da die Zukunft nun einmal in der Zukunft liegt und

über die Zukunft keinerlei messbare oder überprüfbare Daten vorliegen - denn die würden ja in der Zukunft liegen - kann man auch keine „ernsthaften“ oder objektiven Aussagen machen. Dagegen argumentieren die Zukunftsforscher, dass sie sehr wohl einen Gegenstand besitzen, der überaus komplex sei und von ihnen „kontingente Realität“ genannt werde.

Der Begriff der Kontingenz ist in der heutigen soziologischen Systemtheorie ein zentraler Begriff und bezieht sich gewöhnlich auf die in einem System in einer bestimmten Situation zur Verfügung stehenden Verhaltensalternativen. Sie bezeichnet „das Maß an Freiheitsgraden der Verhaltenssteuerung: inwieweit sich ein System so, aber eben auch anders verhalten kann.“ (Willke 1982, S. 148) In nicht-deterministischen und nicht-linearen Systemen – und als solche muss man alle sozialen Systeme wohl ansprechen – ist damit die Erkenntnis der „Freiheitsgrade“ des Systems von zentraler Bedeutung für das Verstehen, die Erklärung und die Prognose dieser Systeme.

Dabei muss man die älteren systemtheoretischen Vorstellungen der System/Subsystem-Unterscheidung von Parsons oder der System/Umwelt-Unterscheidung von Luhmann hinsichtlich ihrer soziologischen Relevanz dergestalt relativieren, dass vor allem die Erkenntnis der „kontingenten Realität“ sozialer Systeme einen weitaus größeren Erklärungs- und Prognosegewinn versprechen. Mit anderen Worten, gerade das Wissen um die Kontingenz sozialer Systeme steigert ihre Erklär- und Prognostizierbarkeit. Durch die Unterscheidung und Feststellung von Kontingenz und Nicht-Kontingenz und die Bestimmungen kontingenter Möglichkeiten wird - entgegen der Formel Luhmanns (vgl. Bühl, 2000) – Komplexität eigentlich nicht reduziert, sondern im Gegenteil erhöht. Je differenzierter man Zukünfte einschätzen und ausmalen kann, desto angemessener wird die Systembeschreibung und -analyse wohl ausfallen; desto besser ist man auch in der Lage zentrale Variablen und kritische Phasen erkennen zu können.

14.7 Modellbildung und Simulation

Auch die immer noch gebräuchliche Unterscheidung von experimentellen und nicht-experimentellen Wissenschaften dient vor allem zur Unterscheidung von Wissenschaften hinsichtlich ihres möglichen Erklärungs- und Prognosegehalts. Die experimentellen Wissenschaften können durch wiederholbare Versuchsanordnungen nicht nur die damit erzielten Ergebnisse objektiv und intersubjektiv überprüfen, sondern darüber hinaus auch durch die bewusste Manipulation ihrer Versuchsanordnungen ihren Wissens- und

Erkenntnisfortschritt – quasi mechanisch – kumulativ steigern. Mittlerweile hat sich die Grenze zwischen den „harten“ experimentellen und „weichen“ nicht-experimentellen Wissenschaften aber verschoben. Galten noch bis in die 60er Jahre allein die klassischen Naturwissenschaften wie Physik oder Chemie als experimentelle Wissenschaften, so müssen heute etwa auch die Biologie (Gentechnik) und die Psychologie bereits zu den experimentellen Wissenschaften gerechnet werden. Im Fall der „weichen“ Sozialwissenschaften haben vor allem das Fehlen eines gemeinsamen Bezugssystems sowie die Unmöglichkeit der Durchführung von echten Experimenten einen Fortschritt in diese Richtung bislang verhindert. Mit unterschiedlichen methodischen und technischen Erfindungen wie Simulationen und Modellbildungen sind aber auch in den Sozialwissenschaften Quasi-Experimente möglich.

So lassen sich in der sozialwissenschaftlichen Komplexitätsforschung – unter Offenlegung der Konstruktionsbedingungen der dabei jeweils benutzten (Realitäts-) Modelle – nicht nur Erklärungen sowie Prognosen ableiten, sondern auch die Relevanz und Wirksamkeit einzelner Variablen und Parameter der benutzten Modelle testen und einschätzen bzw. beim Versagen von Erklärungen und Prognosen deren Fehlen erkennen. Die zunehmende Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels lässt die mit sozialwissenschaftlichen Methoden generierten Prognosen letztlich auch schneller, d. h. früher überprüfen. Für die Erstellung von dann später überprüfbaren sozialwissenschaftlichen Prognosen müssen die jeweils benutzten Prämissen und Parameter aber explizit offengelegt werden.

Die immer noch vorherrschende Trennung von empirischer und theoretischer Soziologie ist innerhalb der Zukunftsforschung auch nicht weiter aufrecht zu halten. Wer etwas – und sei es nur hypothetisch – über die Zukunft aussagen will, muss seine Modell- und Erklärungsgrundlagen (d. h. die zentralen Variablen und die Art ihrer Verknüpfung) sowie die vorhandenen Fakten (d. h. z.B. statistisches Material) darlegen und miteinander verknüpfen. So arbeitet z. B. die Szenario-Methode mit dieser Technik, indem sie die für einen bestimmten Sachverhalt relevanten Variablen explizit benennen muss und dann mittels unterschiedlicher Verknüpfungen wiederum explizit optimistischere bzw. pessimistischere Zukünfte entwerfen kann. Der Ertrag dieser Arbeit besteht darin, eines – meist gar nicht so fern – Tages erkennen zu können, ob die entscheidenden Variablen für einen bestimmten Sachverhalt erkannt oder vorausgesetzt worden sind und wie stark die jeweiligen Beeinflussungen/Wirkungen auf die einzelnen Bestimmgrößen dann tatsächlich waren.

14.8 Soziologische Zukunftsforschung

Bühls wissenschaftspolitische Versuche in den 70er und frühen 80er Jahre in Deutschland eine wissenschaftliche „Zukunftsforschung“ zu institutionalisieren, scheiterten leider.¹ Sein soziologisches Anliegen, sich aktiv an einer wissenschaftlichen Konstruktion der Zukunftsschau zu beteiligen, (vgl. Bühl, 1987c und Bühl, 1989) setzte er in einigen Buchveröffentlichungen beispielhaft um. So konnte er auf der Basis der „Theorie der Langen Wellen“ (Kondratieff) gesellschaftliche Zukünfte einschätzen und problematisieren: Wer hätte z. B. Mitte der 80er Jahre mit der baldigen deutschen Wiedervereinigung gerechnet? (Bühl, 1985) Oder: Wer hätte in der heißen Phase der Auseinandersetzung um die sogenannte Star-Wars-Technologie zwischen Ronald Reagan und Michail Gorbatschow an ein baldiges Auseinanderbrechen des Sowjetimperiums gedacht? (Bühl, 1986) Und: Welche Ordinarien gehen heute noch das Risiko ein, gesamtgesellschaftliche Diagnosen zu stellen (Bühl, 1992) und/oder Entwicklungsperspektiven einer Gesellschaft aufzuzeigen? (Bühl 1995)

Zukunftsszenarios, die die gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Diskussionen und Zielvorstellungen maßgeblich befruchten und vorantreiben können, bilden so eine neue Kulturtechnik, die den Einzelnen wie ganze Gesellschaften mit einer neuen Form (virtuellen) Wissens versorgen können. Sich aktiv und öffentlich an diesen (kontingenten) Konstruktionen wissenschaftlich zu beteiligen, war für Walter L. Bühl die unmittelbare Umsetzung und gleichzeitiger Ausdruck seiner persönlichen und soziologisch-wissenschaftlichen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft.

¹ In Deutschland existieren derzeit ca. 1500 staatlich geförderte Institutionen, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen und keine 10 Institutionen, die sich mit der Zukunft beschäftigen.

Literatur:

- Bühl, Walter L. (1969): Das Ende der zweiwertigen Soziologie. Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien. In: Soziale Welt 20, S. 163-180.
- Bühl, Walter L. (1972): Evolution und Revolution. Kritik der symmetrischen Soziologie. München.
- Bühl, Walter L. (1985): Eine Zukunft für Deutschland: Grundlinien der technologischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklung. München.
- Bühl, Walter L. (1986a): Das Ende der amerikanisch-sowjetischen Hegemonie? Internationale Politik im Fünften Kondratieffschen Übergang. München.
- Bühl, Walter L. (1986b): Kultur als System. In: Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 118-144.
- Bühl, Walter L. (1987a): Kulturwandel. Für eine dynamische Kultursoziologie. Darmstadt.
- Bühl, Walter L. (1987b): Kulturanthropologie und Systemtheorie. In: W. v. d. Ohe (Hg.): Kulturanthropologie: Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin – Festgabe für E.K. Francis. Berlin, S. 443-472.
- Bühl, Walter L. (1987c): Koordinierte Zukunftsplanung: Möglichkeiten und Grenzen. In: Freiheit der Wissenschaft 11, S. 7-12.
- Bühl, Walter L. (1989): Zwischen Offenheit und Richtungslosigkeit: Zur Situation der Zukunftsplanung in der BRD. In: Der Staat 28, S. 525-556.
- Bühl, Walter L. (1992): Deutschland im sozioökonomischen Systemvergleich: Diagnose und Entwicklungsperspektiven. Leverkusen.
- Bühl, Walter L. (1995): Wissenschaft und Technologie: An der Schwelle zur Informationsgesellschaft. Göttingen.
- Bühl, Walter L. (2000): Luhmanns Flucht in die Paradoxie, In: Merz-Benz, P.-U. & G. Wagner (Hg.): Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Systemtheorie von Niklas Luhmann. Konstanz, S. 225-256.
- Günther, Gotthard (1978): Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen. Hamburg, zweite erw. Aufl..
- Habermas, Jürgen (1967): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Tübingen.

Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M..

Habermas, Jürgen & Niklas Luhmann (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? Frankfurt/M..

Luhmann, Niklas (1968): Zweckbegriff und Systemrationalität. Tübingen.

Tenbruck, Friedrich H. (1990): Repräsentative Kultur. In: Hans Haferkamp (Hg.): Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt/M., S. 20-53.

Willke, Helmut (1982): Systemtheorie. Eine Einführung in die Grundprobleme. Stuttgart.

VIII Walter L. Bühl: Stellung und Funktion Bayerns in der Regionalen Dynamik des Europäischen Binnenmarktes¹

1. Das Problem der Regionalisierung

Die wirtschaftliche "Integration" der EG, mehr noch die politische Integration Gesamteuropas, verläuft ganz anders, als sich das die "Hohe Kommission" vorgestellt hatte: "Integration" bedeutet nämlich nicht notwendigerweise "Vereinheitlichung", sondern zugleich (oder mehr noch) *Differenzierung*, ja zeitweise sogar "Polarisation" und "Divergenz". Auch die "Einheitliche Europäische Akte" (EEA), die auf eine Zollunion abzielt und die vor allem einen Akt der "Deregulation" darstellt, der mehr Markt und mehr Wettbewerb ermöglichen soll,² wird nicht (oder jedenfalls nicht unmittelbar) zu einer Angleichung der Lebensverhältnisse in der EG führen; vielmehr ist es so, dass gemeinsame, gleiche wirtschaftliche Rahmenbedingungen, Rechtsvorschriften und technische Normen und Standards auch einen höheren Grad der funktionalen Differenzierung, d.h.: der vertikalen Arbeitsteilung, der Produktivität, ja auch der Unternehmenskonzentration und der räumlichen Agglomeration, ermöglichen oder vielleicht sogar erzwingen.

Diese Differenzierung erfolgt natürlich nicht gleichmäßig innerhalb der einzelnen Nationalstaaten, sondern sie wird vom "Standortwettbewerb" vorangetrieben, d.h.: vom

¹ Der uns dankenswerter Weise von Herrn Prof. Dr. Horst-Jürgen Helle zur Verfügung gestellte, bisher unveröffentlichte Originalbeitrag von Walter Bühl wurde von ihm für die Tagung „Kulturelle und politische Orientierungen im Europa der Zukunft“ im Sommer 1992 verfasst. Wenn man heute eine Aktualisierung des Artikels vornehmen würde, müsste man – abgesehen von der Verwendung des Wortes „Tschechei“ (heute Tschechien) – vor allem die Reform der Kohäsionspolitik thematisieren, denn spätestens seit der Lissabon-Strategie mit ihrer proaktiven Regionalpolitik und dem Instrument „OMK“ (Offene Methode der Koordinierung 2000) wird die regionale Vielfaltigkeit Europas stärker berücksichtigt – eine Entwicklung, die mit den Diagnosen Bühls von 1992 durchaus konform geht. Diese Einschätzung verdanken wir Maria Joao Filgueiras Rauch!

Für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck dieses Beitrages danken wir dem Bruder von Walter Bühl, Herrn Helmut Bühl!

² H.-E. Scharrer: Binnenmarktpolitik, S. 140, in: Jahrbuch der Europäischen Integration 1988/89, Bonn 1989, 132-142.

Wettbewerb der bereits bestehenden Standorte (mit all ihren Standortvorteilen oder -nachteilen) um die international mobilen Ressourcen an Gütern und Dienstleistungen, an Investitionskapital und an Humankapital.³ Diese Standorte nun bilden Cluster, die räumlich-funktional bedingt sind und sich nicht selten zu *Regionen* oder regionalen Wirtschaftsräumen gruppieren. "Regionen" aber sind nunmehr ein "transnationales" Phänomen, nicht nur insofern sie – in den Grenzregionen – über die Nationalstaatsgrenzen hinweggehen,⁴ sondern auch insofern, als sich auch innerhalb eines Nationalstaats bevorzugte und eigenständige Interaktionen herausbilden, die sich der nationalstaatlichen Kontrolle weitgehend entziehen. "Regionen" in diesem Sinn sind wirtschaftlich-funktional definiert, und sie haben nur gelegentlich (und bei großzügiger Interpretation) etwas mit historisch-kulturellen Regionen (wie z.B. Flandern oder Lombardei, dem Elsaß oder dem Tessin) zu tun. Die neu entstehenden "Euro-Regionen" sind vielmehr Großregionen neuer Art, die sich nicht nur in Verbindung mit der europäischen Integration, sondern auch mit der globalen Interdependenz herauszubilden beginnen, ohne dass jedoch ein Ende dieses Prozesses abzusehen und in absehbarer Zeit eine eindeutige politische Grenzziehung und aktive politische Gestaltung dieser Regionen zu erwarten wäre.⁵

³ Herbert Giersch: Thünen-Vorlesung, S. 3, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 110 (1990), 1-19.

⁴ U. Beyerlein: Dezentrale grenzüberschreitende Zusammenarbeit als transnationales Rechtsphänomen, in: Archiv des Völkerrechts 27 (1989), 286ff.

⁵ Feststellbar sind immer nur Merkmals-Regionen, die aufgrund eines Merkmals (z.B. Siedlungsdichte, Höhe des BIP, Grad der Arbeitslosigkeit) mehr oder weniger homogen sind, oder funktionale Regionen, die durch räumliche Verflechtungen infolge funktionaler Interdependenz (wie durch Migration, Arbeitspendelverflechtungen, Kapital- und Güterströme, Verkehrsaufkommen) definiert sind. Zu erwarten, dass es "Regionen" geben müsse, die darüber hinaus "Wesensganzheiten" darstellen, die nach allen denkbaren Merkmalen eine geschichtlich gewachsene, kulturelle oder soziopsychische Einheit darstellen würden ("ontologisches Regionenkonzept"), ist Illusion - oder Ergebnis einer politischen Propaganda, die ein normatives Regionenkonzept (ohne zureichende empirisch-deskriptive Absicherung) verkündet. Vgl. Manfred M. Fischer: Eine Methodologie der Regionaltaxonomie: Probleme und Verfahren der Klassifikation, S. 27 ff., in: Bremer Beiträge zur Geographie und Raumforschung, Heft 3, 1982. Bestenfalls sind Regionen als "offene Systeme" zu konzipieren, dann aber nur in der Spezifikation der funktionalen Konfiguration und ihrer einzelnen Schwellenwerte. Vgl. Dov Nir: Region as a Socio-Environmental System, Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 1990, 89-105.

Zunächst waren Regionen (sowohl für die nationale Raumplanung und Regionalentwicklung wie auch für den Regionalfonds der EG) nur "*Problemregionen*", d.h. vor allem: strukturschwache ländliche Räume wie vom Untergang bedrohte altindustrielle Gebiete, die seit der Reform des Strukturfonds 1988 durch drei Ziele definiert sind, nämlich durch die Förderung der Gebiete, die ein Bruttoinlandsprodukt pro Einwohner von 75% oder weniger des EG-Durchschnitts aufweisen; durch die Umstellung von Regionen mit rückläufiger industrieller Entwicklung und hoher Arbeitslosigkeit, insbesondere Langzeit- und Jugendarbeitslosigkeit; durch die Förderung des ländlichen Raums, insbesondere auch durch die Anpassung der Erzeugungs- und Vermarktungsstrukturen.⁶ Erst im Zuge der Verabschiedung der EEA wird klar, dass es auch umgekehrt wirtschaftliche Standorte und Industrieregionen mit hohem Wachstum und hoher Wettbewerbsfähigkeit, mit regionalen Innovations- und Entwicklungspotentialen gibt, die, von einer europäischen Zollunion begünstigt, ebenfalls raumwirksam werden können.⁷ Aber auch hier wird die Regionenbildung im Grunde noch als ein problematischer, vom Gesetzgeber nicht vorgesehener Vorgang angesehen. Erst mit den Beschlüssen von Maastricht wird mit einem "*Europa der Regionen*" ein normatives Konzept (jedoch vielfach ohne empirische Grundlage) propagiert, in dem das Subsidiaritätsprinzip als einklagbar anerkannt, den Ländern und Regionen ein Selbsteintrittsrecht zugestanden und ein Ausschuss der Regionen (mit 189 Mitgliedern) eingerichtet wird.⁸

Da die *funktionalen* (nichtadministrativen) Gebietsgliederungen (etwa nach Verdichtungsräumen und landwirtschaftlichen Gebieten, nach zentralörtlichen Verflechtungsräumen und Arbeitsmarktreionen) aber weitgehend international und interregional unvergleichbar und auch äußerst unvollständig sind, wird der Regionenbegriff in der Regel doch nur zu einem *administrativen* Begriff umdefiniert, der jedoch wiederum ganz unterschiedliche Verwaltungsebenen miteinander vergleicht, so in der alten Bundesrepublik in der Regel die Regierungsbezirke der Bundesländer (wie z.B. Oberbayern oder Mittelfranken), in

⁶ Kommission der Europäischen Gemeinschaften: Leitfaden zur Reform des Strukturfonds der Gemeinschaft, Brüssel 1989, 14.

⁷ M. Sinz/ W.J. Steinle: Regionale Wettbewerbsfähigkeit und europäischer Binnenmarkt, in: Raumforschung und Raumordnung 1989/1, 10-21

⁸ Wolfgang Renzsch: Europa der Regionen: Institutionelle Grenzen, aber politische Spielräume, in: Friedrich-Ebert-Stiftung, Hrsg.: Reihe Eurokolleg I, Bonn 1991.

der ehemaligen DDR jedoch meist ganze Bundesländer,⁹ in Frankreich die Departements, Luxemburg oder Irland aber als Ganzes.¹⁰ Auch die für die Bundesrepublik festgelegten "Raumordnungsregionen" stellen nur einen pragmatischen (theoretisch nicht begründbaren) Kompromiss aus funktionalen Kriterien, Verwaltungsgliederungen, historischen Kriterien und politischem Wunschdenken dar,¹¹ dessen wissenschaftliche (prognostische und explanatorische) Brauchbarkeit fraglich ist. Eine brauchbare Regionalstatistik sowohl für die räumlich orientierte Politik in Deutschland wie in Europa (auf der dann für alle aggregierbaren Basis von Gemeinden und Kreisen) muss erst geschaffen werden - es muss gewissermaßen erst ein neues Zeitalter der administrativen und nicht-administrativen Statistik beginnen,¹² bevor aussagekräftige Vergleichsuntersuchungen vorgelegt werden können. Das Problem der *Stadtregionen*, die in der Regel die dynamischsten Regionen sind, in denen sich der Großteil der wirtschaftlichen Aktivitäten abspielt, deren Probleme jedoch darin liegen, dass sie funktional weit über ihren administrativen Bereich hinaus wirken, ist bisher weitgehend unter den Tisch gefallen und wird - nach den bisherigen Planungen einer Regionalstatistik - auch in Zukunft kaum Beachtung finden.¹³ Ebenso sind aber auch die transnationalen Regionen, die über die Staatsgrenze hinausgreifen oder die - etwa durch die Tätigkeit multinationaler Unternehmen,

⁹ Zum Problem der Unvergleichbarkeit der DDR-Statistiken bzw. des Fehlens jeder föderativen Organisationsstruktur bzw. Regionalstatistik vgl. Egon Holder: Amtliche Statistik im vereinten Deutschland - Teil der europäischen Statistik, in: Allgemeines Statistisches Archiv 76 (1992), S. 20-33; Klaus Hanau: Wirtschaftsstatistik im vereinten Deutschland - einheitlich, zweigeteilt oder differenziert? In: Allgemeines Statistisches Archiv 76 (1992), 35-42.

¹⁰ Vgl. Peter Knoche/ Sabine Köhler: Neuere Entwicklungen in der Regionalstatistik, S. 208 f., in: Wirtschaft und Statistik 1992/4, S. 207-216; Robert Koll: Die Entwicklung der europäischen Regionen und Großstädte, S. 6, in: Ifo-Schnelldienst 1992, 17-18, 5-12.

¹¹ Wilfried Görmar/ Eleonore Irmen: Nichtadministrative Gebietsgliederungen und -kategorien für die Regionalstatistik, S. 388 f., in: Raumforschung und Raumordnung 1991/6, 387-394.

¹² Vgl. Hans-Peter Gatzweiler/ Helmut Janich: Zum regionalstatistischen Datenbedarf räumlich orientierter Politik in Deutschland, in: Raumforschung und Raumordnung 1991/6, 364-378; Günther Apel: Grundlagen und Perspektiven der Regionalstatistik in Deutschland, in: Raumforschung und Raumordnung 1991/6, 382-386; Joachim Recktenwald: Grundlagen und Perspektiven der Regionalstatistik in Europa, in: Raumordnung und Raumforschung 1991/6, 379-382.

¹³ G. Appel: Auswirkungen eines einheitlichen EG-Binnenmarktes auf die Organisation und das Management der Statistischen Ämter. In: Bund, Ländern und Kommunen, 88, In: Verband Deutscher Städtestatistiker: Jahresbericht 1990, Stadtmessungsamt Stuttgart 1991, 80-99.

Banken und Forschungsinstitute - weniger durch räumliche Nachbarschaftsbeziehungen als vielmehr durch eine funktionale (horizontale und vertikale) Arbeitsteilung definiert sind, unterbelichtet geblieben.¹⁴ Grenzübergreifende Arbeitsgemeinschaften wie die ARGE ALP oder die ARGE ALPEN-ADRIA¹⁵ sind demgegenüber nur Diskussionsforen und haben kein von den Nationalstaaten unabhängiges Gewicht.

Die Schwierigkeit einer allgemeingültigen Definition und Abgrenzung der Regionen gegeneinander liegt darin, dass sie oft *funktional latent* bleiben, d.h. lediglich durch die Kapital- und Warenströme, durch die Personalbewegungen und Dienstleistungen zwischen Unternehmen und Kommunen, Hochschulen und Dienstleistungszentren sichtbar gemacht werden können, während demgegenüber das *politische* Bewusstsein weit zurückgeblieben ist und vielfach überhaupt keine (unterstützende oder auch ausgleichende) politische Gestaltungsnotwendigkeit oder -möglichkeit gesehen wird. Zwar gibt es regionale politische Zusammenschlüsse wie z.B. die Randstadregion, den Kommunalverband Ruhrgebiet oder die Technologieregion Karlsruhe, doch diese reichen über eine interkommunale Kooperation nicht hinaus.¹⁶ Doch wenn es an der politischen Gestaltungsfähigkeit fehlt, heißt das nicht, dass dieser Prozess ohne politische Bedeutung oder dass der politische Faktor ohne Gewicht wäre: die Entwicklung vollzieht sich dann eben (von der Politik aus gesehen) "spontan" in einem mehr oder weniger darwinistischen Ausleseprozess der Unternehmen, Kommunen, Kreise und Regionen. Man kann dann mit mehr oder minder guten Gründen behaupten, die Entwicklung der Bundesrepublik und ganz

¹⁴ Vgl. Hans-Friedrich Eckey/ Klaus Horn/ Paul Klemmer: Abgrenzung von regionalen Diagnoseeinheiten für die Zwecke der regionalen Wirtschaftspolitik, Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer, 1990; Paul Klemmer/ Martin Junkernheinrich: Regionstypenbezogene Fortentwicklung der Raumentwicklungspolitik, Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Beiträge 113), 1990, 1-61; Frank Dietz/ W. Heijman/ D. Shefer, Hrsg.: Location and Labor: Considerations for Regional Development, Aldershot: Avebury, 1990.

¹⁵ Vgl. Fritz Staudigl: Grenzüberschreitender Regionalismus: Bericht über die ARGE ALP, in: Stefan Huber/ Peter Pernthaler, Hrsg.: Föderalismus und Regionalismus in europäischer Perspektive, Wien: Braumüller, 1988, 79-83; Josef Lausegger: Die Arbeitsgemeinschaft von Ländern, Regionen, Republiken und Komitaten der Ostalpengebiete, ebd., 85-90; Paolo Perulli: The Political Economy of a "Mid-European Region": The ALPE ADRIA Community, in: The Political Quarterly, special edition; Towards a Greater Europe? (1992), 154-169.

¹⁶ G. Nerb/ J. Reuter/ H. Russ: Großräumige Entwicklungstrends in Europa und wirtschaftspolitischer Handlungsbedarf, 21. In: Ifo-Schnelldienst 1992/17-18, 13-21.

Europas tendiere auf eine *föderale* und *regionale* Entwicklung.¹⁷ Wo eine Anpassung der politischen Planungsregionen oder Verwaltungsbezirke an die wirtschaftlichen und sonstigen funktionalen Gegebenheiten (Siedlungsstruktur, Verkehr, Arbeitsmarkt, Bildung, ökologische Entsorgung) nicht erfolgt,¹⁸ werden Regionen gelegentlich vage "*kulturell*" definiert. Diese Definitionen sind jedoch oft residual oder schlicht fiktiv; dennoch sind sie nicht ohne normative Bedeutung, insbesondere dann, wenn sich "harte" Faktoren (wie z.B. der Anteil an Forschungspersonal oder die Hochschuldichte, die Verfügbarkeit von Bibliotheken und Informationsspeichern, von höheren Dienstleistungen und technischem Know-how) mit "weiche" Faktoren (wie Schönheit der Landschaft, Reichtum an historischen Kunstschatzen, dem gegenwärtigen Kultur- und Freizeitangebot)

¹⁷ Joachim Jens Hesse/ Wolfgang Renzsch: Zehn Thesen zur Entwicklung und Lage des deutschen Föderalismus, S. 568 in: Staatswissenschaft und Staatspraxis 1990, 562-578. Der Sachverständigenrat spricht im Jahrgutachten 1991/92 von einer zunehmenden "Regionalisierung der Regionalpolitik" (Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung: Die wirtschaftliche Integration in Deutschland (Jahrgutachten 1991/92), Stuttgart: Metzler-Poeschel, 1991, 237).

¹⁸ Dies ist jedoch nur selten der Fall, und alte administrative Grenzen überdauern oft Jahrhunderte. Zur regionalen Gliederung der einzelnen Bundesländer vgl.: Bayerisches Staatsministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen: Bayern regional 2000, München 1986; B. Müller/ D. Fürst: Regionalplanung in Bayern, Hannover: Institut für Landesplanung und Raumforschung, 1985; Helmut Koch/ Martin Schindehütte, Hrsg.: Europa '92 und Nordhessen, Hofgeismarer Protokolle 280, 1990; Sabine Habicht-Erenler: Niedersachsen 2000 Plus: Perspektiven regionaler Wirtschaftspolitik, Evangelische Akademie Loccum 1988; Klaus Wieland: Regionale Krisenentwicklung in den Wirtschaftsräumen Hamburg und Ruhrgebiet, traditionelle Überwindungsstrategien und alternative Lösungsansätze, Frankfurt a. M.: Lang, 1990; Dietrich H. Hoppenstedt: Entwicklungsperspektiven Norddeutschlands, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung: Regionalentwicklung im föderalen Staat (Forschungs- und Sitzungsberichte 181), Hannover 1989, S. 21-28; Eberhard Thiel: Zur Analyse der aktuellen Wirtschaftsstruktur der Bundesrepublik Deutschland mit besonderer Berücksichtigung Norddeutschlands: In: Dieter Leuthold, Hrsg.: Deutsche Wirtschaftsentwicklung im regionalen Vergleich, Schriftenreihe des Fachbereichs Wirtschaft der Hochschule Bremen (1989), 61-80; Manfred Zachcial: Zur Prognose der wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Nordwestens, ebd., 81-103; Kurt Nemitz: Neue Chancen für den Norden? Aktuelle Fragen der Wirtschaftsentwicklung, ebd., S. 105-116; Dietrich Bartels: Lebensraum Norddeutschland? In: D. Bartels, Hrsg.: Lebensraum Norddeutschland, Kiel: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität Kiel, 1984, 1-31; Ulf Hahne: Endogene Regionalentwicklung in Norddeutschland, ebd., 33-50; Rainer Danielzyk/Rainer Krüger: Ostfriesland: Regionalbewusstsein und Lebensformen, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1990.

verbinden lassen.¹⁹ Das Dilemma der Regionalpolitik wie schon der Regionalstatistik ist jedoch, dass "Regionen" nur anhand der gegenwärtigen "harten" Daten (demographische, wirtschaftliche Daten) voneinander abzugrenzen sind, während erst die "weicheren" (politischen, sozialstrukturellen, einstellungsmäßigen und kulturellen) Daten etwas über ihre langfristigen wirtschaftlichen Zukunftsaussichten und ihr politisches Gewicht aussagen könnten.

2. Divergenz und Konvergenz

Eine politisch und kulturell ausgeprägte regionale Dimension aber wurde von der EG-Kommission bisher noch kaum gesehen oder (aus politischem Wunschdenken heraus) bewusst vernachlässigt. Obwohl die Generaldirektion "Regionalpolitik" seit 1981 bereits den "Vierten Periodischen Bericht über die sozioökonomische Lage und Entwicklung

¹⁹ Doch haben diese "neuen Regionen" nichts mit den historisch "alten Regionen", weder ethnisch und sprachlich, noch konfessionell oder kulturell zu tun. Einzig Bayern ist territorial identisch mit dem Königreich von 1806. Doch dieses Bayern ist ein "Kunststaat" von Napoleons Gnaden, ebenso wie die übrigen deutschen Bundesländer nach 1945 Produkte der Besatzungspolitik sind. Und Bayern wird (wie die anderen großen Bundesländer) zentralstaatlich regiert, so dass die Inhomogenität der Regionen soweit sie nicht durch die "Untermischung" mit Flüchtlingen und Heimatvertriebenen bzw. durch eine deutsche Nord-Süd-Wanderung oder eine bayerische Land-Stadt-Wanderung ausgeglichen wird eher zu regionalen Bewegungen gegen das Zentrum München führen müsste. Um dem vorzubeugen, werden die Regionen zentralstaatlich, d.h. nach "Regierungsbezirken", definiert, wobei sich ein "Stammesbewusstsein" der (bayerischen) Franken und der (bayerischen) Schwaben bisher nicht herausbilden konnte. Ein modernes "Regionalbewusstsein" beruht gewöhnlich nicht auf historischen Reminiszenzen, sondern auf Lebenserfahrungen, so z.B. auf der Erfahrung einer durch Auto und Schnellbahnen ermöglichten großräumigen Verbindung von Arbeitsplatz, Wohnung und Kulturkonsum; auf der Zugänglichkeit bzw. Abhängigkeit von höheren Dienstleistungen an zentralen Orten; der Abgrenzung von Telefonbereichen und Postzustellbezirken, Wahlkreisen und Amtsbereichen. Ein "kulturelles" Bewusstsein wird eher durch die regionale Gliederung der großen Tageszeitungen, und Rundfunksender oder Fernseh-Regionalprogramme als durch die Kulturdenkmäler vergangener Herrscherhäuser geschaffen. Vgl. Heinz Schilling: Region - kulturelles Selbstverständnis. In: Georg Leipold, Hrsg.: Region und Regionalismus (Fachtagung der Kulturpolitischen Gesellschaft), Erlangen 1982, 25-36; Eckart Pankoke: Polis und Regio. Sozialräumliche Dimensionen kommunaler Kultur, in: Sociologia Internationalis 15 (1977), 31-61. Vgl. zur Bundesrepublik allgemein: Wendelin Strubelt: Gibt es einen Regionalismus in der Bundesrepublik Deutschland? In: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung: Aktuelle Probleme der räumlichen Forschung und Planung, Bonn 1987, S61-66.

der Regionen der Gemeinschaft" vorgelegt hat,²⁰ enthält der der "Einheitlichen Europäischen Akte" zu Grunde liegende sog. Cecchini-Bericht jedenfalls hoch keinen Hinweis darauf.²¹ Dennoch ist die Integration Europas nicht bloß ein Verwaltungsvorgang und ein Prozess der rechtlichen (und kulturellen) Nivellierung, sondern letztlich ein sozialer bzw. ein gruppendynamischer Prozess mit weitreichenden Konsequenzen.²² "Integration" und "Differenzierung" sind dabei als ein *Mehr-Ebenen-Problem* zu sehen: Die Angleichung der Rahmenbedingungen für den Europäischen Markt ermöglicht den Unternehmen einen höheren Grad der Differenzierung oder Spezialisierung auf der Produktionsseite. Die Öffnung der Märkte und die Angleichung der Wettbewerbsbedingungen verschärft den Grad der Konkurrenz. Das aber führt zu einem Prozess der Selektion, d.h. der Aussonderung der konkurrenzunfähigen Unternehmen und Regionen bzw. einer relativen Stärkung der anpassungsfähigen und dynamischen Unternehmen und Regionen. Es erscheint paradox zu sein, entspricht jedoch bekannten sozialgeographischen Gesetzmäßigkeiten:²³ Zumindest kurz- und mittelfristig kommt es eher zur funktionalen *Divergenz* der Unternehmen und Regionen, während *Konvergenz* und Ausgleich erst über lange Frist zu erwarten sind.²⁴ Die Divergenz wird durch die Erweiterung der EG natürlich noch vergrößert. Dies war ja schon der Fall bei der Süderweiterung (mit Griechenland, Spanien und Portugal), und das wird erst recht der Fall sein bei einer Osterweiterung

²⁰ Kommission der Europäischen Gemeinschaften, Generaldirektion Regionalpolitik: Die Regionen in den 90er Jahren, Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaft, 1991.

²¹ Paolo Cecchini: Europa '92. Der Vorteil des Binnenmarktes, Baden-Baden: Nomos, 1988.

²² Alfons Lemper: Europäische Integration als gruppendynamischer Prozess. In: List Forum 16 (1990), 21-41.

²³ Etwa nach J.H. Thünen: Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, Hamburg 1826; Joseph A. Schumpeter: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig 1912; A. Lösch: Die räumliche. Ordnung der Wirtschaft, Jena 1944.

²⁴ Frank Walther: Die regionale Dimension des Europäischen Binnenmarktes, München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, 1990, 44ff.

(zunächst mit der Integration der Neuen Bundesländer,²⁵ dann Ungarns, der Tschechei und der Slowakei, Polens und der Baltischen Staaten).²⁶ Trotzdem werden wir mit der "Erweiterung" der EG nicht solange warten können, bis die notwendige "Vertiefung" erreicht ist.²⁷

Was die politischen Steuerungsmöglichkeiten betrifft, so ist von der trivialen Erkenntnis auszugehen, dass stark raumgebundene Systeme nun einmal disperse, funktional in der Regel nur locker gekoppelte, Systeme – mit heterogenen oder sogar polaren Qualitäten bzw. Standortmerkmalen – sind. Unter diesen Kontrollbedingungen aber kann eine Entwicklung bestenfalls *zyklisch* vor sich gehen – wenn es nicht ohnehin zum Untergang oder zur Auflösung von alten Systemeinheiten (bzw. ihre Reintegration in weiterhin existenzfähige oder neu aufsteigende Systemeinheiten) kommt. Gleichgültig, worauf die Zyklizität theoretisch zurückgeführt wird (auf die Knappheit des Bodens und die Überagglomeration an günstigen Standorten, auf die Überkonzentration der Produktion und ihr Veralten durch technologische Innovation, auf die Konzentration des innovativen Wissens auf wenige Firmen oder Labors, auf die Unbeweglichkeit der Arbeitnehmer, die – in falscher „Heimatliebe“ – auf ihrem Eigentum und ihren veralteten Arbeitsqualifikationen sitzen bleiben, usw.²⁸): Tatsache ist, dass sich die Regionen – in kürzeren oder längeren Wellen, in Teilfunktionen oder in mehreren grundlegenden funktionalen Konstitutionsbedingungen zugleich – zyklisch wandeln. Die regionalen Zyklen sind umso weniger bedrohlich, je höher das durchschnittliche nationale Niveau ist und je geringer die regio-

²⁵ Meinhard Miegel: Wirtschafts- und arbeitskulturelle Unterschiede in Deutschland – Zur Wirkung außerökonomischer Faktoren auf die Beschäftigung. Gütersloh: Bertelsmann, 1992; M. Miegel: Der Preis der Gleichheit. In: Blätter für deutsche und internationale Politik (1992/6), 675-685; Otto Singer: Die neuen Verteilungskonflikte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik (1992/6), 686-697.

²⁶ Zu den wirtschaftlichen Differenzen vgl.: Patrizio Bianchi: What Economic Scenario for Europe? In: The Political Quarterly, special edition: Towards a Greater Europe? (1992), 64-90.

²⁷ Hans Arnold: Die Europäische Gemeinschaft zwischen Vertiefung und Erweiterung. In: Europa-Archiv, Folge 10 (1991), 318-326; Francoise de la Serre: The Integration Dilemma: Enlarging and/or Deepening the Community, in: Futures 23 (1991), 739-746.

²⁸ Vgl. Martin J. Beckmann/ Tönu Puu: Spatial Structures, Berlin: Springer, 1990; Ann Roell Markusen: Profit Cycles, Oligopoly, and Regional Development, Cambridge, Mass.: The MIT Press, 1985; Benjamin Higgins/ Donald J. Savoie, Hrsg.: Regional Economic Development, Boston: Unwin & Hyman, 1988.

nen Disparitäten sind;²⁹ wenn jedoch die regionale Rezession oder Depression mit einer nationalen (oder noch größeren internationalen) Depression zusammenfällt, kann es gefährlich werden. Die regionalen Zyklen werden durch eine zyklische Bewegung des Regionalismus selbst (als einer politischen Bewegung und kulturellen Programmatik) noch verstärkt und übertrieben.³⁰

Diese regionalen Zyklen können nicht durch eine illusionäre *Sektoral- und Regionalpolitik* aufgehoben werden. Der bisher in der Bundesrepublik Deutschland betriebenen Regionalpolitik, die diese Zyklen noch nicht einmal zur Kenntnis genommen hat, wird jedenfalls durchgehend bestätigt, dass sie "eher dysfunktional denn förderlich auf die räumliche wirtschaftliche Entwicklung wirkt".³¹ Nachdem ihr eine adäquate theoretische Fundierung fehlt, kann sie immer nur reaktiv und kurzfristig tätig werden.³² Dabei werden willkürlich Konzepte und Maßnahmen ausgewählt und oberflächliche politische Kriterien herangezogen, die mit der Wirtschaftsentwicklung wenig zu tun haben. Demgegenüber ist auf jeden Fall eine Regionalpolitik vorzuziehen, die sich auf Marktprozesse stützt. Denn hier wird man wenigstens feststellen können, dass regionale komparative Vorteile (im Faktor-, Transport- und Arbeitsmarkt) durch die Marktdynamik einer ständigen Umwertung ausgesetzt sind. Ebenso wechselt der Grad und die Richtung der Disparitäten, und zunehmende Disparitäten verändern zugleich die Randbedingungen, die in der Folge dann – möglicherweise – wieder einen *Ausgleich* oder eine Nivellierung der bisherigen Disparitäten ermöglichen. Dennoch geht hier nichts ohne politische Stützungsmaßnahmen. Ein Ausgleich kann durch verschiedene Mechanismen herbeigeführt werden: durch, die Auslösung von interregionalen Arbeitsmigrationen nach dem

²⁹ Leo Klaassen: Regional Dynamics, 151f. In: Leo van den Berg/ Leland S. Burns/ Leo H. Klaassen, Hrsg.: Spatial Cycles, Aldershot: Gower, 1987, S. 146-157.

³⁰ Ann Markusen: Regions: The Economics and Politics of Territory, Totowa, N.J.: Rowman & Littlefield, 1987, 2f.

³¹ Georg Rüter: Regionalpolitik im Umbruch, Bayreuth: Verlag P.C.O., 1987, 375.

³² Karl-Heinz Grünewald: Elemente einer strategieorientierten regionalen Wirtschaftspolitik, Darmstadt: Dissertationsdruck, 1984, 194.

Produktivitätsunterschied,³³ durch exogenes Produktivitätswachstum dank der Übernahme anderswo entwickelter Technologien,³⁴ durch staatliche Ausgleichszahlungen (von Seiten der Nationalstaaten oder der EG), durch den Einsatz öffentlicher Mittel für Infrastrukturentwicklungen (nicht nur im Verkehr, sondern z.B. auch im Bildungs- und Ausbildungswesen).³⁵ So ist die Disparität (als gewichtete Summe der Standardabweichungen des BIP je Einwohner) der Mitgliederstaaten der EG seit 1986 gesunken und liegt 1990 deutlich unter dem Niveau von 1980.³⁶ Die Disparität auf der Ebene der Regionen ist jedoch um einiges höher als auf der Ebene der Mitgliedstaaten; sie ist außerdem seit 1980 gestiegen, und sie wird in den strukturschwachen ländlichen und altindustriellen Gebieten vermutlich auch noch die nächsten Jahre weiter zunehmen.³⁷

Insgesamt aber ist in der EG trotz zeitweise zunehmender Disparitäten schon aufgrund der Marktfaktoren insgesamt doch mit einem gewissen Ausgleich zu rechnen, und die schwächer entwickelten Länder haben eine durchaus begründete Aussicht, aufgrund eines überdurchschnittlichen Wachstums den Abstand zu den entwickelten Ländern

³³ Dies ist auch für die Bundesrepublik festzustellen, wenngleich vor allem bezogen auf die jungen Leute, während ältere Altersgruppen mehr in die Stadtrandgebiete, in kleinere Städte und auf das Land tendieren. Vgl. P.S. Kanaroglou/ G.O. Braun: The Pattern of Counterurbanization in the Federal Republic of Germany (1977/85). In: Environment and Planning A, 24 (1992), 481-496.

³⁴ Robert Koll: Die Entwicklung der europäischen Regionen und Großstädte, 6. In: Ifo-Schnelldienst (1992/17-18), 5-12.

³⁵ Kommission der Europäischen Gemeinschaften, Generaldirektion Regionalpolitik, a.a.O., 12f.

³⁶ Koll, a.a.O., 7.

³⁷ Für die alte Bundesrepublik vgl.: Ch.W. Nara/J. Reuter/A. Gälli: Die Auswirkungen von EG '92 und der damit verbundenen Rechtsvorschriften auf die benachteiligten Regionen der Gemeinschaft, Luxemburg: Europäisches Parlament, Reihe Regionalpolitik und Verkehr, Nr. 18, 7; Hans-Friedrich Eckey: Zukünftige Erfordernisse der regionalen Strukturpolitik, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover: Regionalentwicklung im föderalen Staat (Forschungs- und Sitzungsberichte 181), 1989, 7-20. Die Disparitäten innerhalb der früheren DDR waren größer als innerhalb der BRD. So betrug das BIP 1988 je Einwohner in Mecklenburg-Vorpommern 78% des DDR-Durchschnitts, das in Sachsen-Anhalt 136%, in der BRD reichte die Spanne von Schleswig-Holstein mit 82% des BRD-Durchschnitts bis Hessen mit 110%. Mit dem Umbau ist eine weitere Divergenz zugunsten der Regionen zu erwarten, die an Zentralität gewinnen, bzw. zu Lasten der nunmehr peripheren Regionen oder der durch Monostrukturen und Ökologische Sanierungsprobleme belasteten Regionen {vgl. Sachverständigenrat, a.a.O., 234ff.}.

abbauen zu können.³⁸ Dies wird noch mehr der Fall sein, wenn - über die europäischen Ausgleichsfonds (über den "Europäischen Fonds für regionale Entwicklung", über den "Europäischen Sozialfonds" oder über den "Europäischen Ausrichtungs- und Garantiefonds für die Landwirtschaft") - ausgleichende politische Maßnahmen ergriffen werden. Diese werden sogar eine *sozialpolitische* Dimension haben müssen;³⁹ denn entgegen den Intentionen der EG-Kommission, die, möglichst wenig in die Arbeitsbeziehungen und -bedingungen eingreifen möchte (deren Unterschiedlichkeit sie doch gerade als Entwicklungspotential ansieht), wird sie mittel- und langfristig gezwungen sein, sich auch mit sozialen Wohlfahrts- und Verteilungseffekten zu befassen. Zum einen sind schon Durchlässigkeit und Flexibilität der Arbeitsbeziehungen nur zu sichern, wenn eine gewisse Harmonisierung erfolgt, zum anderen wird es unmöglich sein, das von den fortgeschrittenen Wohlfahrtsstaaten erreichte Niveau an Arbeitsschutz und sozialer Sicherheit wieder zu schmälern;⁴⁰ vielmehr wird dies langfristig zum Zielniveau der gesamten EG erhoben werden. Paradoxe Folge einer zunächst doch ganz auf "Deregulation" zielenden neoliberalen bzw. neokorporativen Wettbewerbspolitik wird so eine "Europäisierung der Sozialpolitik" sein.⁴¹ Damit aber scheint eine der Marktentwicklung und dem Experiment folgende und nachträglich regulierende und ausgleichende Politik praktikabler und letztlich auch fruchtbarer zu sein als eine zentral geplante und von Anfang an nivellierende Politik.⁴²

³⁸ Klaus Busch: Umbruch in Europa: Die ökonomischen, ökologischen und sozialen Perspektiven des einheitlichen Binnenmarktes, Köln: Bund-Verlag, 1991, 131f.

³⁹ Martin Rhodes: The Social Dimension of the Single European Market: National versus Transnational Regulation, in: European Journal of Political Research 19 (1991), 245-280; Fritz Franzmeyer: Zur Kehrseite des Binnenmarktkonzepts, in: Konjunkturpolitik 35 (1989), 311-327.

⁴⁰ Kommission der Europäischen Gemeinschaften: Die soziale Dimension des Binnenmarktes (Arbeitsdokument der Kommission, SEC 88-1,148), Brüssel 1988.

⁴¹ Kurt Vogler-Ludwig: Soziale Aspekte des Europäischen Binnenmarktes, 8. In: Ifo-Schnelldienst (1989/25), S8-17.

⁴² Dort allerdings, wo die Märkte zusammenbrechen und wo keine funktionierende Demokratie aufgebaut werden kann, ist zu befürchten, dass sich die wirtschaftlichen und politischen Differenzen auch ethnisch niederschlagen. Vgl. Marie Macey: Greater Europe: Integration or Ethnic Exclusion? In: The Political Quarterly, special edition: Towards a Greater Europe? (1992), 139-153. In diesem Fall käme eine nachträgliche Ausgleichspolitik zu spät.

Es ist gar keine Frage, dass die Errichtung eines (mehr oder weniger) einheitlichen Binnenmarktes pauschal ein *Gewinn* für die Europäische Gemeinschaft sein wird. Hier werden die Kosten der nationalstaatlichen Marktsegmentierung auf über 400 Mrd. DM jährlich geschätzt. Bei einem Wegfall dieser Kosten könnten neben einem verbesserten Waren- und Dienstleistungsangebot ein Mehr an Wettbewerb, niedrigere Preise und ein Wirtschaftswachstum mit dem Effekt von immerhin 2-5 Mill. Arbeitsplätzen geschaffen werden. Das reale Bruttoinlandsprodukt der EG könnte damit um 4,5% höher liegen als ohne Schaffung des Binnenmarktes. Das Preisniveau kann voraussichtlich um 6,1% gesenkt werden; die öffentlichen Haushalte können um 2,2% des BIP entlastet werden.⁴³ Und auch *Deutschland* (das heißt hier noch: die alte Bundesrepublik) schneidet nicht schlecht ab, nämlich mit einer Senkung der Verbraucherpreise um 6,2% und einem höheren BIP (bis 1997) von 4,2%. Das im europäischen Vergleich niedrigere Wachstum des BIP erklärt sich daraus, dass die Bundesrepublik schon bisher einen hohen Stand erreicht hat bzw. sich schon früher der internationalen Konkurrenz öffnen musste, so dass sich durch die EEA keine so einschneidenden Veränderungen mehr ergeben.⁴⁴ Die zu erwartenden Durchschnittszahlen für *Bayern* sind gegenüber der Bundesrepublik eher überdurchschnittlich, insofern nämlich etwa die gleiche Senkung der Verbraucherpreise, jedoch ein Zuwachs des BIP zwischen 4,5 und 5,0% zu erwarten ist.⁴⁵

Doch entscheidend für die weitere Entwicklung ist nicht dieser momentane Gewinn, der sich bis 1997 oder sogar schon früher (in Antizipation der kommenden Entwicklung) einstellen wird, sondern es ist die durch den Gemeinsamen Binnenmarkt ausgelöste (oder nicht ausgelöste), auf Dauer angelegte *Entwicklungsdynamik*. Doch auch eine übermäßig forcierte Entwicklungsdynamik um jeden Preis – auch den Preis der Überkonzentration und Übernutzung, der Erschöpfung der Ressourcen und der strukturellen Vernichtung des zukünftigen Entwicklungspotentials – kann nicht das Ziel sein. Letztlich geht es um die Erhaltung bzw. die Förderung der *regionalen Entwicklungsfähigkeit*. "Entwicklungsfähigkeit" in diesem Sinn aber bedeutet mehr und etwas anderes als bloß eine Erhöhung des Wirtschaftswachstums, auch mehr als die Schaffung von mehr oder größeren zentralen Orten oder längeren Entwicklungsachsen, sondern Entwicklungs-

⁴³ C. Holeschovsky: Die Kosten der Nicht-EG. In: W. Weidenfeld, Hrsg.: Binnenmarkt '92: Perspektiven aus deutscher Sicht, Baden-Baden: Nomos, 1988, 29f.

⁴⁴ Ifo-Institut, Hrsg.: Bayern und der europäische Binnenmarkt 1992, München 1989, 3.

⁴⁵ Ebd., 41.

fähigkeit setzt die Offenheit von Räumen voraus und sie schließt nach heutigem Verständnis eine ganzheitliche Naturschutzpolitik (mit einem ausgewogenen Verhältnis von Industriegebieten und ländlichen Zonen, von Ballungs- und Erholungsräumen von Forstwirtschaft und Gewässerschutz, von problemloser Entsorgung und gesunder Stadtökologie) mit ein.⁴⁶ Letztlich geht es darum, den gegebenen Lebensraum zu erhalten und durch eine zukunftsorientierte Planung so zu gestalten (bzw. wenigstens von seiner totalen Verplanung und Übernutzung Abstand zu nehmen), dass er auch noch für die kommenden Generationen umgestaltbar und regenerationsfähig bleibt.⁴⁷

3. Entwicklungsstand und Entwicklungsdynamik in der Bundesrepublik Deutschland

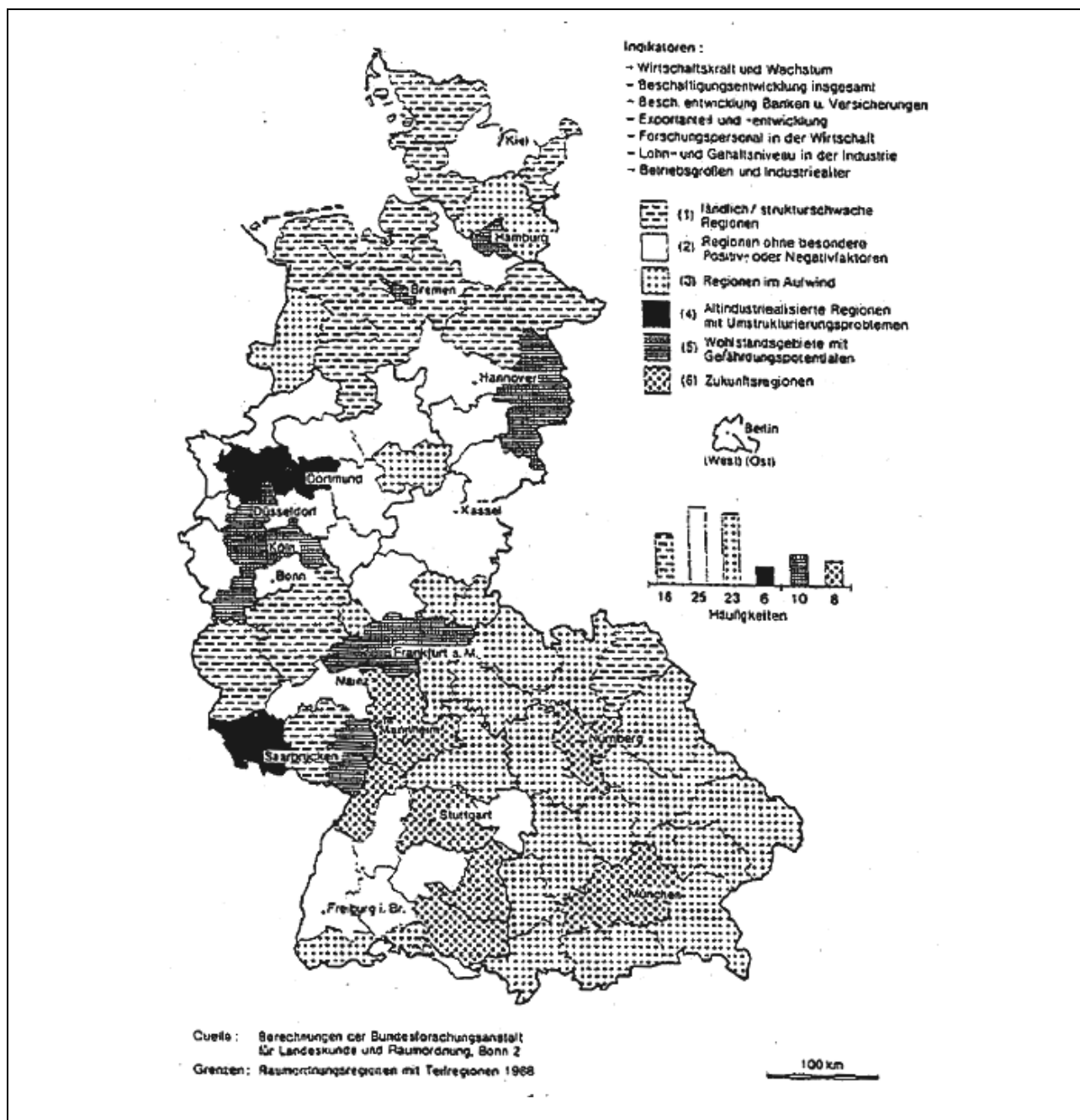
Um wenigstens die derzeitige Dynamik erfassen zu können, ist es zunächst einmal notwendig, die Faktoren, die die zukünftige Entwicklung indizieren können, von denen zu unterscheiden, die nur den bisher erreichten Entwicklungsstand angeben (*Karte 1*). Das Problem ist nämlich, dass es Regionen gibt, die einen hohen Entwicklungsstand aufweisen, dennoch aber gefährdet sind, weil die Strukturen so festgefahren sind, dass die weitere Entwicklung in Richtung Dienstleistungsgesellschaft bzw. höherer industrieller Produktivität bzw. technischer Innovativität blockiert wird. Umgekehrt gibt es Regionen, wo der Entwicklungsstand noch weit unter dem Durchschnitt liegt, wo jedoch aufgrund der größeren Dynamik und der Investitionen in Zukunftsindustrien – aber auch aufgrund der Unverplantheit der Räume und der Intaktheit der Landschaft – ein künftiges Entwicklungspotential erwartet werden kann, das einmal überregional für ganz Deutschland und Mitteleuropa von Bedeutung sein wird. Nach einer Faktorenanalyse der "Akademie

⁴⁶ Karl-Hermann Hübler: Ökologischer Umbau der Industriegesellschaft: Anforderungen an die räumliche Planung, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hrsg.: Forschungs- und Sitzungsberichte 186 (1990), 62-71; Albert Schmidt: Leitlinien und Leitbilder für eine ökologisch orientierte Regionalplanung, 421. In: Raumforschung und Raumordnung (1991/6), 418-424; Werner Buchner: Volkswirtschaftliche Aspekte der Landesentwicklungs- und Umweltpolitik, Passau: Passauer Universitätsreden, Heft 11 (1986); Angela Liberatore: Problems of Transnational Policymaking: Environmental Policy in the European Community, in: European Journal of Political Research 19 (1991), 281-303; Michel Prieur, Hrsg.: Europe des Regions et Environment, Paris: Presses Universitaires de France, 1989.

⁴⁷ Martin Lendi: Ethik der Raumplanung, 293. In: Raumforschung und Raumordnung (1991/5), 292-295.

für Raumforschung und Landesplanung" wird der *Entwicklungsstand* am besten indiziert durch die Parameter "Wirtschaftskraft" (Bruttowertschöpfung pro Einwohner), "Lohn- und Gehaltsniveau der Industrie" (Lohn- und Gehaltssumme der Beschäftigten des produzierenden Gewerbes je Arbeitnehmer), "Betriebsgröße" (durchschnittliche Beschäftigungszahl der Betriebe des produzierenden Gewerbes) und "Industriearbeiter" (Bevölkerungsanteil, der schon 1882 von Industriearbeit lebte).⁴⁸ Der Entwicklungsstand ist dort am höchsten, wo jeweils ein hoher Betrag in diesen Parameterwerten erreicht wird; aber ein hoher Entwicklungsstand bedingt in der Regel auch einen hohen Grad der organisatorischen Verfestigung und der psychosozialen Sättigung. Die *Entwicklungsdynamik* wird hingegen vor allem durch die Parameter "Wachstum" (Wachstum der BWS je Einwohner), "Beschäftigungsentwicklung" insbesondere im Bereich der Banken und Versicherungen (Veränderung der Sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten in einem bestimmten Zeitraum) und schließlich "Innovativität" bestimmt (Innovativität lässt sich grob messen durch das Forschungs- und Entwicklungspersonal in der Wirtschaft je 1000 Beschäftigte).

⁴⁸ Manfred Sinz/ Wolfgang J. Steinle, a.a.O., 12.



Karte 1: Faktorenanalyse Wettbewerbsfähigkeit in der BRD (Manfred Sinz/ W.J. Steinle: Regionale Wettbewerbsfähigkeit und europäischer Binnenmarkt, S. 14, in: Raumforschung und Raumordnung 1989/1, S. 10-21)

Die Entwicklungsdynamik wird hier also unabhängig vom Entwicklungsstand definiert. Tatsächlich zeigt sich in der durchgeführten Clusteranalyse, dass die Faktoren der Entwicklungsdynamik nicht oder nur negativ mit dem Entwicklungsstand korrelieren. Besonders lukrativ wäre natürlich eine Verbindung von relativ hohem Entwicklungsstand und hoher Entwicklungsdynamik. Dies trifft jedoch nur für wenige Regionen in der alten Bundesrepublik zu, nämlich für die Regionen München, Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt

und Braunschweig-Wolfsburg.⁴⁹ Dies sind die Regionen mit der derzeit größten *Wettbewerbsfähigkeit*, die deshalb kurz- und mittelfristig auch am meisten von der Einführung des Binnenmarktes profitieren werden. Dann gibt es aber noch Regionen mit einem noch relativ niedrigen Entwicklungsstand, die sich jedoch noch viel besser den Erfordernissen der kommenden Zukunftsindustrien anpassen können. Dies sind die Regionen Ingolstadt und Landshut (im Anschluss an München), die Region Bodensee-Oberschwaben (im Anschluss an Stuttgart oder Zürich-St. Gallen), das Neckargebiet (zwischen Stuttgart und Mannheim), und dann noch das Gebiet um Paderborn. Diese Regionen verkörpern das langfristige *Entwicklungspotential*, entweder als Ergänzungs- oder Reserve-Regionen für die heutigen Entwicklungszentren, oder auch als Ersatz, wenn die heutigen Entwicklungszentren an Erscheinungen der übermäßigen Unternehmenskonzentration, der Überagglomeration und der ökologischen Überbelastung zu leiden beginnen. Ein großes Problem sind die *alten Industrieregionen* im Ruhrgebiet oder im Saarland, die zwar einen hohen industriellen Entwicklungsstand aufweisen, die jedoch zu veralten drohen und die bei der Eröffnung des Europäischen Binnenmarktes infolge ihrer mangelnden Wettbewerbsfähigkeit jedenfalls kurzfristig noch weiter zurückfallen werden. Gleiches gilt natürlich für die altindustriellen Gebiete der ehemaligen DDR, die sich in einem noch weitaus bedenklicheren Zustand befinden.

4. Die Stellung Bayerns

Die Unterscheidung von Entwicklungsstand und Entwicklungsdynamik ist besonders für die Charakterisierung der bayerischen Wirtschaft wichtig; denn nach dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Beschäftigtem gemessen, liegt sie unter dem Bundesdurchschnitt; dagegen weist sie aber ein relatives Produktivitäts- und Beschäftigungswachstum auf, das deutlich über dem Bundesdurchschnitt und an der Spitze aller Bundesländer liegt.⁵⁰ Die eigentliche Dynamik aber liegt in der Ansiedlung und Kooperation von Industrien, die in einem *systemischen technologischen* Zusammenhang stehen und die für die Zukunft wichtig sind, so etwa in der Verbindung von Elektrotechnik und Elektronik, von Informations- und Datentechnik, oder generell in der Verbindung von höheren

⁴⁹ Ebd. 17, Karte 2.

⁵⁰ Gernot Nerb: Bayern und der Europäische Binnenmarkt 1992, München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung 1990, 14. Für Details vgl.: R. Koll/ E. v. Pilgrim/ B. Thanner: Entwicklungsperspektiven der bayerischen Wirtschaft, München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, 1991.

technischen Dienstleistungen mit hochwertigen kaufmännischen und Management-Funktionen (in Banken und Versicherungen, in Beratungs- und Planungsaufgaben). Auf der anderen Seite wird Bayern aber nur wenig durch "Altlasten" behindert, d.h.: durch monostrukturelle altindustrielle Gebiete, die nur schwer zu erneuern sind. Doch das eigentliche Plus Bayerns liegt im Niveau der *Arbeitnehmerqualifikationen*, das insbesondere im Großraum München mit Oberbayern (in Bezug auf Hochschulqualifikationen und Forschungspersonal bzw. die Verfügbarkeit von höheren Dienstleistungen) den deutschen Spitzenwert erreicht.⁵¹ Hier kann auch Stuttgart nicht mit München konkurrieren, noch weniger Frankfurt oder Hamburg, schon gar nicht Berlin. Zunehmend gewinnen dabei "weiche Faktoren" an Bedeutung, die schwer zu messen sind, jedoch gerade im Spitzenbereich ausschlaggebend sind, nämlich die Verfügbarkeit von wissenschaftlichen Einrichtungen, eine Informationsinfrastruktur mit globaler Reichweite, hochqualifiziertes Personal, ein reiches Kulturangebot, hohen Freizeitwert, ein ausgeglichenes soziales Klima.⁵²

Die Ostöffnung und die Wiedervereinigung wird in absehbarer Zeit nicht dazu führen können, dass sich das Süd-Nord-Gefälle⁵³ sozusagen von selbst wieder umkehrt.⁵⁴ Das Dilemma *Hamburgs* etwa ist und bleibt, dass es einerseits der internationalen Konkurrenz

⁵¹ Vgl. Walter L. Bühl: Deutschland im soziökonomischen Systemvergleich, Leverkusen: Leske & Budrich, 1992, Tab.2; Gernot Nerb, u.a.: München und der Europäische Binnenmarkt: München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung 1989, VIII.

⁵² Ch.W. Nam/ G. Nerb/ J. Reuter/ H. Russ: Wettbewerbsfähigkeit ausgewählter EG-Regionen, 11, in: Ifo-Schnelldienst (1990/9), 10-21. Vgl. auch: Wolfgang J. Steinle: Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Binnenmarktes 1992 auf Sektoren und Regionen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jahrbuch für Regionalwissenschaft 11 (1990), 81-104.

⁵³ Vgl. Jürgen Friedrichs/ H. Häußermann/ W. Siebel, Hrsg.: Süd-Nord-Gefälle in der Bundesrepublik? Opladen: Westdeutscher Verlag, 1986; Manfred Sinz: Süd-Nord-Gefälle in der Regionalstruktur der Bundesrepublik Deutschland, in: Wendelin Strubelt/ Gyorgy Koszegfalvi, Hrsg.: Aktuelle Probleme der räumlichen Forschung und Planung, Bonn: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (1987/2-3), 11-14; Harald Winkel: Das Süd-Nord-Gefälle: Historische Bemerkungen zu einem aktuellen Thema. In: Dieter Leuthold, Hrsg.: Deutsche Wirtschaftsentwicklung im regionalen Vergleich (Schriftenreihe des Fachbereichs Wirtschaft der Hochschule Bremen, Bd. 41) (1989), 41-59.

⁵⁴ Die großen Aufgaben Hamburgs werden aufgezeigt von G. Nerb/ J. Reuter: Auswirkungen der Vollendung des EG-Binnenmarktes auf Hamburg, München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, 1991.

von Rotterdam nicht gewachsen ist, andererseits aber eine randständige und isolierte Stellung in Deutschland einnimmt, schon ohne zureichende Integration in die Bundesländer Schleswig-Holstein und Niedersachsen, und ohne die notwendige interregionale Verbindung zu Berlin, Rostock oder Hannover bzw. korrespondierenden skandinavischen Anschluss- und Verbindungsräumen. Das wiedervereinigte *Berlin* kann sich zu einem funktionalen Zentrum entwickeln – aber auch nur, wenn Berlin den in Jahrzehnten erlittenen Verlust an höherwertigen Produktionsdiensten wieder aufholen kann, wenn die Monostrukturen im Osten der Stadt aufgelöst werden und wenn mit Berlin das gesamte Bundesland Brandenburg zur Entwicklungsregion wird.⁵⁵ Doch das wird ebenfalls Jahrzehnte dauern, und wenn inzwischen Prag und die Tschechei, das westliche Polen, Wien und Budapest keinen entsprechenden Entwicklungsschub erleben, kann von der großen Hoffnung einer zweiten, nach Osten verschobenen Parallele zur "Rheinschiene" keine Rede sein.⁵⁶ Dann ist aber auch eine großflächige Entwicklung des zwischen den beiden Nord-Süd-Parallelen liegenden Raumes (etwa mit Berlin, Dresden und Leipzig, Bremen und Hannover, Hamburg und Kopenhagen, Prag und Wien) unwahrscheinlich. Naheliegender ist hier eine disperse Entwicklungsstruktur, wobei die stärksten Wachstumsimpulse von den Agglomerationen ausgehen, während die peripheren Zonen jedoch zurückbleiben.⁵⁷

Was *Bayern* betrifft, so bietet der erstarkende Wirtschaftsraum Nürnberg bzw. Mittelfranken einen effektiveren Anschluss an die wohl erst zu sanierenden, jedoch (nicht nur räumlich) wesentlich näher liegenden Industriegebiete in Thüringen und Sachsen.⁵⁸ Bayern kann in dieser Ost-Erweiterung eher eine aktive Rolle spielen als Hamburg und Niedersachsen. Der Vorteil Bayerns liegt erstens vor allem darin, dass es zwei starke Zentren hat, die flexibel miteinander verbunden sind, und die einmal mehr nach Süden, einmal mehr nach Nordosten ausgreifen: Was Nürnberg nicht leisten kann, kann München, aber auch umgekehrt. Ein großer Vorteil *Münchens* besteht gerade darin, dass es bislang keine große Metropole geworden ist wie Paris, London, Madrid oder künftig (vielleicht)

⁵⁵ Strukturelle Defizite im verarbeitenden Gewerbe von Berlin (West), in: DIW-Wochenbericht (1990/13), 156-159; Klaus Härtung/ Kuno Kruse: Der Bär ist los: Berlin - Metropole ohne Maß und Mitte. In: DIE ZEIT (1990/16), 15-18.

⁵⁶ G. Nerb/ J. Reuter/ H. Russ, a.a.O., 19, Abb.3.

⁵⁷ Ebd., 17, Abb. 2b.

⁵⁸ Walthes, a.a.O., 138.

wieder Berlin, d.h.: ein absolutes Oberzentrum mit einem funktional völlig untergeordneten Umland, jedoch ohne zusätzliche, dezentrale Entwicklungskerne und ohne unmittelbare Anschlüsse an andere (noch entwicklungsfähige) Regionen. Diese Metropolen haben alle das Ballungsoptimum längst überschritten, sie leiden an Überkonzentration, Überzentralisierung und Schwerfälligkeit. Trotz aller Zukunftsphantasien über eine *Ost-Erweiterung* aber steht zweitens (für die ganze EG) zunächst einmal der tatsächliche Vollzug der *Süd-Erweiterung* bevor. Jedenfalls für die nächsten zehn Jahre scheint es unwahrscheinlich, dass Investitionsmittel vom südlichen "Sonnengürtel" abgezogen und nach Osten verlagert werden könnten. Mit dem besonders engen Handelsaustausch, der zwischen Bayern, Italien und Frankreich besteht, hat die stark investitionsgüterorientierte Wirtschaft Bayerns auch Aussicht, in der Entwicklung Spaniens und Portugals in einer bevorzugten Rolle partizipieren zu können.⁵⁹

5. Die Funktion Bayerns

Die Frage ist nicht so sehr, wer im Zeitpunkt der Eröffnung des Europäischen Binnenmarktes welches Stück vom Kuchen bekommt, sondern es geht um ein *langfristiges interregionales Entwicklungsproblem*, das nur durch grenzüberschreitende Kontakte auf regionaler, kommunaler und verbandswirtschaftlicher Ebene in einer produktiven und kooperativen Weise zu lösen ist. Sicher ist es ein großer Gewinn, wenn diese Entwicklung in einem einheitlichen Rechtsraum stattfinden kann; dennoch macht es keinen prinzipiellen Unterschied, ob Österreich und die Schweiz nur zu einer assoziierten EFTA oder ob sie als Vollmitglieder zur EG gehören, ob Ungarn oder Kroatien bereits assoziiert ist oder nicht: die Aufgabe bleibt die gleiche, nämlich a) der Aufbau einer interregionalen *Infrastruktur* (in Transport, Information, in Ausbildung und Forschung), und b) die Herausbildung einer den Standortfaktoren entsprechenden, jedoch nicht zu hierarchischen und vielmehr stets flexibel bleibenden *Arbeitsteilung*. Beides zusammen führt zu einer *Entwicklungssachse*, d.h.: zu einer Verbindung von Zentren oder Regionen mit einer hohen Entwicklungsdynamik. Die mögliche Funktion Bayerns ergibt sich nun aus seiner Stellung in einer oder mehreren Entwicklungsachsen. Bayern aber steht im Kreuzungspunkt von zwei europäischen Entwicklungsachsen:

⁵⁹ Nerb, a.a.O., 45.

Zum einen gibt es eine *Nord-Süd-Achse*, die von Südengland über Nordwesteuropa, Ostfrankreich, Südwestdeutschland bis nach Oberitalien reicht (*Karte 2*).⁶⁰ Diese Entwicklungszone umfasst auch die gesamte Schweiz sowie Teile Österreichs (nämlich Tirol, Salzburg und Westösterreich).⁶¹ Mit den Städten Mailand und London als Eckpunkten und Frankfurt im Zentrum umfasst dieses wirtschaftliche Kraftfeld nicht nur die am dichtesten besiedelten Regionen Europas, sondern auch die Regionen, in denen ein hoher Entwicklungsstand sich mit einer hohen Entwicklungsdynamik verbindet.⁶² Diese europäische Verdichtungszone übertrifft an Wirtschaftskraft, Bevölkerungsdichte und räumlicher Ausdehnung sowohl die amerikanische Megalopolis Boston-New York-Washington-Newport als auch die japanische Megalopolis Tokyo-Nagoya-Osaka-Nagasaki.⁶³ Wohlgemerkt liegen die großen Ballungszentren Paris, London, Berlin, Madrid, Wien und Rom inzwischen bereits außerhalb dieser Entwicklungszone. Das soll nicht heißen, dass sie unwichtig wären: Diese Metropolen werden auch in den 90er Jahren von ihrer Rolle als Verwaltungs- und Bankenzentren, als Kultur- und Touristikzentren profitieren; aber sie sind heute schon nicht mehr die Motoren der wirtschaftlichen und technologischen Entwicklungsdynamik im Zeitalter der Elektronik und Informationstechnologie, der Biotechnologie und der neuen Materialien. Vielmehr umfasst diese Verdichtungszone viele Wirtschaftszentren mittlerer Größe, die jedoch den Metropolen gerade die Funktionen der höheren Produktionsdienste und der technischen Entwicklung abgenommen haben.⁶⁴

⁶⁰ Vgl. H.-G. Lange: Europäischer Binnenmarkt 1993, in: Die Niedersächsische Gemeinde, Nr. 41 (1989), 203.

⁶¹ Felix Butschek: Illusionen und Realitäten der Regionalpolitik, in: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 31 (1987), Heft 3-4, 3-6; österreichische Raumordnungskonferenz: Auswirkungen einer EG-Integration Österreichs auf die regionale Industriestruktur (Schriftenreihe Nr. 80), Wien 1990.

⁶² Rober Brunet: Les villes européennes. Report pour le DATAR, 1988.

⁶³ Walthes, a.a.O., 53.

⁶⁴ Ch.W. Nam / G. Nerb / J. Reuter / H. Russ, a.a.O., 21.



Karte 2: Europäische Entwicklungsachsen Süd-Nord und West-Ost (G. Nerb/ J. Reuter/ H. Russ: Großräumige Entwicklungstrends in Europa und wirtschaftspolitischer Handlungsbedarf, S. 14, in: IFO-Schnelldienst 1992/ 1718, S. 13-21)

In der *Bundesrepublik* liegt an erster Stelle das deutsche High-Tech- und Versicherungszentrum München, das logischerweise auch Sitz des Europäischen Patentamts ist. Frankfurt ist das deutsche Finanzzentrum. Obwohl es nach den Wirtschaftsfaktoren derzeit noch hinter Stuttgart liegt, hat es bessere Chancen, in den Rang eines europäischen Wirtschaftszentrums aufzurücken. Auf längere Frist, wenn die ehemalige DDR tatsächlich wirtschaftlich integriert sein wird und wenn die Interaktionen mit Prag, Krakau, Posen und Warschau zunehmen werden, wird eine Schwerpunktverschiebung nach Osten eintreten, so dass dann eher Nürnberg im Zentrum der Nord-Süd-Achse liegen wird.⁶⁵ In *Frankreich* hat das High-Tech-Zentrum Lyon bzw. die Region Rhone-Alpes mit Lyon, Saint-Etienne und Grenoble die größten Chancen. Einerseits liegt diese Region verkehrsgünstig am Handelsweg nach Italien, andererseits ist sie in erreichbarer Nähe zu Paris, so dass schon eine Reihe von Unternehmen von Paris nach Lyon umgezogen ist. In *Italien* ist das Wachstumszentrum die Lombardei mit Mailand als dem führenden Finanzplatz und einer starken industriellen Position nicht nur in der Textilbranche, sondern auch im Maschinenbau und in der Chemie. Diese Region ist besonders durch einen hohen Anteil an Klein- und Mittelbetrieben mit einem großen Innovationspotential charakterisiert.⁶⁶ In *Großbritannien* ist die Region mit dem höchsten Wirtschaftswachstum East Anglia. Mit Cambridge als High-Tech-Zentrum profitiert East Anglia einerseits von den nahen EG-Märkten, andererseits von Abwanderungen aus London. Was das Personal der höheren technischen und manageriellen Dienstleistungen betrifft, so fungiert die Region sozusagen als Karriere-"Rolltreppe" für das gesamte Land.⁶⁷ In *Spanien* ist das Wirtschaftszentrum eindeutig Barcelona, Hauptstadt der Region Katalonien, das bei einem Anteil von 16% der spanischen Bevölkerung 26% der gesamten Industrieproduktion erwirtschaftet. Hier haben sich die meisten ausländischen Unternehmen niedergelassen, die am expandierenden spanischen Markt teilnehmen wollen.

Die zweite Achse verläuft in *West-Ost-Richtung* nördlich und südlich entlang der Alpen. Allerdings gibt es verschiedene Versionen dieser zweiten Achse. Das Ifo-Institut in München legt den Akzent auf den "Sonnengürtel" am Mittelmeer, der von Valencia und Katalonien über die Cote d'Azur und Piemont bis in die Toskana, Rom und Latium bzw.

⁶⁵ Walthes, a.a.O., 55.

⁶⁶ Nam / Nerb / Reuter / Russ, a.a.O., 21.

⁶⁷ A.J. Fielding: Migration and Social Mobility: South East England as an Escalator Region. In: *Regional Studies* 26 (1992), 1-15.

Venetien auf der anderen Seite reicht.⁶⁸ Es geht hier um eine Entwicklungsachse, in der Gebiete mit noch geringerem Entwicklungsstand, jedoch besonders hoher Zukunftsorientierung miteinander verbunden sind. Dies sind Gebiete, die in der High-Tech-Entwicklung eine große Rolle spielen, wo Forschungsinstitute und technische Labors sich mit einer schönen Landschaft, einem großen Kulturangebot oder hohem Freizeitwert verbinden. Das High-Tech-Zentrum Lyon und die Region Rhone-Alpes gerät hier etwas an den Rand des "Sonnengürtels". Die französische Zukunftsforschung und -planung sieht diese Achse daher etwas anders. Für sie steht Lyon im Brennpunkt einer Ellipse, die sich um die Alpen schließt, mit Wien als dem zweiten Brennpunkt: sie reicht also im Norden von Genf über Basel und Zürich bis München, Salzburg, Linz und Wien; im Süden über Turin, Mailand, Triest, Lubliana, Zagreb wiederum bis Wien mit Bratislava oder sogar Budapest.⁶⁹ Hier wird die Achse mehr politisch gesehen, aber wirtschaftlich ist diese Verschiebung nach Osten noch Zukunftsmusik - Wien ist in der industriellen Entwicklung selbst im österreichischen Vergleich schwer zurückgeblieben.⁷⁰

München steht jedenfalls mit Mailand, Zürich und Stuttgart am Schnittpunkt beider Entwicklungsachsen. Die beiden Achsen unterscheiden sich jedoch in funktionaler Hinsicht erheblich voneinander: Die Nord-Süd-Achse ist sozusagen die *hochindustrielle* oder die für die derzeitige Industrieproduktion bestimmende Achse; hier konzentrieren sich die Großunternehmen und die Finanzen; die West-Ost-Achse repräsentiert hingegen mehr die *postindustrielle* Achse, in der eher kleinere und mittlere Unternehmen (oder Pilotunternehmen der Großkonzerne) tätig sind, wo ein Experimentierfeld der technologischen Entwicklung aufgebaut werden soll, jedoch nicht die Großproduktion vor sich geht, wo vielmehr Forschung und Produktentwicklung, aber auch Urlaub und Freizeit im Vordergrund stehen. Die Regionen im Schnittpunkt der beiden Achsen tun gut daran, nicht zwischen der einen oder anderen Alternative zu wählen, sondern an beiden zu partizipieren. Das können sie am besten, wenn sie sich eher *dezentral* organisieren und sich die Aufgaben teilen. Wenn Bayern mit München nationalstaatlich gesehen an den Rand gerückt ist, so ist es – transnational und europäisch gesehen - sowohl durch die Süderweiterung wie durch die Osterweiterung noch mehr in das "Zentrum" gerückt.

⁶⁸ Nam / Nerb / Reuter / russ, a.a.O., 20.

⁶⁹ Marc Bonnet / Michel Weill: Prospective en Rhone-Alpes, 63. In: Futuribles, No. 150 (1991), 59-70.

⁷⁰ Gerhard Palme: Industrieregionen Österreichs: Struktur, Entwicklung, Einflüsse eines integrierten EG-Binnenmarktes, 194. In: Jahrbuch für Regionalwissenschaft 11 (1990), 184-213.

Aber lieber sollte man hier nicht von "Zentrum" sprechen, da die Spezifität dieser post-industriellen Entwicklung gerade die Schaffung eines *multizentrischen Netzwerkes* ist. In diesem Punkt findet gewissermaßen eine Rückkehr zum Mittelalter bzw. zur europäischen Urbanisation zwischen 1500 und 1800 statt.⁷¹ Das postmoderne Entwicklungsmuster gleicht dem mittelalterlichen wenigstens insofern, als auch damals die Entwicklung nicht zentral gesteuert werden konnte, trotzdem aber ein reger Handels- und Kulturaustausch stattfand. Im Unterschied zur Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, die von den monarchischen oder republikanischen Nationalstaaten bestimmt worden ist, die große Metropolitanregionen (wie Paris und Berlin, Warschau oder Madrid) geschaffen, jedoch andererseits große historische Regionen vernachlässigt oder sogar mit Gewalt unterdrückt haben, wird die jetzige Entwicklung nicht von den Nationalstaaten oder den Metropolitanregionen bestimmt, sondern eben von einem transnationalen Markt, der einerseits weit über Europa hinausgreift, andererseits aber die nationalstaatlichen Grenzen innerhalb Europas sozusagen unterläuft.

Bayern hat demnach zwei Funktionen in der Entwicklung Europas. Das eine ist seine *wirtschaftsgeographische Brückenfunktion* zwischen dem Süden Deutschlands und dem Süden wie dem Südosten und Mittelosten Europas, wobei es jedoch zum Osten insgesamt noch ein großes Wirtschaftsgefälle zu überwinden gilt, während die Zusammenarbeit mit Norditalien, der Schweiz und Österreich dazu dient, zunächst einmal das notwendige Wirtschaftspotential (aber auch die kulturellen Bindungen zu erneuern) und eine dynamische Kernzone aufzubauen, die stark genug ist, um diese Entwicklungsaufgabe im Südosten tatsächlich leisten zu können. Die zweite, damit verbundene - fast noch wichtigere - Funktion Bayerns aber ist seine *funktionale Vermittlungsfunktion*, die gerade darin besteht, beide Entwicklungsachsen, d.h. industrielle Produktionsentwicklung und post-industrielle Dienstleistungsgesellschaft, immer wieder miteinander zu verkoppeln und - wenn es nicht zu moralistisch klingt - miteinander zu "versöhnen". Es kann ja nicht darum gehen, im Osten nur eine Nachholentwicklung zu initiieren, dort nur Zulieferindustrien und Produktionsstätten mit Niedriglöhnen anzusiedeln - und die gleichen "Entwicklungskosten" wie in Ost-Deutschland zu hinterlassen. Das wäre nicht nur politisch unerträglich für diese Länder, es wäre auch mittelbar zum wirtschaftlichen Nachteil der mächtigen Kernzone im Süden Deutschlands selbst, die sich beizeiten neue Entwicklungspotentiale, d.h. einerseits Anschluss- und Reserveräume für Pilotunternehmen und

⁷¹ Vgl. Jan de Vries: European Urbanisation 1500-1800, Cambridge University Press 1984, 171.

Produktionsalternativen, andererseits aber auch neue Begabungen mit hohen Arbeitsqualifikationen und zukunftsweisenden Wertvorstellungen und Motivationen, erschließen muss, wenn die eigene Entwicklung auf längere Frist gesichert sein soll. Die geographische Lage Bayerns ist nur eine Chance, die politisch und wirtschaftlich erst einmal realisiert werden muss - und dies kann nur mit einer dezidiert transnationalen Regionalpolitik geschehen, doch darf man sich diese freilich nicht zu idyllisch vorstellen.

6. Regionalismus und Föderalismus

Eine raumstrukturelle Analyse kann nur Chancen aufzeigen, sie behauptet keinen Determinismus: ob diese Chancen verwirklicht werden, hängt von der richtigen Politik ab, und zwar nicht nur eines Partners, sondern vieler Akteure (nämlich von Regierungen und Unternehmen, Banken und Kommunen, nicht zuletzt aber von den qualifizierten Arbeitnehmern selbst, von Berufsverbänden und von Forschungs- und Planungsinstituten), die in Kooperation und Konkurrenz wechselnde Koalitionen bilden und deren synergetisches Ergebnis unmöglich im einzelnen vorausgesagt werden kann. Der Süden Deutschlands scheint aufgrund der eigenen politischen Konstitution besonders geeignet für eine *föderalistische* und regionalistische Entwicklungspolitik.⁷² Da Österreich und die Schweiz ebenfalls bundesstaatlich organisiert sind und Belgien sich einer föderalistischen Organisation annähert, da die Lombardei und die Region Rhone-Alpes als starke Wirtschaftszentren mehr Unabhängigkeit von der Zentrale sich erkämpft haben,⁷³ da Südtirol sein Autonomiestatut erhalten, da Slowenien und Kroatien, die Tschechei und die Slowakei sich dem sozialistischen Staatszentrismus entwunden haben, sind die Voraussetzungen der Zusammenarbeit besser denn je.⁷⁴ Anzumerken ist jedoch, dass die EG *rechtlich* immer noch auf einer Integration von unitarischen Zentralstaaten beruht und dass im Entscheidungsfall sicher keine Rücksichtnahme auf den deutschen oder einen sonsti-

⁷² Gerhard Lehmbruch: Institutional Linkages and Policy Networks in the Federal System of West Germany, 231. In: Publius 19 (1989), 221-235.

⁷³ Arthur Benz: Regionalization and Decentralization, in: H. Bakus/ W.M. Chandler, eds.: Federalism and the Role of the State, Toronto: University of Toronto Press, 1987, 127-146.

⁷⁴ Zum Überblick vgl. Fried Esterbauer/ Peter Pernthaler, Hrsg.: Europäischer Regionalismus am Wendepunkt: Bilanz und Ausblick, Wien: Braumüller, 1991.

gen Föderalismus zu erwarten ist.⁷⁵ Wenn sich föderalistische Prinzipien durchsetzen, dann nur durch die Macht des Faktischen, und zunächst wohl auch nur in einer mitteleuropäischen Kernzone.

Auf keinen Fall aber kann sich der Begriff einer regionalen Entwicklungspolitik weiterhin in dem erschöpfen, was die EG bisher als "*Regionalpolitik*" bezeichnet und betrieben hat, nämlich eine bloße Hilfs- und Förderpolitik für rückständige Agrarregionen oder für im Niedergang befindliche Industrieregionen. Auch die Einheitliche Europäische Akte (EEA) hat jedoch keine anderen Zielsetzungen.⁷⁶ Diese Regionalpolitik krankt daran, dass sie nur reaktiv (statt proaktiv) ist, dass sie eher dazu tendiert, entwicklungsunfähige Strukturen zu erhalten, als neue Entwicklungen in Gang zu setzen. Ohnehin sind die Mittel des Regionalfonds völlig unzulänglich, zumal sie mit der Gießkanne breit über die halbe EG verstreut werden. Auch wenn der Haushaltsansatz für diese Strukturpolitik völlig überproportional von 1992 auf 1997 von 37,9 Mrd. DM auf 59,8 Mrd. DM (von 28 auf 33% des EG-Haushalts) ansteigen soll,⁷⁷ so erreicht dieses Volumen nicht einmal 1% des BSP der EG, während die Bundesrepublik beispielsweise etwa 15%, Frankreich 22% und Großbritannien 33% ihrer zentralstaatlichen Haushalte als fiskalpolitisches Umverteilungspotential einsetzen.⁷⁸ Zudem ist diese Regionalpolitik gerade zentralistisch organisiert, indem nämlich die zentralistische EG-Kommission sich ihrerseits allein der zentral-nationalstaatlichen Vorschläge und Vorgaben bedient.⁷⁹ Was damit bewirkt wird, ist gerade keine regionale Entwicklungspolitik im Sinne gewachsener Regionen, sondern eine zentralstaatliche Nothilfe- und Ausgleichspolitik, die dem sog. "Konvergenzziel" der EG folgt. Gegen das Ziel, die ärmsten Regionen besonders zu fördern und für eine

⁷⁵ Karl-Heinz Rolfes: Regionale Wirtschaftsförderung und EWG-Vertrag, Köln: Heymanns, 1991, 204 f.; Willy Spannowsky: Der Handlungsspielraum und die Grenzen der regionalen Wirtschaftsförderung des Bundes/Berlin: Duncker & Humblot, 1987, 90f.

⁷⁶ Bernd Spiekermann, u.a.: Europäische Regionalpolitik, Stuttgart: Deutscher Gemeindeverlag, 1988, 16ff.

⁷⁷ Rüdiger Parsche: Die künftige Finanzverfassung der Europäischen Gemeinschaft: Ist für ein "Europa der Regionen" eine Neustrukturierung erforderlich? 35. In: Ifo-Schnelldienst (1992/17-18), 35-39.

⁷⁸ Fritz W. Scharpf: Regionalisierung des europäischen Raums - Die Zukunft der Bundesländer im Spannungsfeld zwischen EG, Bund und Kommunen, 21. In: Cappenberger Gespräche der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft: Regionalisierung des Europäischen Raums, Köln: Kohlhammer, 1989, 7-33.

⁷⁹ Ebd., 30ff.

Milderung der Disparitäten zu sorgen, gibt es gewiss nichts zu sagen; nur hat das wenig mit einer *regionalen Entwicklungspolitik* zu tun. Solange nicht der Grundsatz der Parität gewährleistet ist, d.h.: dass diejenige Ebene, die die Aufgaben tatsächlich erfüllt, auch für die Einnahmen zuständig sein soll, ist nicht zu erwarten, dass eine eigeninteressierte und eigenverantwortliche Entwicklungspolitik in Gang gesetzt wird, vielmehr wird der bloße Transfer von den wirtschaftsstarken auf die wirtschaftsschwachen Regionen die letzteren den Funktionserfordernissen der starken Regionen unterwerfen. Solange wird auch die Regionalpolitik gespalten bleiben: Der spontanen Entwicklung der starken Regionen, die privat und öffentlich ein Vielfaches an Finanzmitteln einzusetzen haben, stehen die schwachen Regionen als Bittgänger der Europäischen Gemeinschaften gegenüber, die bestenfalls hoffen können, die krassen Defizite auszugleichen – wenn sie sich nicht ohnehin völlig den starken Regionen unterordnen müssen.

Entgegen den Befürchtungen, die EEA werde durch die Setzung von gemeinsamen Rahmenbedingungen weitere zentralistische Vorgaben für die nationale Politik schaffen,⁸⁰ ist jedenfalls derzeit vielmehr eine Stärkung der Regionen und des föderalistischen Prinzips bzw. eine Schwächung der nationalstaatlichen wie auch der supranationalen Politik zu beobachten.⁸¹ Unser politisches System stellt ein System von *vier Ebenen* dar, nämlich von EG, Nationalstaat (Bundesstaat), Bundesländern und Kommunen. Am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland jedenfalls ist die starke Position der Länder und Kommunen nachzuweisen: der Bund konnte 1987/89 über 13,1% des BSP verfügen, die Bundesländer über 13,0%, und die Gemeinden über 8,8%, während der EG nur etwas über 0,8% des EG-BIP zur Verfügung standen.⁸² Nun klaffen wirtschaftliches Gewicht und politische Macht bzw. rechtliche Bindewirkung oft weit auseinander, indem praktisch nur der Nationalstaat als originärer Träger aller Hoheitsrechte angesehen wird. Doch haben sich hier gerade angesichts der EEA schon bemerkenswerte Korrekturen ergeben: Die Länder der Bundesrepublik Deutschland haben bereits moniert, dass sie

⁸⁰ Hartmut Klatt: Forty Years of German Federalism: Past Trends and New Developments, S. 201, in: Publius 19 (1989), 185-202.

⁸¹ Gerda Zellentin: Die Schimäre des europäischen Superstaats, 703. In: Blätter für deutsche und internationale Politik (1992/6), 698-708; Martin Saeter: Föderalismus und Konföderalismus als Strukturelemente europäischer Zusammenarbeit, 121f. In: Jahrbuch für Politik I (1991), 103-126.

⁸² Horst Zimmermann: Gewichtsverlagerungen im föderativen Staatsaufbau unter EG-Einfluß?, 452, in: Wirtschaftsdienst (1990/9), 451-456; Rüdiger Voigt: Financing the German Federal System in the 1980s, S. 103, in: Publius 19 (1989), 99-113.

der Bundesregierung nicht das Recht übertragen haben, ländereigene Kompetenzen im Bereich der Raumordnung und Landesplanung, der Wirtschaftspolitik und Regionalentwicklung, der Bildungs- und Kultur-, der Forschungs- und Technologiepolitik bzw. generell der Kulturpolitik an die EG abzutreten. Sie behalten sich sogar eine eigenständige Rolle in der Pflege der auswärtigen Beziehungen vor, und sie fordern künftig einerseits die Einschaltung des Bundesrates bei allen die Länder betreffenden EG-Beschlüssen, andererseits die Schaffung eines "Regionalorgans" bei der EG-Kommission.⁸³ Im Rahmen des Europarates wurde bereits eine "Ständige Konferenz der Gemeinden und Regionen Europas" geschaffen; selbst die KSZE versucht, sich (wie im Falle Jugoslawiens) vom nationalstaatlichen Territorialprinzip zu lösen und beginnt das Selbstbestimmungsrecht der Völker und Nationalitäten anzuerkennen.⁸⁴

Ein föderalistisches Konzept der Regionalpolitik beruht auf den Prinzipien der *Dezentralisierung* und der *Subsidiarität*. Grundsätzlich sollen alle Aufgaben, die von den Kommunen und Regionen, von interkommunalen und interregionalen Zweckverbänden und Planungsorganisationen wahrgenommen werden können, auch tatsächlich von diesen durchgeführt werden. Das hat meist den Vorteil der besseren Ortskenntnis, der höheren Motivation und unmittelbaren Verantwortung, und insgesamt jedenfalls der größeren strukturellen Vielfalt und funktionalen Flexibilität. Sofern sie aus finanziellen, organisatorischen oder anderen Gründen dazu nicht oder nur unzureichend in der Lage sind, muss die nächst höhere Ebene diese Aufgaben zumindest unterstützen, notfalls aber auch selbst übernehmen. Das Subsidiaritätsprinzip muss aber keineswegs nur nach unten, zur kommunalen Idylle führen; es gilt ja auch umgekehrt, dass die übergeordneten Ebenen für eine zureichende Mittelausstattung der unteren Ebenen und für die notwendige Rahmenplanung zu sorgen haben. Baden-Württemberg und Bayern haben dies – dem Bund zum Verdruss, der in raumordnerischer und stadtplanerischer, in industrie- und umweltpolitischer Hinsicht lange Zeit jedoch völlig inaktiv geblieben ist –

⁸³ Hans-Joachim Schütz: Bund, Länder und Europäische Gemeinschaften, in: Der Staat 28 (1989), 201-224; Michael Borchmann: Doppelter Föderalismus in Europa, in: Europa-Archiv, Folge 11 (1991), 340-348.

⁸⁴ Bernard von Plate: Subregionalismus: Eine Zwischenebene der gesamteuropäischen Ordnung, in: Europa-Archiv, Folge 19 (1991), 558-566.

ausgiebig getan: man hat ihnen "Neomerkantilismus" vorgeworfen, aber ihre mangelnde "Bundesfrömmigkeit" hat sich gelohnt.⁸⁵

Zum Teil decken sich hier sogar die Interessen der Länder und Regionen mit denen der Kommission, die durch direkte Kooperationsbeziehungen ("by-passing the nation state") eine Stärkung der eigenen Position besonders gegenüber den großen Nationalstaaten erreichen kann.⁸⁶ Dennoch ist die Vorstellung eines "*Europa der Regionen*" (im Sinne einer "Europa-Unmittelbarkeit" der Länder oder Regionen) insofern utopisch, als nur ein Teil der europäischen Staaten föderal gegliedert ist und auch hier die Länder- oder Regionalstrukturen höchst ungleich sind, so dass eine Integration der Regionalebene nur über das Subsidiaritätsprinzip zu verwirklichen ist, unabhängig davon, wie immer dieses von den Nationalstaaten verstanden und praktiziert werden mag.⁸⁷ Selbst der von seiner Konstitution her stärkste Vertreter des föderalistischen Prinzips, das wiedervereinigte Deutschland, wird durch die Osterweiterung bzw. die politische und wirtschaftliche Schwäche der Neuen Bundesländer und die damit verbundenen sozialen Disparitäten gezwungen sein, stärker zu zentralistischen Umverteilungs- und Ausgleichsmechanismen zu greifen.⁸⁸ Dieser Tendenz können höchstens die großen Bundesländer (Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg, Bayern, Niedersachsen) widerstehen; doch mit einem "Europa der Regionen" hat das dann wenig zu tun, da diese Länder selbst wieder zentralistisch verwaltet sind und da sie -wirtschaftlich wie politisch-historisch gesehen - mehrere und oft sehr heterogene Regionen umfassen. Auf keinen Fall könnte ein "Europa der Regionen" als eine Rückkehr in die Vergangenheit verstanden werden: Nach Einführung der Einheitlichen Europäischen Akte sind vielmehr Rahmenbedingungen geschaffen, die eine Regionalpolitik über die Nationalstaatsgrenzen hinweg ermöglichen oder erfordern. Regionen werden dabei nicht mehr nur nach nationalstaatlichen Verwaltungsdistrikten

⁸⁵ Norbert Kloten: Neomerkantilismus in Baden-Württemberg: Zur Regionalisierung der Wirtschaftspolitik, in: Rudolf Henn, Hrsg.: Technologie, Wachstum und Beschäftigung (Festschrift für Lothar Späth), Berlin: Springer, 1987, 850-868; Christopher S. Allen: Corporatism and Regional Economic Policies in the Federal Republic of Germany, in: Publius 19 (1989), 147-164.

⁸⁶ Joachim J. Hesse / Wolfgang Renzsch, a.a.O., 566.

⁸⁷ Hartmut Klatt: Bundesstaaten vor den Herausforderungen der Gegenwart, 600. In: Staatswissenschaft und Staatspraxis 1990, 588-602.

⁸⁸ Fritz W. Scharpf: Föderalismus an der Weggabelung: eine Replik, 582. In: Staatswissenschaft und Staatspraxis 1990, 579-588.

konzipiert werden können, sondern mehr und mehr nach übergreifenden raumplanerischen Kriterien, die sich wiederum aus der Wirtschaftstätigkeit der Gebietskörperschaften und Unternehmen, ihrem tatsächlichen Wirkungs- und Einzugsbereich ergeben. Die Einfluss- und Verantwortungsbereiche der Großstädte und Industriezentren (was z.B. den Personennahverkehr, den Fern- und Flugverkehr, die Erschließung von Wasserreservoirs, die Krankenhausversorgung, Hochschulwesen, Stromversorgung, Müllabfuhr oder ökologische Auswirkungen betrifft) sind in der Regel um ein Vielfaches größer als die historischen Landschaften und die feudalstaatlichen Verwaltungsbezirke; was die Kapital- und Informationsflüsse, was Forschung und technische Entwicklung betrifft, fällt der Prozess der Regionalisierung ohnehin mit einem Prozess der *Globalisierung* zusammen.⁸⁹ Der Prozess der Regionalisierung macht Europa (entgegen den Erwartungen eines romantischen Regionalismus) jedenfalls nicht kleinräumiger, sondern großräumiger und (hoffentlich) auch offener als das (in seiner politischen Bedeutung allmählich zurücktretende) Europa der Nationalstaaten.

⁸⁹ J.N. Behrman: Globalization and the Future of Cities, 51. In: Futures Research Quarterly (1992/1), 41-74.

IX Schriftenverzeichnis Walter L. Bühl

Stand: Januar 2002¹

Buchveröffentlichungen

Schule und gesellschaftlicher Wandel. Der organisierte Notstand der Bundesrepublik: Ein Vergleich im Rahmen der OECD-Länder. Stuttgart: Klett, 1968.

Evolution und Revolution: Kritik der symmetrischen Soziologie. München: Goldmann, 1970.

Schulreform: Daten – Fakten – Analysen: Eine soziologische Kritik am Strukturplan des Bildungsrates. München: Goldmann, 1971.

(als Hrsg. u. Mitverf.) Konflikt und Konfliktstrategie: Soziologische Aufsätze. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1972.

(als Hrsg. u. Mitverf.) Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1972.

(als Hrsg. u. Mitverf.) Reduktionistische Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1974.

(als Hrsg. u. Mitverf.) Funktion und Struktur: Soziologische Aufsätze. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1975.

Einführung in die Wissenschaftssoziologie. München: Beck, 1974 (Introduzione alla sociologia della scienza. Napoli: Liguori, 1981).

Theorien sozialer Konflikte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976.

Transnationale Politik: Internationale Beziehungen zwischen Hegemonie und Interdependenz. Stuttgart: Klett-Cotta, 1978.

Ökologische Knappheit: Gesellschaftliche und technologische Bedingungen ihrer Bewältigung. Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht, 1981.

¹ Das Veröffentlichungsverzeichnis wurde von Walter Bühl kurz vor seiner Erkrankung noch selber 2002 für das Projekt IGIS (Informationen zur Geschichte des Instituts für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Prof. Dr. Karl Martin Bolte) zusammengestellt. Die Ergänzungen/Korrekturen wurden von den HerausgeberInnen vorgenommen.

- Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen: Mohr, 1982.
- Die Angst des Menschen vor der Technik: Alternativen im technologischen Wandel. Düsseldorf: Econ, 1983.
- Krisentheorien: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Übergang. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1984.
- Die Ordnung des Wissens. Berlin: Duncker & Humblot, 1984.
- Eine Zukunft für Deutschland: Grundlinien der technologischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklung. München: Olzog, 1985.
- Das Ende der amerikanisch-sowjetischen Hegemonie? Internationale Politik im Fünften Kondratieffschen Übergang. München: Olzog, 1986.
- Kulturwandel: Für eine dynamische Kultursoziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1987.
- Sozialer Wandel im Ungleichgewicht: Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen. Stuttgart: Enke, 1990.
- Deutschland im sozioökonomischen Systemvergleich: Diagnose und Entwicklungsperspektiven. Opladen: Leske & Budrich, 1992.
- Wissenschaft und Technologie. An der Schwelle zur Informationsgesellschaft. Göttingen: Schwartz, 1995.
- Verantwortung für Soziale Systeme. Grundzüge einer globalen Gesellschaftsethik. Stuttgart: Klett-Cotta, 1998.
- Das kollektive Unbewußte in der postmodernen Gesellschaft. Konstanz: UVK, Uni-Verlag, 2000.
- Phänomenologische Soziologie: Ein kritischer Überblick. Konstanz: UVK, Uni-Verlag, 2002.
- Historische Soziologie – Theoreme und Methoden. Münster: Lit Verlag, 2003.
- Musiksoziologie. Bern: Peter Lang Verlag, 2004.

Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften

- „Volksgeist“ und „Weltgeist“ revidiert? Denkmodelle einer Theorie der Nationwerdung.
In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 18 (1966), 454-471.

- Konvention als „System“? Zur Theorie der Modernisierung. In: *Archives Européennes de Sociologie* 9 (1968), 264-291.
- Gesellschaftssystem und Schulsystem im modernen Industriestaat. In: *Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 14 (1968), 277-299.
- Reform, Kapazitätsregelung oder Refeudalisierung? Zum Problem der Hochschulreform in der Bundesrepublik. In: *Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik* 17 (1968), 226-244.
- Zur Typologie der Nationalen Ordnung und das Problem der Soziologie. In: *Sociologia Internationalis: Internationale Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 7 (1969), 1-31.
- Das Ende der zweiwertigen Soziologie: Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien. In: *Soziale Welt* 20 (1969), 163-180.
- Dialektische Soziologie und soziologische Dialektik. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 21 (1969), 715-751.
- Schule und Begabungsentwicklung: Zur Situation des Schulwesens in der Bundesrepublik. In: *Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik* 18 (1969), 24-31.
- Die Unteilbarkeit der politischen Bildung: Ein soziologischer Erklärungsversuch. In: *Staat – Gesellschaft – Erziehung* 14 (1969), 24-31.
- Mobilisierung oder Demobilisierung? Zu den Empfehlungen des Bildungsrates zur Neugestaltung der Abschlüsse im Sekundarschulwesen. In: *Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik* 18 (1969), 217-223.
- „Ariel und Kaliban“: Zur soziologischen Theorie der Institutionalisierung. In: *Der Staat: Zeitschrift für Staatslehre, öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte* 9 (1970), 365-386.
- Regulation oder Mobilisation? Zur soziologischen Strategie der Schulreform. In: *Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 16 (1970), 451-483.
- Das Dilemma unserer Bildungspolitik. In: *Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik* 19 (1970), 204-226.
- Schulreform als gesellschaftlicher Prozeß. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 17 (1971), 315-336.

- Zur bildungspolitischen Situation der Lehrerbildung. In: Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik 20 (1971), 116-134.
- Industriegesellschaft und Berufsbildung. In: Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik 20 (1971), 201-216.
- Ethologie und Politikwissenschaft. In: Zeitschrift für Politik 23 (1976), 135-156.
- Die „postindustrielle Gesellschaft“, eine verfrühte Utopie? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35 (1983), 771-780.
- Gibt es eine soziale Evolution? In: Zeitschrift für Politik 31 (1984), 302-332.
- Ein neues Paradigma oder ein neuer Mythos? In: Zeitschrift für Politik 31 (1984), 333-341.
- Soziale Konflikte und gesellschaftlicher Wandel. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1984, 89-96.
- Die Dynamik sozialer Konflikte in katastrophentheoretischer Darstellung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36 (1984), 641-666.
- Kondratieffscher Zyklus und Kulturwandel: Die zwanziger und die siebziger Jahre im Vergleich. In: Geschichte und Gegenwart 5 (1986), 171-200.
- Soziologie und Systemökologie. In: Soziale Welt 37 (1986), 363-389.
- Für eine Revision der Wissenssoziologie. In: Annali di Sociologia 2 (1986/II), 119-138 (ital.: 139-156).
- Strukturkrise und Strukturwandel am Beispiel der Bundesrepublik. In: Sonderband 4 der „Sozialen Welt“ (1986), 141-166.
- Kultur als System. In: Sonderheft 27 der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (1986), 171-200 (serbokroatisch: Kultura kao sistem. In: Dijalog 1987/3-4, 125-151).
- Aufbau und Dynamik der Gefühle: Eine katastrophentheoretische Darstellung. In: Soziologenkorrespondenz / Neue Folge 12 (1987), 106-138.
- Über den Auf- und Abstieg von Zivilisationen: Versuch einer systemökologischen Reinterpretation. In: Sociologia Internationalis: Internationale Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 24 (1987), 1-55.

- Grenzen der Autopoiesis. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39 (1987), 225-254.
- Revolution und Systemtransformation. In: Politische Vierteljahresschrift 28 (1987), 162-196.
- Zwischen Kalkül und Katastrophe: Systemtheoretische Überlegungen zur Dynamik des Krieges. In: Zeitschrift für Politik 34 (1987), 233-248, 339-369.
- Koordinierte Zukunftsplanung: Möglichkeiten und Grenzen. In: Freiheit der Wissenschaft 11 (1987), 7-12.
- Die dunkle Seite der Soziologie: Zum Problem der gesellschaftlichen Fluktuation. In: Soziale Welt 39 (1988), 18-46.
- Die Historizität sozialer Systeme. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 14/1 (1989), 3-15.
- Entwicklungslinien einer soziologischen Systemtheorie. In: Annali di Sociologie 5 (1989/II), 13-46 (ital.: 47-79).
- Sozialwissenschaften jenseits des Gleichgewichtspfades. In: Soziale Welten 40 (1989), 97-110.
- Zwischen Offenheit und Richtungslosigkeit: Zur Situation der Zukunftsplanung in der Bundesrepublik Deutschland. In: Der Staat 28 (1989), 525-556.
- Deutschland als föderativer und transnationaler Staat. In: Zeitschrift für Politik 37 (1990), 233-263.
- Heraklit, Heidegger, Prigogine – oder: Die nicht-lineare Dynamik des sozialen Wandels. In: Annali di Sociologia 7 (1991/I), 163-173 (ital.: 174-184).
- Vergebliche Liebe zum Chaos. In: Soziale Welt 43 (1992), 26-47.
- Musiksoziologie an der postmodernen Wende. In: Soziale Welt 45 (1994), 338-362.
- Internationale Regime und europäische Integration. In: Zeitschrift für Politik 42 (1995), 122-148.
- Zeit der Abgesänge. In: Ethik und Sozialwissenschaften 6 (1995), 252-254.
- Das Konzil der Lexikographen. In: Ethik und Sozialwissenschaften 7 (1996), 16-18.
- Die Technikethik zwischen Handlungsethik und Systemethik. In: Ethik und Sozialwissenschaften 7 (1996), 217-219.

Aggregationen sind keine Systeme. In: Ethik und Sozialwissenschaften 7 (1996), 601-603.

Interdisziplinärer Opportunismus als Prinzip oder als Problem? In: Ethik und Sozialwissenschaften 8 (1997), 533-536.

Der „Tanz des Lebens“ und seine Moral. In: Ethik und Sozialwissenschaften 9 (1998), 287-289.

Ohne Interpretationsgemeinschaft geht es nicht. In: Ethik und Sozialwissenschaften 10 (1999), 11-13.

Beiträge zu wissenschaftlichen Sammelwerken

Pädagogik, Soziologie, Pädagogische Soziologie. In: Helmut Debl, Hrsg.: Die Pädagogik im Dialog mit ihren Grenzwissenschaften. München: Ehrenwirth, 1971, 91-123.

Entwicklungslinien der Konfliktsoziologie. In: W. L. Bühl, Hrsg.: Konflikt und Konfliktstrategie. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1972, 9-64.

Die alte und die neue Verstehende Soziologie. In: W. L. Bühl, Hrsg.: Verstehende Soziologie. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1972, 7-76.

Theorie und Paratheorie. In: Günther Albrecht, Hansjürgen Daheim, Fritz Sack, Hrsg.: Soziologie – Festschrift für René König. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag, 1973, 48-67.

Stichwörter „Soziologie, verstehende; Verstehen, Fremdverstehen; Relevanzstruktur; Plausibilitätsstruktur; Umwelt/Mitwelt; Einstellungsbeziehung; Intentionalität; Konstitutionsanalyse; Wesensschau; Wirklichkeit; Wirklichkeitsabsicherung; Wirklichkeitsebenen, soziale; Alternation; Institution; Institutionalisierung; Komplex, institutioneller; Einrichtung, soziale; Hintergrundserfüllung; Person, kollektive; Universalisierung“. In: W. Fuchs, R. Klima, R. Lautmann, O. Rammstedt, H. Wienold, Hrsg.: Lexikon der Soziologie. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag, 1973 (Neuaufgabe 1994).

Reduktionismus: Die Soziologie als Naturwissenschaft? In: W. L. Bühl, Hrsg.: Reduktionistische Soziologie. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1974, 9-109.

Funktionalismus und Strukturalismus. In: W. L. Bühl, Hrsg.: Funktion und Struktur. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1975, 9-97.

- Max Scheler. In: Dirk Käsler, Hrsg.: *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 2. München: Beck, 1978, 178-225, 453-464, 520-538.
- Strukturalismus/Strukturfunktionalismus. In: J. Speck, Hrsg.: *Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1980, 609-615.
- Das ökologische Paradigma in der Soziologie. In: H. Niemeyer, Hrsg.: *Soziale Beziehungsgeflechte – Festschrift für Hans Winkmann*. Berlin: Duncker & Humblot, 1980, 97-122.
- Anthropologie III (Sozial- und Kulturanthropologie). In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 1. Freiburg: Herder, 1985, 181-186.
- Die Sondergeschichte der bayerischen Industrialisierung im Blick auf die postindustrielle Gesellschaft. In: C. Grimm, Hrsg.: *Aufbruch ins Industriezeitalter: Linien der Entwicklungsgeschichte*. München: Oldenburg, 1985, 203-227.
- Die Bundesrepublik zwischen Strukturkrise und Strukturwandel. In: S. Hradil, Hrsg.: *Sozialstruktur im Umbruch – Festschrift für Karl Martin Bolte*. Opladen: Leske, 1985, 109-127.
- Evolution II (Soziale Evolution). In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 2. Freiburg: Herder, 1986, 523-526.
- Gesellschaft. In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 2. Freiburg: Herder, 1986, 966-972.
- Gleichheit. In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 2. Freiburg: Herder, 1986, 1065-1068.
- Kulturanthropologie und Systemtheorie. In: W. v. d. Ohe, Hrsg.: *Kulturanthropologie: Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin – Festgabe für E. K. Francis*. Berlin: Duncker & Humblot, 1987, 443-472.
- Intellektuelle. In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 3. Freiburg: Herder, 1987, 118-121.
- Die Zukunft der Selbstständigen. In: *Studiengesellschaft für Mittelstandsfragen: Ziele, Möglichkeiten und Grenzen der Mittelstandspolitik*. München, 1987, 23-43.
- Sozialer Konflikt. In: H. Krings, Hrsg.: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 4. Freiburg: Herder, 1988, 1235-1237.

- Katastrophentheorie. In: G. Endruweit, B. Lutz, G. Grommsdorff, Hrsg.: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke/dtv, 1988, 327-330.
- Sozialtechnik. In: H. Krings, Hrsg.: Staatslexikon der Görresgesellschaft, Bd. 5. Freiburg: Herder, 1989, 436-439.
- Transnationale Beziehungen. In: H. Krings, Hrsg.: Staatslexikon der Görresgesellschaft, Bd. 5. Freiburg: Herder, 1989, 500-502.
- Wissenssoziologie. In: H. Krings, Hrsg.: Staatslexikon der Görresgesellschaft, Bd. 5. Freiburg: Herder, 1989, 1111-1114.
- Kultursoziologie. In: Evangelisches Kirchenlexikon. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989, 1511-1513.
- Der Zwang zum Fortschritt. In: Bundeszentrale für politische Bildung: Prinzip Fortschritt? Bonn, 1989, 54-87.
- Phenomenological Reduction, Functional Insight and Intuition of Essences: Dimensions and Principles of a Sociology of Verstehen in the Writings of Max Scheler. In: H. J. Helle, Hrsg.: Essays in Interpretative Sociology. New York/Frankfurt a. M.: Lang, 1991, 79-105.
- Politische Grenzen der Autopoiese sozialer Systeme. In: Hans R. Fischer, Hrsg.: Autopoiesis: Eine Theorie im Brennpunkt der Kritik. Heidelberg: Auer, 1991, 201-225.
- Contemporary German Sociology. In: Raj P. Mohan, Arthur S. Wilke, eds.: International Handbook of Contemporary Developments in Sociology. Westport, Conn.: Greenwood Press, 1994, 122-152.
- Gesellschaftliche Grundlagen der deutschen Außenpolitik. In: Karl Kaiser, Hanns W. Maull, Hrsg.: Deutschlands neue Außenpolitik, Bd. 1: Grundlagen. München: Oldenburg, 1994, 175-201.
- Stichwort „Bürgertum“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2. 1994, 805f.
- Stichwort „Bürokratie“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2. 1994, 813f.
- Stichwort „Culture“. In: International Encyclopedia of the Church. Grand Rapids, Mich.: Erdmans, 1995, 173.
- Stichwort „Gesellschaft (soziologisch)“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4. 1995, 576-578.

- Transformation oder strukturelle Evolution? Zum Problem der Steuerbarkeit von sozialen Systemen. In: Gerhard Preyer, Hrsg.: Strukturelle Evolution und das Weltsystem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998, 363-384.
- Luhmanns Flucht in die Paradoxie. In: Gerhard Wagner/Merz-Benz, Hrsg.: Die Logik der Systeme. Konstanz: UVK, 2000, 225-256.
- Stichwort „Wissenssoziologie“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10. 2000, 1252.
- Former GDR between „Transformation“ and „Social Evolution“. In: Gerhard Preyer, Mathias Bös, Hrsg.: On a Sociology of Borderlines: Social Process in Time of Globalization (Protosociology vol. 15). Frankfurt, 2001, 232-243.
- Zur Komplexität von Systemtransformationen. In: Arndt Hopfmann, Michael Wolf, Hrsg.: Transformationstheorie – Stand, Defizite, Perspektiven. Münster: LIT, 2001, 53-92.
- Globalisierung als Kulturwandel. In: Peter-Ulrich Merz-Benz, Gerhard Wagner, Hrsg.: Kultur in Zeiten der Globalisierung. Konstanz: UVK, 2003.

Besprechungen in wissenschaftlichen Zeitschriften

- Cynthia Eagle Russett: The Concept of Equilibrium in American Social Thought. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20 (1968), 122f.
- Rolf Denker: Individualismus und mündige Gesellschaft. In: Sociologia Internationalis 6 (1968), 252-255.
- Wolfgang Lipp: Institution und Veranstaltung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22 (1970), 392-394.
- Bert F. Hoselitz: Wirtschaftliches Wachstum und Sozialer Wandel. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 15 (1971), 94f.
- Dieter Fröhlich: Nationalismus und Nationalstaat in Entwicklungsländern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 23 (1971), 624f.
- Heinrich Stieglitz: Soziologie und Erziehungswissenschaft. In: International Review of Education 18 (1972), 147-149.
- Helmut Schelsky, Hrsg.: Zur Theorie der Institution. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 24 (1972), 862ff.

- Hans Maier, Klaus Ritter, Ulrich Matz, Hrsg.: Politik und Wissenschaft. In: Die Mitarbeit: Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik 22 (1973), 80-83.
- Adam Kuper, Hrsg.: The Social Anthropology of Radcliffe-Brown. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 30 (1978), 177f.
- Horst Baier, Hrsg.: Freiheit und Sachzwang. In: Soziologische Revue 2 (1979), 399ff.
- Shmuel N. Eisenstadt: Tradition, Wandel und Modernität. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (1980), 795f.
- August Nitschke: Revolutionen in Naturwissenschaft und Gesellschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (1980), 796-798.
- Rudolf Hamann: Revolution und Evolution. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34 (1982), 375f.
- Birgitta Nedelmann: Rentenpolitik in Schweden. Ein Beitrag zur Dynamisierung soziologischer Konfliktanalyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35 (1983), 375f.
- Shmuel N. Eisenstadt: Revolution und Transformation von Gesellschaften. In: Soziologische Revue 7 (1984), 213-217.
- Werner Link: Der Ost-West-Konflikt. In: Politischer Vierteljahresschrift Literatur (1990), 174f.
- Hondrich et al.: Probleme der Leistungsgesellschaft. In: Politische Vierteljahresschrift Literatur (1990), 328f.
- Christopher G. A. Bryant, Henk A. Becker, Hrsg.: What Has Sociology Achieved? Houndsmill: Macmillan, 1990. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 42 (1990), 765-767.
- M. Rainer Lepsius: Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43 (1991), 775-777.
- Niklas Luhmann: Soziologie des Risikos. Berlin: deGruyter, 1991. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44 (1992), 562f.
- Lieseke van Vucht Tijssen: Auf dem Weg zur Relativierung der Vernunft. In: Soziologische Revue 15 (1992), 43f.

Klaus von Beyme: Theorie der Politik im 20. Jahrhundert. In: Soziologische Revue 16 (1993), 156ff.

Richard Münch, Neil J. Smelser, Hrsg.: Theory of Culture. In: Soziologische Revue 17 (1994), 465-467.

X Angaben zu den AutorInnen

Dr. rer. soc. **Dirk Baecker**, Jg. 1955, Professor für Kulturtheorie und -analyse an der Zeppelin University, Am Seemoser Horn 20, 88045 Friedrichshafen, E-Mail: dirk.baecker@zeppelin-university.de.

Dr. **Reinhard Bauernfeind**, wissenschaftlicher Mitarbeiter und wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl von Prof. Dr. Walter L. Bühl von 1992 bis 2001; seit 2001 in der Softwareentwicklung tätig (KI, Evolutionäre Algorithmen, Expertensysteme).

Prof. Dr. **Walter Ludwig Bühl**, geb. 01.01.1934 in Pocking/Niederbayern, gest. 26.04.2007 in Oberau/Garmisch-Partenkirchen, nach einer Gastdozentur in Bern von 1974 bis 1996 Ordinarius für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Nina Degele, Jg. 1963, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstr. 15, 79085 Freiburg, nina.degele@soziologie.uni-freiburg.de. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/Sport, qualitative Methoden.

Prof. Dr. **Claudius Gellert**, Jg. 1944, Studium der Soziologie, Philosophie und Psychologie in München, Frankfurt und Sussex. MA München, Ph.D. Cambridge, Habilitation Humboldt U. Berlin. Assistent bei Prof. Bühl. Weitere Lehr- und Forschungsanstellungen: Cambridge U., Harvard U., Klagenfurt U., Florenz (EUI), Humboldt U. Berlin, Reading U., U. Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Hochschulforschung, politische Soziologie.

Claus Grimm, geb. 1940, Promotion in Kunstgeschichte 1969, Volontariat an den Staatlichen Museen München 1970-1971; Assistent am Institut für Soziologie München 1973-1979, Habilitation mit Venia für Kultursociologie 1979, Vertretung des Lehrstuhls Soziologie an der Universität Stuttgart 1979-1981, Professur für Kunstwissenschaft Universität Konstanz 1985-1987, Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte 1983-2007, apl. Prof. Universität München seit 1991.

Professor Dr. **Dirk Kaesler**, Jg. 1944, Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Philipps-Universität Marburg, Ketzerbach 11, D-35032 Marburg, kaesler@staff.uni-marburg.de.

Dr. phil., Mag. rer. nat. **Willy Christian Kriz**, Jg. 1968, Diplompsychologe, Professor für Human Resource Management und Organizational Behaviour, Department Management and Research Methods, University of Applied Sciences Vorarlberg, Hochschulstr. 1, A-6850 Dornbirn, wkriz@wkriz.com. Arbeitsgebiete: Personal-, Team- und Organisationsentwicklung, Planspielmethode.

Dr. **Dieter Pfau**, geb. 1943 in München, wiss.Ass. bei W.L. Bühl 1975 - 1983. In den Folgejahren weiter in lockerem Kontakt zu W.L. Bühl und Lehraufträge am Institut für Soziologie der Universität München. Mitglied der Münchener Forschergruppe Sozialgeschichte der Literatur und des Instituts für Sozialwissenschaftliche Information und Forschung (ISIFO). Arbeitsgebiete: Wissens-, Literatur- und Musiksoziologie.

Michaela Pichlbauer, geb. 1965 in Altötting/Oberbayern, wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl Prof. Dr. Bühl von 1990-1994, von 1990-2007 geschäftsführende Gesellschafterin des SIM Sozialwissenschaftliches Institut München, seit 2008 Leiterin der Gleichstellungsstelle für Frauen der Landeshauptstadt München, Arbeitsgebiete: Systemtheorie, Organisationsentwicklung, Gender Mainstreaming und Gleichstellungspolitik; e-mail: michaela.pichlbauer@muenchen.de.

Prof. Dr. **Nicole J. Saam**, Jg. 1964, Professorin für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Erfurt, Staatswissenschaftliche Fakultät, Nordhäuser Str. 63, D-99089 Erfurt, nicole.saam@uni-erfurt.de.

Ingegerd Schäuble, Jg. 1948, Diplomarbeit bei Walter L. Bühl, Forschungsassistentin am Lehrstuhl Prof. E.K. Francis am Soziologischen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1988 Gründung des Schäuble Institut für Sozialforschung, München (Baumstr. 4, D-80469 München, schaeuble@schaeuble-institut.de).

Prof. Dr. **Michael Schmid**, Jg. 1943, Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Pädagogischen Fakultät der Universität der Bundeswehr (Neubiberg). Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie, Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaft, Dr.Michael.Schmid@t-online.de.

Prof. Dr. **Martin Riesebrodt**, Jg. 1948, Professor an der University of Chicago, Department of Sociology und Divinity School, 1025 East 58th Street, Chicago, IL 60637, USA, m-riesebrodt@uchicago.edu, Forschungsschwerpunkte: Religionssoziologie, klassische Gesellschaftstheorie.

Dr. rer. pol. **Siegfried Rosner**, geb. 1958, promovierte 1989 bei Prof. Bühl über Strukturwandlungsprozesse der (west-)deutschen Arbeitsgesellschaft, 1990-1992 Referent für gesellschaftspolitische Grundlagen- und Bildungsarbeit bei der Siemens AG München/Berlin, geschäftsführender Partner der Rosner Consult Partnerschaftsgesellschaft für Unternehmensberatung und Managementtraining, Arbeitsgebiete: Mediation, Team- und Konfliktmanagement, Verhandlungsführung, systemische Organisationsberatung; e-mail: siegfried.rosner@rosner-consult.de.

Apl. Professor Dr.med. Dr.phil. Dr.rer.pol. **Felix Tretter**, Chefarzt Suchtabteilung Isar Amper Kliniken Klinikum München Ost, Ringstrasse 9, 85529 Haar, Felix.tretter@iak-kmo.

Dr. phil. Dr. rer. pol. habil. **Heinz-Günter Vester**, geb. 1955, von 1983 bis 1993 Assistent bzw. Oberassistent Walter L. Bühls. Apl. Professor an der Universität München. Arbeitsgebiete: Allgemeine Soziologie, Kulturosoziologie, Soziologie der Emotionen, Wissenssoziologie, Tourismussoziologie.

Johanna Zebisch, Dipl.-Ing./Dipl.-Soz., geb. 1953 in Tacherting. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im SIM Sozialwissenschaftliches Institut München von 1995 bis 2008, ab November 2008 Leitung des Bereichs „Gender Mainstreaming in Medizin und Pflege“ am Städtischen Klinikum München GmbH. Arbeitsgebiete: Sozialraumstudien, Empirische Sozialforschung, Gender Mainstreaming (Gender Budgeting, Gender Medizin). E-mail: johanna.zebisich@gmx.de

Systemische Organisationsberatung und Aktionsforschung

Schriftenreihe des Instituts für systemische Aktionsforschung
herausgegeben von Siegfried Rosner

Band 1

Siegfried Rosner

Systemaufstellung als Aktionsforschung

**Grundlagen, Anwendungsfelder,
Perspektiven**

**mit Gastbeiträgen von Georg Gombos,
Henriette Katharina Lingg, Ruth Sander
und Wolfgang Zimmermann**

ISBN 978-3-86618-150-2, Rainer Hampp Verlag,
München u. Mering 2007, 173 S., € 19.80



Die Systemaufstellung hat sich in der Organisationsberatung als (Gruppen-)Simulationsverfahren für Systeme als fruchtbarer Ansatz erwiesen. Als „Aktionsmethode“ liefert sie handlungsnahe Beschreibungen von Wirkungszusammenhängen in Organisationen und vermittelt den Mitwirkenden eine Vorstellung von Funktionsweise und Gestaltbarkeit organisatorischer Beziehungsgeflechte und Regeln.

Die diesbezügliche Forschung im Rahmen einer Action Science ist aber noch rar. Dieser Band will Anregungen zum Konzept einer Systemaufstellung als Aktionsforschung bieten. Dazu werden wichtige methodologische Grundlagen des Systemaufstellungsverfahrens dargestellt und diskutiert, typische Anwendungsfelder und methodische Weiterentwicklungen der „Systemaufstellung in Aktion“ durch vier Gastbeiträge am Praxisbeispiel vorgestellt und schließlich die auf einer breiten philosophischen und psychologischen Basis von Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer entwickelten Systemischen Strukturaufstellungen (©SySt) gezielt auf soziologische Aspekte und Konzepte bezogen. Das Systemaufstellungsverfahren soll dabei als Methode einer soziologisch bewussten und auch gesellschaftstheoretisch inspirierten Aktionsforschung etabliert werden.

Bei den Interventionen der ©SySt-Schule wird mit ausgewiesenen Annahmen über Ordnungsprinzipien zum Systemerhalt gearbeitet. Am Beispiel des „Prinzips der Zugehörigkeit“ unter den Bedingungen „doppelter Entgrenzung“ werden die möglichen Folgen des Strukturwandels in Wirtschaft und Gesellschaft für die Aufstellungsarbeit und ihre interventionstheoretischen Grundlagen diskutiert. Angeregt wird, darüber zu forschen, was das Konzept des „Arbeitskraft-Unternehmers“ und die neue Sozialfigur des „Arbeitenden Kunden“ für das Verständnis systemischer Ordnungsmomente und für die systemische Interventionslehre bedeuten könnte.

